Menzel

Allgemeine Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Allgemeine Weltgeschichte.

Zweiter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Berichtigung.

Seite 268 u. ff. l. Idumäer st. Idumenäer.

Erstes Buch.

Alexander der Große.

1.

Die Schwäche des persischen Reiches.

Das große Reich des Cyrus und Darius Hystaspes hing zwar noch äußerlich zusammen, war aber im Innern schwach. Die naturwüchsige Kraft des Perserstammes und die strenge Sittenlehre Zoroasters erschlafften in der medisch-babylonischen Ueppigkeit. Die Könige führten im Harem ein schwelgerisches Leben unter Weibern und Eunuchen wie einst Sardanapal. Satrapen herrschten in den Provinzen nach Willkür und reizten zu Verrath und Aufruhr in dem Maaße, in welchem ihnen die Stimmung der Provinzen entgegenkam. Aegypten ertrug das Joch der Perser mit dem äußersten Widerwillen, weil die Eroberer ihren zoroastrischen Fanatismus gerade dieser götzenreichen Provinz am härtesten hatten fühlen lassen. Kypern, Phönikien, die kleinasiatischen, den Persern tributbaren Fürsten von Armenien, Kappadokien, Paphlagonien, Karien trachteten nach Unabhängigkeit. Die griechischen Colonialstädte in Kleinasien und auf den Inseln lagen fast immerwährend mit dem persischen Satrapen in Sardes,

welcher ganz Kleinasien verwaltete, in Streit oder intriguirten mit ihm gegen den König. Der ganze Westen des persischen Reichs war zum Abfall reif. Es schien nicht mehr natürlich, daß sich die ältern Culturstaaten in Kleinasien, Phönikien und Aegypten von den roheren und unwissenderen Persern tyrannisiren ließen, nachdem die letztern ihre kriegerische Furchtbarkeit verloren hatten. Denn schon längst hatte sich der griechische Krieger dem persischen überlegen gezeigt. Der reinere Lichtdienst der Parsen aber, die treffliche Lehre Zoroasters, wie hoch sie immer über dem Götterwesen der Babylonier, Aegypter und Griechen stehen mochte, imponirte damals nicht mehr, weil die Perser selbst in alle Schwächen und Laster Babels versunken waren. Wenn also die Ormuzddiener noch fanatisch gegen die ältern Culte verfuhren, Tempel plünderten oder zerstörten, so konnte das zu keiner wohlthätigen Reform des Heidenthums, sondern nur zu berechtigtem Widerstand und bitterem Hasse führen. Die Hauptschwäche des persischen Reichs aber lag da, wo früher seine Stärke war, im Heere. Die persischen Kerntruppen waren im Genuß ihrer Vorrechte, gleich den spätern Janitscharen, verderbt und entartet, und nur noch die im persischen Solde stehenden Griechen, und einige barbarische Hülfstruppen aus dem Norden, Saken und Skythen wurden gefürchtet. Das waren aber keine wesentlichen Bestandtheile des persischen Reichs, sondern solche, die sich leicht davon trennen ließen.

König Artaxerxes III. Ochus verfiel, nachdem er einige Energie gezeigt hatte, zuletzt doch wieder in die gewöhnliche üppige und schlappe Lebensweise und begrub sich in seinen Harem, um nur noch dem Genuß zu fröhnen. Da ermordete ihn der Eunuch Bagoas, ein Aegypter, den er zu seinem Günstling erkoren hatte. Welche Umwandlung der Dinge und welche Apathie des Volks, daß ein Aegypter den Persern befehlen konnte! Bagoas machte den Arses, jüngsten Sohn des Ochus, zum König, ließ ihn aber, als zu ungefügig, wieder umbringen und setzte den Darius Kodomannus, einen Neffen des Ochus, auf den Thron, im Jahr 336. Dieser zeigte sich gegen den Eunuchen eben so wenig gefügig und sollte daher ebenfalls aus dem Wege geräumt werden, war jedoch vorsichtig

und zwang den Bagoas, den ihm zugedachten Giftbecher selber auszutrinken.

Wenn Persien gerade in den Jahren, in denen Philipp von Makedonien Griechenland unterjochte, nicht unter der schlaffen Verwaltung eines Eunuchen gestanden hätte, würde es sich der Griechen mit viel mehr Nachdruck angenommen, den Thrakern, Athenern und Peloponnesiern Hülfe geschickt und wahrscheinlich Philipps ganzen Plan vereitelt haben. Es schickte aber nur „goldene Darike", um unter den Griechen unzuverlässige Freunde zu erkaufen. Darius Kodomannus scheint die ganze Gefahr, die ihm von Alexander drohte, nicht begriffen zu haben, sonst würde er diesem zuvorgekommen seyn. Schon befand sich eine ansehnliche persische Truppenmacht in Kleinasien, Memnon von Rhodus hatte 20,000 Griechen in persischem Solde gesammelt, eine phönikisch-ägyptische Flotte wurde gerüstet und diese ganze Macht hätte, wenn sie rasch zum Angriff vorgegangen wäre, so lange Alexander noch mit den Völkern im Hämus oder mit Theben kämpfte, die Makedonier durch Uebermacht und mit Hülfe der empörten Griechen, der Illyrier und Thraker erdrückt. Aber Darius bildete sich ein, Alexander werde entweder im Hämus oder am Isthmus besiegt oder wenigstens so geschwächt werden, daß er alsdann den Persern nicht mehr furchtbar seyn könne. Darius selbst bemühte sich nicht einmal zur Flotte, sondern blieb in seiner Hauptstadt. Das persische Heer, die persische Flotte rührten sich nicht und warteten thöricht, bis erst Philipp, dann auch Alexander mit allen seinen Gegnern in Europa fertig geworden war und nun erst recht furchtbar für Asien wurde. Als er heranrückte, rieth Memnon den Persern, sich lieber zurückzuziehen und das Land hinter sich zu verwüsten, weil die Flotte noch nicht da war, um die Makedonier am Uebergang über das Meer hindern zu können. Die persischen Herrn aber, darunter ein Sohn des Ochus und ein Eidam des Darius, wollten in ihrem dummen Stolze, nachdem sie nicht hatten angreifen wollen, jetzt wieder nicht weichen und ließen sich angreifen.

Alexander überschritt den Hellespont im Jahr 334 bei Sestos und setzte an das nahe asiatische Ufer ohne Hinderniß hinüber.

Die Perser ließen ihm sogar Zeit, noch mit aller Bequemlichkeit einen Besuch in Troja zu machen und hier aus dem Tempel der Athene die angebliche Rüstung des Achilleus zu entführen, die er nachher immer vor sich hertragen ließ. Das Heer, womit er das persische Reich zu erobern unternahm, zählte nur 30,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß. Darunter befanden sich nur 13—14,000 Makedonier, das übrige waren griechische, thessalische und thrakische Hülfstruppen, jedoch alles auserlesene und kriegsgeübte Schaaren, die ihrem genialen Feldherrn mit Lust folgten; während seine viel zahlreicheren Gegner weniger tüchtig und ihre Führer uneinig waren. Den Kern der Makedonier bildete die Phalanx der Schwergeharnischten mit ihren Sarissen; dann folgte die treffliche thessalische Reiterei, gleich der makedonischen aus Edeln bestehend, wahre Ritter. Ferner das Fußvolk der Hypaspisten mit hohen Schilden, im Mittelglied zwischen dem schweren und leichten Fußvolk. Endlich die leichten Truppen, Jäger und Tirailleurs, hauptsächlich Illyrier, Triballer, Thraker von außerordentlicher Gewandtheit im kleinen Kriege.

Die Perser hatten ihre Stellung hinter dem Flusse Granikus genommen, als Alexander an der Spitze einer Reiterschaar keck ins Wasser ritt und, der erste, das andere Ufer erreichte, das ganze Heer hinter ihm. Diesem plötzlichen ungestümen Angriff hielten die Perser nicht lange Stand, obgleich sich ihre Führer aus Scham und Stolz verzweifelt wehrten. Man erzählt, Alexander habe sich durch seinen prächtigen Helm mit zwei hohen Federbüschen nur allzu kenntlich gemacht, da habe Mithridates, des Darius Schwiegersohn, ihn persönlich angefallen, sey aber von ihm durchbohrt worden. Hierauf habe des Getödteten Bruder, Rhäsaces, den Helm Alexanders mit einem furchtbaren Hiebe zerschmettert, sey aber gleichfalls von ihm durchbohrt worden. Unterdeß habe Spithamenes, Satrap von Lydien, eben ausgeholt, um Alexander niederzuhauen, aber Klitus, Alexanders Liebling, habe ihm den Arm vom Leibe abgeschlagen. Das persische Heer wurde durchbrochen und in wilde Flucht gejagt, ohne, wie es scheint, von Memnon gehörig unterstützt worden zu seyn, denn erst als die Perser schon auseinandergestoben waren, warf

sich Alexander auf die griechischen Söldner und ließ sie nach verzweifelter Gegenwehr alle niederhauen, 2000 ausgenommen, die er gefangen heimschickte.

Jetzt stand ihm der Weg nach Sardes offen, der Hauptstadt Lydiens und ganz Kleinasiens, die ihm der Satrap Mithrines übergab. Man darf annehmen, entweder war der Verrath schon vorbereitet gewesen und erleichterte dem jungen makedonischen König alle seine Erfolge, oder sein Name hatte schon solchen Schrecken verbreitet und es wurde so wenig Vertrauen mehr in die persische Macht gesetzt, daß es vortheilhafter schien, sich mit dem Makedonier zu befreunden. Die griechischen Städte in Kleinasien öffneten sämmtlich ihre Thore dem Sieger und begrüßten ihn als Befreier, Milet ausgenommen, das er erst erobern mußte. In den meisten Städten wurden die von den Persern eingesetzten Oligarchen gestürzt und Alexander stiftete zu Ephesus einen großen Städtebund für Kleinasien, wie früher auf dem Isthmus für das alte Griechenland, indem er ihnen den Schein der Autonomie ließ. Zugleich hob er bei jeder Gelegenheit hervor, er kämpfe für die Griechen, um den Einfall der Perser in Griechenland zu rächen und um den trojanischen Krieg bis zur gänzlichen Unterwerfung Asiens fortzusetzen. Das war auch der Gesichtspunkt, unter welchem die Asiaten den Krieg ansahen, denn sie fanden zwischen Makedoniern und Griechen wenig Unterschied. Die letztern brauchten jedoch noch lange, ehe sie sich mit den Makedoniern verschmolzen.

Memnon hatte sich mit dem Rest seiner Truppen nach Halikarnassos am karischen Ufer geworfen. Indem ihm Alexander dahin nachzog, kam diesem Ada, die Königin von Karien, entgegen und unterwarf ihm freiwillig ihr ganzes Land. Er ließ Halikarnaß belagern und zog dann weiter an der Küste fort gegen Osten. Ohne Zweifel wurden damals große Umtriebe gemacht, denn er löste seine eigene Flotte auf, während die persische (phönikische) Flotte nichts that, um Halikarnaß zu entsetzen, so daß es Memnon vorzog, von dort zu flüchten, um nicht bei der unvermeidlichen Eroberung gefangen zu werden. Alexander hätte schwerlich so handeln können, wenn nicht

zwischen ihm und den Führern der phönikischen Flotte insgeheim unterhandelt worden wäre.

In Lykien und Pamphilien fand Alexander doch hin und wieder in Gebirgsgegenden bei einzelnen kleinen Stämmen einen tapfern Widerstand, besonders bei den Pisidiern. Er hielt es mithin gerathen, den Aberglauben zu Hülfe zu nehmen, um den Kleinasiaten begreiflicher zu machen, daß er ihr unvermeidlicher Gebieter sey. Er begab sich daher nach Phrygien und ließ sich zu Gordion den berühmten gordischen Knoten zeigen, von dem die Weissagung ging, wer ihn auflösen könne, werde Herr von Asien werden. Alexander aber zog sein Schwert und hieb den Knoten mitten durch. Von hier nach Cilicien vorrückend rettete er die Stadt Tarsos, welche die fliehenden Perser eben in Brand stecken wollten. In jene Zeit fällt die berühmte Anecdote vom Arzt Philipp. Alexander war erkrankt, der Arzt reichte ihm einen Trank, in diesem Augenblick las der König einen Brief, worin ihm geschrieben wurde, Philipp sey von Darius bestochen, ihn zu vergiften. Alexander aber gab den Brief seinem Arzt zu lesen und trank vertrauensvoll den Becher aus.

2.

Alexander in Aegypten.

König Darius, aufgeschreckt durch die großen Erfolge Alexanders, war damals in Babylon, wohin er aus allen Theilen seines Reichs Truppen aufgeboten hatte, um den Makedonier mit einer ungeheuern Uebermacht zu zermalmen. Noch waren seine Rüstungen nicht alle fertig, denn das Reich war gar zu ausgedehnt und die an den fernen Grenzen aufgebotenen Truppen brauchten lange, bis sie ankommen konnten. Als er aber vernahm, Alexander sey erkrankt, beeilte er sich, das Heer desselben zu vernichten, ehe er wieder zu Kräften käme. Er führte daher im Jahr 333 sein unermeßliches Heer den Euphrat aufwärts und hinüber in die

Ebenen Syriens bei Issus (wo später die große Stadt Antiochia erbaut wurde) in den Meereswinkel zwischen der kleinasiatischen und syrischen Küste, während Alexanders kleines Heer noch in den cilicischen Gebirgen steckte. Man schätzte die Truppenzahl der Perser zu wenigstens einer halben Million, worunter sich wieder 30,000 griechische Söldner befanden. Darius hatte auch seinen ganzen Harem mitgebracht, seine Mutter Sisygambis, seine wunderschöne Gemahlin mit ihren Kindern und einem großen Gefolge von Weibern und Eunuchen.

Alexander genas wieder, hielt sich aber mit seiner viel geringern Streitmacht im Gebirge und wagte sich nicht in die Ebene hinaus. Auf dem engern Terrain zwischen den Bergen konnte er hoffen, wie Themistokles bei Salamis zu siegen, weil der Feind hier von seiner Uebermacht keinen Gebrauch machen konnte. Darius wartete, ließ sich dann aber überreden, den Makedoniern in den Rücken zu fallen und sie völlig abzuschneiden. Da packte ihn Alexander, trennte durch einen unwiderstehlichen Angriff das persische Hauptheer vom linken Flügel, auf dem die Griechen standen, und überwältigte das erstere, dem seine Zahl in der engen Aufstellung nichts nutzte. Wohl wissend, daß man im Hirten die Heerde schlage, drang er gerade auf den Wagen des Darius ein. Um diesen erhob sich gewaltiges Getümmel. Die vornehmsten Perser fielen in der persönlichen Vertheidigung ihres Königs, Alexander selbst wurde verwundet. Zuletzt aber verlor Darius den Muth und ließ seinen Wagen umwenden. Da war alles verloren. Die ungeheure Macht der Perser floh und Alexander konnte sich nun auf die Griechen werfen, die sich hier wieder mit der äußersten Wuth wehrten, aber ohne Glück. Die Makedonier erfochten den vollständigsten Sieg und nahmen auf der Flucht des Darius Mutter, Gattin (die zugleich seine Schwester war) und Kinder gefangen. Parmenio, den Alexander rasch nach Damaskus entsandte, bemächtigte sich dort noch des ganzen Harems mit allen übrigen Frauen des Perserkönigs und machte unermeßliche Beute.

Seines Sieges froh, badete sich Alexander in dem weitläuftigen

Zelte des Darius, welches von goldenen Gefässen und Pracht aller Art strotzte, machte aber die Bemerkung, ein rechter König suche seine Größe nicht in solcher Pracht. Die Mutter, Gattin und Kinder des Darius befahl er mit der zartesten Achtung zu behandeln. Er selbst soll zu ihnen gegangen seyn, um sie zu trösten, was jedoch zweifelhaft bleibt, weil er bei einer andern Gelegenheit sagte, er habe des Darius schöne Gemahlin niemals gesehen. Jedenfalls benahm er sich gegen die gefangene Königsfamilie auf die edelmüthigste Weise, so daß die Mutter Sisygambis sogar eine enthusiastische Neigung zu ihrem großherzigen Besieger gefaßt zu haben scheint, wenn Berichte der Geschichtschreiber nicht lügen. Statira (nach andern Barsine oder Arsinoë), des Darius älteste Tochter, sah sich Alexander damals schon zu seiner Gemahlin aus, um als künftiger Beherrscher Persiens das Blut der alten Könige mit dem seinigen zu mischen. Sie mußte daher sogleich Unterricht in der griechischen Sprache nehmen. Als ihm eine ganze Schaar gefangener Frauen des Darius, alle von auserlesener Schönheit, vorgeführt wurden, wandte er sich ab und sagte scherzend: ich bekomme Augenschmerz.

Alexander verfolgte die Perser nicht weit, ließ sie ruhig nach Babylon und in ihre östliche Heimath abziehen und sparte sich, sie dort aufzusuchen, für eine spätere Zeit auf, indem er sicher war, sie würden sich nicht so bald von dem Schlage, den er ihnen versetzt hatte, erholen und unterdeß habe er Zeit, sich Syriens, Phönikiens und Aegyptens zu versichern, als einer weitern Operationsbasis, ohne die er nicht wagen durfte, tief in Asien einzudringen. Er mußte sich den Rücken frei halten. Die sämmtlichen Länder am Mittelmeer aber, die bis dahin noch zum persischen Reiche gehörten, sehnten sich, das persische Joch von ihrem Nacken zu wälzen und waren ohne Zweifel schon mit Alexander insgeheim einverstanden. Darius selbst leistete ihm Vorschub, indem er ihn um Frieden bat, ihm seine Tochter zur Gemahlin, über 10,000 Talente (13,750,000 Thaler) Lösegeld für seine Mutter, Gattin und Kinder anbot und den ganzen Westen seines Reichs vom Euphrat an freiwillig abtreten wollte. P a r m e n i o, der besonnenste unter den makedoni-

schen Strategen (Generalen) und der beim Heer im größten Ansehen stand, rieth dem König, diese Anträge anzunehmen. Denn er fürchtete mit Recht, wenn Alexander noch mehr erobern wollte, werde das kleine Volk der Makedonier viel zu schwach seyn, alles zu behaupten, oder es werde in der Masse der unterworfenen Völker aufgehen und seine bisherige Selbständigkeit einbüßen. Alexander aber sagte spöttisch: so würde ich thun, wenn ich Parmenio wäre, da ich aber Alexander bin, werde ich dem Darius keinen Frieden geben. Sowohl Darius als Parmenio täuschten sich im Charakter des großen Alexander, der sich gewiß nicht mitten in seinem Siegeslauf aufhalten ließ, der nur nach Thaten und Ruhm dürstete und von dem man kein Stillstehen und keine Ruhe hoffen durfte. Die Zukunft und das Schicksal der Makedonier war ihm ganz gleichgültig. Die tapfern Makedonier dienten ihm nur als Mittel zum Zweck oder als Futter für Pulver.

Syrien unterwarf sich ihm, auch Phönikien mit Ausnahme der Stadt Tyrus. Was diese einzige Stadt bewog, ihm einen jedenfalls auf die Dauer vergeblichen Widerstand zu leisten, ist nicht genügend erklärt. Sich für den Perserkönig zu opfern, hatte sie nicht den mindesten Grund. Bundesgenossen aber im Westen zu finden, durfte sie nicht mehr hoffen. Memnon, der noch zuletzt eine große griechisch-phönikische Coalition im Rücken des nach Asien vorschreitenden Alexander betrieben hatte, war plötzlich gestorben und die Coalition kam nicht zu Stande, weil die Griechen, wie immer gegen Makedonien, zu feig und uneinig waren. Der Rest der tapfern griechischen Söldner, die bei Issus gefochten, hatte sich theils nach dem Peloponnes, theils nach Aegypten geflüchtet und wünschte ferner gegen Alexander zu kämpfen. Aber die Spartaner hatten noch nicht Muth genug, loszuschlagen, und in Aegypten wurden die 4000 griechischen Söldner, die unter dem makedonischen, auf Alexander eifersüchtigen Prinzen Amyntas dahin gekommen waren, weil sie sich durch Plünderungen verhaßt gemacht hatten, vom wüthenden Volk angegriffen und sämmtlich erschlagen. Tyrus war nun ganz isolirt und wagte doch, allein dem großen Alexander zu trotzen. Derselbe

hatte der Stadt ganz artig sagen lassen, er werde kommen, um dem großen Melkarth, dem Schutzgott von Tyrus, in seinem Tempel zu opfern. Die Tyrer aber wußten wohl, er werde eine Besatzung zurücklassen und sie knechten wollen. Sie öffneten ihm daher ihre Thore nicht und verließen sich auf die Festigkeit ihrer Inselstadt. Er durfte ein solches Beispiel des Ungehorsams nicht dulden und begann die Belagerung. Alttyrus auf dem Festlande, welches sich unterworfen hatte, wurde von allen Einwohnern geleert und Alexander ließ die Gebäude niederreißen, um mit den Balken und Steinen derselben einen Damm durch das Meer nach der Insel Neutyrus hinüber zu bauen. Die Insel war mit einer dicken 150 Fuß hohen Mauer umgeben und vortrefflich durch Wurfgeschütz, welches schwere Steine schleuderte, vertheidigt. Die Makedonier hatten mit unendlicher Mühe den Damm beinahe fertig und am Ende desselben bereits hohe Thürme errichtet, um von dort aus in gleicher Höhe die Mauern beschießen zu können, als die Tyrer Brander ausschickten und die Thürme, alle Gerüste und Balken des Dammes verbrannten. Nun fielen auch die Steine auseinander und die Wellen zerstörten den ganzen vorderen Theil des Dammes. Alexander gab aber nicht nach, sondern ließ den Damm erneuern und eine Flotte ausrüsten, um der Insel auch von hinten beikommen zu können. Unterdeß entfernte er sich auf kurze Zeit, um die Araber zu züchtigen, die durch ihre Räubereien die Zufuhr von Damaskus her gefährdeten. Bis er siegreich wiederkehrte, war der neue Damm, waren die neuen Thürme fertig, schlug seine Flotte die tyrische zurück und nun begann der erste Sturm, welcher abgeschlagen wurde. Des zweiten Sturmes aber, den Alexander zugleich vom Damm und von den Schiffen aus machen ließ, konnten sich die tapfern Tyrer nicht mehr erwehren. Die Makedonier drangen ein und tödteten 8000 Mann. Alle übrigen wurden gefangen und mit Weibern und Kindern als Sklaven verkauft, ausgenommen 2000 Männer, die angesehensten der Stadt, die seine Unterwerfungsvorschläge zurückgewiesen hatten und ihre Hartnäckigkeit jetzt durch den Tod am Kreuze büßen mußten. Das geschah im Herbst 332. Die Stadt wurde nicht zerstört, sondern als wichtige Festung von

Makedoniern besetzt. In Sidon machte Alexander einen gewissen Abdolonymos, einen Nachkommen der alten Könige, der aber bisher als ein armer Gärtner gelebt hatte, zum König. Alexander frug ihn nämlich, wie er seine große Armuth ertragen könne, und Abdolonymos antwortete heiter: weil ich nichts habe, fehlt mir auch nichts. Da erkannte ihn Alexander unter allen Sidoniern allein der Krone würdig. Die Insel Kypern unterwarf sich freiwillig. Der letzte Rest der persischen Flotte auf dem Mittelmeer wurde im Hafen von Chios gefangen, die letzten persischen Besatzungen auf Lesbos und Kreta ergaben sich.

Nur noch die Philisterstadt Gaza wagte sich zu vertheidigen, es ging ihr jedoch nicht besser als Tyrus. Alexander, obgleich beim Sturme in die Schulter verwundet, eroberte die Stadt und ließ alles darin theils umbringen, theils in die Sklaverei fortschleppen. Von hier aus soll er auch nach Jerusalem gekommen seyn, wo ihn der Hohepriester Jaddus an der Spitze der weißgekleideten Priester ehrerbietig empfing. Alexander bezeigte sich hier überaus gnädig und soll nach jüdischer Sitte im Tempel geopfert haben, was keine Fabel, sondern insofern sehr wahrscheinlich ist, als er auch in Tyrus dem Landesgott opfern wollte und es seine Absicht war, die Herzen der Bevölkerungen zu gewinnen, indem er sie von den Persern abwendig machte.

Jetzt erst zog er nach Aegypten. Dieses Land war, nachdem die letzten Aufstände daselbst niedergeschlagen und mit schrecklicher Härte bestraft worden waren, zu sklavischem Gehorsam und zur Ruhe des Grabes verurtheilt worden, das Volk aber glühte von Haß gegen die Unterdrücker. Die persische Besatzung unter dem Satrapen Sabakos war bis auf einen kleinen Rest abgezogen, um sich mit dem Heere des Darius zu vereinigen, und bei Issus umgekommen oder zersprengt worden. Der neue Satrap Mazakas hatte nur wenig Truppen und mußte zusehen, wie Amyntas mit den griechischen Söldnern der Volkswuth erlag, ehe derselbe sich mit ihm vereinigen konnte. Er gab daher jeden Widerstand auf und überließ Aegypten dem glücklichen Könige, den die Aegypter mit lautem Jubel

als Retter empfingen. Alexanders erste Sorge war, hier sogleich den alten Tempeldienst mit allem seinem Pompe wieder herzustellen, weil die Perser denselben zerstört und verhöhnt hatten. Wie den Gottesdienst, den Apis und alle alten Gebräuche, so stellte er auch die alte Verfassung, die Eintheilung der Nomen und den ganzen Zustand wieder her, wie er vor der persischen Eroberung gewesen war. Auch setzte er einen Aegypter als seinen Statthalter über das Land. Indem er aber eine Pilgerreise nach der heiligen Oase des Amun unternahm, wollte er nicht bloß nach seiner bisherigen Gewohnheit dem Landesgotte huldigen und dadurch Priester und Volk für sich gewinnen, sondern er verband damit auch seine eigene Apotheose, die offizielle Erklärung, daß er kein Sterblicher, sondern ein Gott sey. Der ägyptische Amun war derselbe höchste Gott, den die Griechen als Zeus verehrten und dem sie den Beinamen Ammon gaben. Schon längst war die Sage verbreitet, Alexander sey ein Sohn des Zeus. Als er jetzt dem Gott Amun die scheinbar unverfängliche Frage stellte, ob vielleicht von den Mördern seines Vaters noch einer der Strafe entgangen wäre? antwortete das Orakel des Gottes: Du hast keinen Sterblichen zum Vater. Weiter noch soll der Gott ihm Gewalt über alle Völker verheißen und ihn Sohn genannt haben. Alexander bereitete dadurch mit Hülfe der dankbaren ägyptischen Priester die Rolle vor, die er in Asien spielen wollte. Die Perserkönige wurden nach alter medisch-babylonischer Sitte, wenn auch nicht für Götter, sondern nur für Schützlinge des Ormuzd angesehen, doch mit denselben Ceremonien, Niederwerfen aufs Angesicht rc., wie Ormuzd angebetet. In Griechenland war dagegen die Vergötterung von Heroen volksthümlich. Jene asiatische Gewohnheit und diesen griechischen Heroencultus gedachte nun Alexander zu verschmelzen und indem er sich für einen Gott erklären ließ, genügte er zunächst wohl nur seinem eigenen stolzen Selbstgefühl, welches ihn über alle Menschen erhob, der ungeheuern Eitelkeit, die mit seinem Genie gepaart war, er beabsichtigte aber auch, den Asiaten damit zu imponiren und den Schrecken, den sein Name und der Ruhm seiner Thaten ohnehin einflößten, zu verstärken. Die Selbstvergötterung

Alexanders stellte sich überdies in den schroffsten Gegensatz zur Religion Zoroasters. Selbst ein angeblicher Gott kämpfte Alexander an der Spitze des ganzen vereinigten Götzenthums der westlichen Welt gegen die grundsätzlichen Verächter dieses Götzenthums im Osten. Durch ihn feierte das gröbste, sinnlichste alte Heidenthum, die babylonische Hure, einen glänzenden Triumph über die erste sittliche Reform, welche außer der mosaischen dem Greuel vergebens ein Ende zu machen versucht hatte. Weit entfernt also, Verbreiter höherer Bildung und Gesittung in Asien zu seyn, war Alexander der Große vielmehr, wenn auch in schönen hellenischen Formen, der Vorkämpfer des bösen Princips in der alten Welt gegen das gute, und gläubige Parsen mochten mit Recht in ihm den wiedererstandenen Ahriman erkennen. Aber die Parsen hatten diese Demüthigung verdient, weil sie selbst sich in Ecbatana, Babylon und Susa hatten verführen und entsittlichen lassen.

Bevor Alexander Aegypten wieder verließ, gründete er an einer der westlichen Nilmündungen die nach ihm benannte Stadt Alexandria. Er selbst entwarf den Grundriß dazu und ließ die Linien auf dem Boden, auf dem die künftige Stadt erstehen sollte, mit Mehl bestreuen, um sie durch die lichte Farbe weithin erkennbar zu machen. Aber unzählige Vögel kamen herbei und pickten das Mehl auf. Das deutete man als gutes Vorzeichen, die Stadt werde allezeit Ueberfluß haben. Alexanders Absicht war, von dieser neuen Hauptstadt aus nicht nur Aegypten, Arabien und Phönikien zu überwachen, sondern auch den Welthandel hier in der Mitte dreier Welttheile zu concentriren.

3.

Die Schlacht bei Arbela.

Nachdem Alexander Herr im Westen geworden war, brach er auf, um auch vollends den Osten des persischen Reichs zu erobern, im

Jahr 331. Es scheint unbegreiflich, warum Darius die Zeit nicht benützt hatte, um sich, während Alexander in Aegypten war, Kleinasiens wieder zu bemächtigen, überhaupt angriffsweise vorzugehen. Er wagte nicht einmal mehr die Euphratlinie zu vertheidigen, sondern hatte nur eine gute Defensivstellung hinter dem Tigris bei Arbela genommen. Die Schmeichler Alexanders lassen das persische Heer eine Million Krieger zählen. Curtius, hier glaubhafter, gibt nur 200,000 Mann zu Fuß und 45,000 zu Roß an; das makedonische Heer wird umgekehrt viel zu klein angegeben und unter den 45,000 Mann, aus denen es bestanden haben soll, sind wohl nur die makedonischen und griechischen Kerntruppen gemeint und die Hülfstruppen sind nicht mitgerechnet.

Der neue Kampf wurde auf eine ziemlich seltsame Art durch ein großes Leichenbegängniß im makedonischen Lager eröffnet. Die schöne Gemahlin des Darius war im Wochenbette gestorben und Alexander ließ sie aufs prächtigste bestatten, um unmittelbar nachher ihren überlebenden Gemahl vom Throne zu stürzen. Sein Angriff auf das persische Heer bei Arbela war dem des Epaminondas bei Leuktra nachgebildet. Er ließ nämlich sein Heer in einer schrägen Linie vorrücken, wich dadurch dem Anprall der gewaltigen Sichelwagen aus, die seine Linie hätten durchschneiden sollen, und kam unerwartet von der Seite dem Centrum des persischen Heeres näher, worauf er es allein abgesehen hatte. Denn hier hielt Darius mit seinem Gefolge und wenn er ihn wie bei Issus in die Flucht jagte, war alles übrige Nebensache und die Schlacht gewonnen. Auf dem entscheidenden Punkte der Stärkere zu seyn, wenn er auch im Ganzen der Schwächere war, galt ihm (wie später dem großen Napoleon) für das erste Gebot der Kriegskunst. Wie viele tapfere Schaaren persischer, baktrischer und skythischer Reiter sich nun auch vor den Wagen des Darius häuften, um ihn zu schützen, Alexander machte an der Spitze seiner besten Reiter einen unwiderstehlichen Keilangriff, zersprengte den Feind und kam dem Darius nahe, der nun, dem persönlichen Kampfe furchtsam ausweichend, seinen Wagen wenden ließ und auf und davon fuhr. Seine Feigheit gab

wieder, wie bei Issus, das Signal zur allgemeinen Flucht seines Heeres. Man konnte vor Staub kaum sehen, kaum athmen. Es war ein fürchterliches Gedränge der Fliehenden und ihrer Verfolger. Blut floß in Strömen. Parmenio ließ nicht ab, bis tief in die Nacht die Barbaren niederzumetzeln und, wo sie ruhen wollten, wieder aufzujagen. Das ganze reiche Lager der Perser fiel den Siegern in die Hände.

Alexander rückte nun schnell nach Babylon vor, die immer noch größte Stadt der alten Welt, wohin der erste Feldherr der Perser, Mazäus, der bei Arbela das beste geleistet, sich zurückgezogen hatte. Alexander rückte in Schlachtordnung vor und erwartete nichts anderes, als eine zweite Schlacht oder wenigstens eine ruhmvolle Belagerung, er wurde aber aufs angenehmste überrascht, indem die Thore Babels sich aufthaten und die persischen Beamten, die Priester und das ganze Volk mit Blumen bekränzt und mit reichen Geschenken herauskamen, um den Sieger von Arbela als ihren ersehnten Herrn und Gebieter willkommen zu heißen. Mazäus selbst übergab ihm die Stadt, in die er im fröhlichsten Triumphe einzog. Er verweilte hier aber nur einen Monat, um sich und seinem Heer gütlich zu thun und sich zum erstenmal in den weltberühmten Wollüsten der verführerischen Stadt zu berauschen. Curtius sagt: „Nirgends herrscht größeres Sittenverderben, als in dieser Stadt. Nirgends ist mehr Gelegenheit, unmäßige Begierden zu erregen, und daß Kinder und Frauen mit den Fremden Unzucht treiben, leiden Väter und Gatten, wenn nur die Schande bezahlt wird. Bei den Gastmählern entkleiden sich die Frauen, auch die angesehensten, nicht blos feile Dirnen, und sich Preis zu geben gilt für Artigkeit." Alexander wurde von diesem Paradiese der Aphrodite bezaubert genug, so daß er wahrscheinlich damals schon Babel zu seiner künftigen Residenz ausersah. Seiner Gewohnheit gemäß brachte er auch hier dem Landesgott, dem Belus, ein großes Opfer und befahl, den von Xerxes zerstörten großen Belustempel wieder herzustellen. Jetzt aber drängte ihn noch die Sorge, erst das ganze Reich des Darius zu erobern. Er eilte daher nach Susa, um in diesem Lieblingssitze der Perser-

könige den noch dort befindlichen reichen Kronschatz derselben wegzunehmen. Das wäre ihm nicht möglich gewesen, wenn ihm nicht überall Verrath entgegengekommen wäre. Der arme Darius wurde von seinen Satrapen verlassen und verkauft. Alexander kam nach Susa ohne Schwertstreich, wie er nach Babylon gekommen war, und fand im Schatz außer unermeßlichen Kostbarkeiten anderer Art, Edelsteine, edle Pelze, Purpurgewande, die herrlichsten Webereien ꝛc. an Gold und Silber allein den Werth von 50,000 Talenten. Das attische Talent wird gewöhnlich zu 1375 Thalern berechnet, mithin hätte jene Summe beinahe 70 Millionen Thaler betragen.

Von hier eilte Alexander ins eigentliche Persien, um sich der Hauptstädte Pasargadä und Persepolis zu bemächtigen und den verzagten Darius an neuen Rüstungen daselbst zu hindern. Man würde sich wundern müssen, warum die Makedonier im Osten des Perserreichs, im Kern der alten Monarchie, keinen entschlossenen und zusammenhängenden Widerstand fanden, wenn sich das nicht leicht aus dem Umstande erklärte, daß einerseits die Gewöhnung an gänzliche Passivität unter dem langen Despotismus und verweichlichende Sitten die Bevölkerungen erschlafft hatten, und daß die Satrapen und höheren Beamten nur an ihren Vortheil dachten, daher den schwachen und unfähigen Darius im Stiche ließen, um sich bei dem neuen Herrn zu empfehlen. In der That waren es fast nur die rohen Bergvölker, die auch unter den Persern eine gewisse Unabhängigkeit und die alten einfachen Sitten bewahrt hatten, bei denen Alexander auf seinen Zügen unterwegs nur wie zufällig einen heftigen Widerstand fand. Als er von Susa nach Persepolis zog, hielt ihn das halbwilde Bergvölkchen der Nexier auf und er hatte Mühe, die Pässe zu erstürmen. Im ersten Zorne wollte er das ganze Volk ausrotten, unterließ es aber auf Fürbitte der Königin Sisygambis, die ihn überallhin begleiten mußte.

Bei seinem Eintritte in Persien warf sich ihm Ariobarzanes noch einmal mit einem Heere entgegen, wurde aber nach tapferer Gegenwehr überwältigt und floh. Nun fiel Pasargadä, fiel **Persepolis**. An letzterem Orte setzte sich Alexander im Palaste des

Xerxes auf dessen Thron und feierte ein Freudenfest, denn jetzt erst befand er sich im Herzen des Perserreichs und konnte Rache nehmen an jenem Könige, der einst von Makedonien, wie von Hellas, Erde und Wasser gefordert hatte. Die Geschichtschreiber erzählen, die schöne Hetäre Thais von Athen, die an Alexanders Tafel saß, habe im Muthwillen den Palast angezündet und Alexander in der Trunkenheit es zugegeben, trotz der heftigen Protestation des ernsten Parmenio. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß Alexander den Palast des Xerxes absichtlich verbrennen ließ, um dadurch den Griechen zu schmeicheln und denselben eine Genugthuung für die Perserkriege zu geben, sich selbst aber als ihren Vorkämpfer zu beurkunden und somit die ihm immer noch widerspenstigen Herzen der Griechen zu gewinnen. Insbesondere war er dazu noch aufgefordert durch den herzzerreißenden Anblick vieler einst von den Persern aus Kleinasien weggeschleppten und zur Strafe verstümmelten Griechen, die bisher in Persepolis gefangen gewesen waren und die er hier befreite.

Von hier eilte Alexander wiederum weiter nach Medien, um auch die letzte große Hauptstadt des Reichs, Ecbatana, zu nehmen. Niemand setzte sich ihm entgegen. Auch hier öffnete ihm Verrath die Thore. Weil die Stadt aber besonders fest war, ließ er dahin alle Schätze aus Susa und den andern Städten bringen und vertraute sie der Hut des Harpalos, eines Griechen, an. Im Uebrigen änderte er gar nichts an der bisherigen Verwaltung des Perserreichs, ließ überall Perser, die sich ihm ergeben gezeigt hatten, als Satrapen zurück und gewann wirklich die Bevölkerungen, die ein viel schlimmeres Schicksal gefürchtet hatten, durch die Milde, mit der er verfuhr, und durch die Schonung ihrer bisherigen Gewohnheiten.

Darius war von Arbela nicht nach Persien, sondern nach Medien geflohen und hatte in Ecbatana verweilt, von wo er weiter nordwärts floh. Wenn er Pläne gemacht hat, ein neues Heer zu sammeln, so wurden dieselben doch durch den Verrath seiner Obersten vereitelt. Er scheint niemand mehr getraut zu haben, als den ehr-

lichen Hirtenstämmen des Nordens, zu denen er zuletzt seine Zuflucht nahm. Alexander aber eilte, ihn einzuholen und jeder etwaigen Erhebung des skythischen Nordens zuvorzukommen.

Unterdeß schien seine weite Entfernung im tiefen Asien seinen alten Feinden in Griechenland eine günstige Gelegenheit darzubieten, um gegen seinen Statthalter Antipater loszuschlagen und das makedonische Joch zu zerbrechen. Demosthenes donnerte wieder in Athen und überwand den fernen Alexander mit großen Worten, denen aber die feigen Athener nicht einmal durch kleine, sondern durch gar keine Thaten Nachdruck gaben. Ungleich männlicher, wie immer, benahm sich Sparta, dessen König Agis sein Leben wagte, indem er offen gegen Alexander auftrat, die aus der Schlacht bei Issus geflohenen griechischen Söldner bei sich aufnahm und ganz Griechenland zu einer Erhebung zu bewegen suchte. Er würde das freilich nicht haben wagen dürfen, wenn nicht gleichzeitig Zopyrion, Unterfeldherr des Antipater, eine schreckliche Niederlage durch die Geten an der Donau erlitten hätte, in Folge dessen auch die Odrysier unter Seuthes und die Thraker unter Menon aufstanden. Jetzt erst bekamen auch die Peloponnesier Muth, um der Fahne des Agis zu folgen, der über 20,000 Mann zusammenbrachte. Aber der schlaue Antipater verständigte sich mit Menon, beschwichtigte dessen Ansprüche und warf sich rasch mit 40,000 Mann in den Peloponnes. Es ist charakteristisch, daß Agis ihm nicht einmal hatte entgegenrücken können, weil er erst Megalopolis belagern mußte. Also auch jetzt noch war der Nachbarhaß der Messenier und Arkadier gegen die Lakonier größer, als der Haß gegen den gemeinschaftlichen makedonischen Unterdrücker. Das ist echt griechisch. Natürlicherweise konnte die viel schwächere Macht des unglücklichen Agis gegen die des Antipater, als dieser Megalopolis zu entsetzen herankam, nicht Stand halten. In einem furchtbaren Kampfe fand er den Heldentod, im Jahr 330, und ganz Griechenland kehrte unter das alte Joch zurück.

4.

Alexanders nordische Abenteuer.

Darius war nach Hyrkanien, dem kaspischen Meere zugeeilt und hatte die Skythen des Nordens zu sich entboten, aber sie kamen nicht. Die wenigen Getreuen, welche damals noch für ihn kämpfen und im Norden Hülfstruppen für ihn aufbieten wollten, wurden im Rathe überstimmt und am Handeln verhindert, denn überall umgab den König Verrath. Vergebens ermahnte der alte Artabazus zur Treue. Narbazanes warf ihm ein, es sey zu spät, der König habe alles Vertrauen bei den Völkern verloren. Nur ein neuer König könne das Vertrauen herstellen. Dazu eigne sich aber niemand besser, als Bessus, der Satrap von Baktrien. Darius fuhr wüthend auf und wollte den Redner mit seinem Dolche niederstoßen. Narbazanes aber wich ihm aus und trennte sich mit seinen persischen Truppen vom Könige. Dasselbe that Bessus mit den Baktrianern. Man ist nicht berechtigt, dieser Handlungsweise der Satrapen nur gemeine Motive unterzulegen. Die Ansicht, daß die Schwäche des Königs alles verdorben habe und daß ein kräftiger Charakter in dieser Zeit der Noth das Vaterland retten müsse, war eine sehr natürliche. Eine andere Frage ist, ob Bessus ein solcher Charakter war. Artabazus suchte noch in der letzten Stunde die Abgefallenen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und sie kamen auch, aber nur, um ihr Verbrechen zu vollenden. Darius hatte noch einen Rest griechischer Söldner bei sich, die ihm sehr ergeben waren. Der Führer derselben drängte sich an seinen Wagen und beschwor ihn, sich nur von Griechen umgeben zu lassen, weil Bessus sich sonst seiner Person bemächtigen würde. Sie allein meinten es ehrlich mit ihm und würden ihn schützen. Aber der König vertraute dem Artabazus, den die Verschwörer betrogen hatten, indem sie ihm Versöhnung heuchelten. Schon in der nächsten Nacht ließ Bessus das Zelt des Königs überfallen, ihn aus dem Bette reißen, in Fesseln schlagen und in einen

Wagen werfen, um ihn nach Baktra zu führen. Von dort aus hoffte er, mit Alexander unterhandeln zu können und von demselben durch die Auslieferung des Darius seine eigene Anerkennung als König und den Frieden zu erkaufen.

Alexander war dem König auf den Fersen und als er hörte, was mit demselben vorgegangen war, verdoppelte er seine Eile, um ihn einzuholen und wo möglich aus der Gewalt des Bessus zu befreien. Bessus aber wollte sich seine Beute nicht abjagen lassen, sondern suchte sie zu bergen, um einen hohen Preis dafür zu fordern. Also beschleunigte auch er seine Flucht, weil er nicht Truppen genug bei sich hatte, um den ihm nachsetzenden Makedoniern einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Alexander jagte mit seiner Reiterei voraus und gönnte sich auch die Nacht keine Ruhe. Menschen und Pferde blieben erschöpft liegen. Nur noch mit 500 Pferden, die am besten aushielten, flog er auf einem kürzeren Wege der traurigen Karawane nach, die den gefangenen König fortschleppte. Bessus aber, als er die Verfolger kommen sah und seine Beute nicht mehr retten konnte, schoß einen Pfeil auf den in seinen Fesseln wehrlosen König ab. Die ihn umgaben, thaten das nämliche und während sie eilig davonflohen, blieb der mit Pfeilen bespickte Leib im Wagen liegen. Die führerlosen Pferde schleppten ihn zu einem Brunnen hin, um dort ihren Durst zu löschen. Hier fand ihn zufällig der Makedonier Polystratus, der gleichfalls seinen Durst löschen wollte. Darius lebte noch und bat ihn in griechischer Sprache um einen Trunk Wasser. Als er aber getrunken hatte, reichte er ihm die Hand und verschied. Alexander, der schnell herbeigerufen wurde, fand ihn zu seiner großen Bestürzung schon todt, konnte sich bei seinem Anblicke heißer Thränen nicht enthalten, entkleidete sich seines eigenen königlichen Purpurs, um den Leichnam damit zu bedecken, und sandte ihn seiner ehrwürdigen Mutter Sisygambis zu, um ihn mit königlicher Pracht bestatten zu lassen.

Alexander ruhte eine Weile aus und wartete, bis sich seine zurückgebliebenen Truppen wieder um ihn gesammelt hatten. Dann aber ging er nicht zurück, sondern setzte seinen Marsch nach Zadra-

karta fort, der Hauptstadt von Hyrkanien, wohin Narbazanes sich geworfen hatte. Der Plan der persischen Verräther war nämlich ein excentrischer Rückzug und Wiederbeginn der Feindseligkeiten in verschiedenen Provinzen zugleich, weil Alexander doch nicht überall seyn konnte und weil die Erfahrung gezeigt hatte, daß alles verloren war, wenn er nach seiner Gewohnheit die gesammte Macht seiner Gegner auf einem Punkte besiegen konnte. Während also Narbazanes ein neues Heer in Hyrkanien sammelte, that dasselbe Bessus in Baktrien, Satibarzanes in Aria, Barsaentes in Drangiana. Sie vergaßen aber, daß, wenn sie einzeln kämpfen wollten, Alexander sie desto leichter einen nach dem andern schlagen würde. Als dieser nun wirklich auf Zadrakarta losging, erschrack Narbazanes und unterwarf sich ohne Widerstand. Hier kamen auch der alte Artabazus mit seinem tapfern Sohne Ariobarzanes und Phrataphernes, der Satrap von Parthien, und die Führer der griechischen Söldner zu Alexander und wurden von ihm aufs huldvollste empfangen. Als der König nun weiter gegen Arien vorrückte, unterwarf sich ihm auch Satibarzanes, wurde jedoch hinter seinem Rücken bald wieder untreu. Alexander mußte daher umkehren, unterdrückte die Empörung und ließ zum abschreckenden Beispiele 13,000 Arier auf einem Fleck zusammenhauen, im Jahr 330. Auch Barsaentes wurde ihm damals ausgeliefert und hingerichtet.

Bessus hatte sich unterdeß zum König von Persien erklärt und den Namen Artaxerxes angenommen. Er hoffte durch Hülfe der nordischen Skythen, der Indier im Osten und der treulosen, von Alexander als Satrapen angestellten Perser die makedonische Streitmacht, welche durch Schlachten und Strapazen verkleinert, durch Entsendungen und Besetzung fester Punkte vertheilt war, von allen Seiten zu erdrücken. Ueberdies war es Winter, das Gebirge lag voll Schnee und Bessus glaubte Zeit genug zu seinen Rüstungen zu haben. Gerade deshalb aber entschloß sich Alexander, ihm zuvorzukommen und führte seine tapfern Schaaren unter unsäglichen Beschwerden über die Schneeberge des Hindukusch nach Baktra. Bessus wurde vollständig überrascht, hatte noch nicht genug

Streitkräfte beisammen und entfloh eilends nach Sogdiana. Alexander verfolgte ihn und fand unterwegs in Nautaka die Nachkommen derjenigen Milesier, welche einst dem Xerxes die verborgenen Tempelschätze daselbst verrathen hatten und deshalb, der Rache ihrer griechischen Landsleute entrückt, in Persien angesiedelt waren. Obgleich nun die Nachkommen an der Sünde der Väter unschuldig waren, ließ Alexander sie doch alle umbringen, ohne Zweifel im Hinblicke auf den damals kaum von Antipater gedämpften Aufstand in Griechenland, zur Abschreckung aller untreuen Griechen. Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, wollte sich dem Zorne Alexanders nicht aussetzen, als dieser in seine Grenzen kam, unterwarf sich ihm daher schnell und überlieferte ihm den Bessus, indem er ihm ihn selbst wie einen Hund an einer Kette brachte. Alexander warf dem Gefangenen seine an Darius begangene Untreue in zornigen Worten vor und übergab ihn sodann dem Bruder des Darius Oxathres, der ihm Nase und Ohren abschneiden, ihn ans Kreuz schlagen und, wie er da hing, mit Pfeilen todt schießen ließ.

Die Bergvölker empörten sich aber immer von neuem und Alexander mußte sein ganzes Genie aufwenden, um durch gewaltige Schläge den Barbaren Achtung einzuflößen. Denn wenn er hier zurückgewichen wäre, hätte er in ganz Asien sein Ansehen eingebüßt. Spitamenes erhob Aufruhr gegen ihn, nachdem er ihn sicher gemacht hatte, und die Skythen am Jaxartes, die schon von Bessus waren aufgeboten worden, begannen zu drohen. Alexander hatte alle Hände voll zu thun, um von Marakanda (Samarkand), der Hauptstadt Sogdianas, und nachher von seinem Winterlager in Zariaspa aus die kleinen Gebirgsfürsten zu überwältigen, die er nicht in seinem Rücken lassen konnte, wenn er die Skythen angriff. Als er nach einer schweren Belagerung das Felsennest des Oxyartes eroberte, fand er darin dessen Tochter Roxane, die schönste Jungfrau Asiens, die er sogleich heirathete. Ihr geflüchteter Vater, welcher diese Wendung der Dinge staunend erfuhr, begab sich nun gleich zu seinem königlichen Eidam und wurde mit Freuden aufgenommen.

Gegen die Skythen hielt Alexander genau das nämliche Ver-

fahren ein, wie früher gegen die Geten an der Donau. Er glaubte nämlich, er würde sich bei diesen trägen, stolzen aber ehrlichen Barbaren am besten in Respect setzen, ja sogar ihre Zuneigung gewinnen, wenn er nur recht keck wäre. Er ließ also am Ufer des Jaxartes eine Stadt bauen, im Jahr 329. Die Skythen schickten Gesandte an ihn und stellten ihm vor, wie thöricht er handeln würde, wollte er in ihr unermeßliches Steppenland eindringen. Auch mahnten sie ihn, wenn er ein Gott sey, sollte er den Menschen Frieden und Segen und nicht Krieg und Elend bringen, und wenn er ein Mensch sey, sollte er nicht vergessen, daß er nicht mehr sey. Dieses Aufmerken der Skythen machte dem Spitamenes Muth, sich in Alexanders Rücken zu empören, und es glückte ihm, eine makedonische Abtheilung unter Menedemus, 2300 Mann stark, niederzuhauen. Allein er wurde durch seine eigene Gemahlin, die ihn vergebens vom Verrathe abzuhalten gesucht hatte, im Schlafe ermordet und sie selbst brachte sein abgeschlagenes Haupt in Alexanders Lager. Dieser trotzte nun den Skythen und setzte auf dieselbe Art, wie früher über die Donau, so über den Jaxartes, überraschte die Skythen, schlug sie, verfolgte sie nur eine kurze Zeit und kehrte dann wieder über den Fluß zurück, um nicht mehr wiederzukommen. Es genügte ihm, daß die Skythen seinen Muth und seine Ueberlegenheit kennen gelernt hatten. Mehrere ihrer Fürsten sandten zu ihm, einer bot ihm seine Tochter an, ein anderer wünschte ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, um seine Feinde leichter überwältigen zu können. Das alles ist sehr wahrscheinlich, dagegen von den Schmeichlern nur erdichtet der Besuch der angeblichen Amazonenkönigin Thalestris, die zu ihm kam, wie die Königin von Saba zu Salomo, und mit der er fünfzehn Tage in Freuden zugebracht haben soll.

5.

Unzufriedenheit der Makedonier.

Während dieser nordischen Feldzüge hatte der große Alexander nicht blos mit den tapfern Bergvölkern und dem Verrathe der Satrapen, sondern auch mit seinen eigenen Makedoniern zu kämpfen und nirgends zeigte sich sein Genie größer als mitten in diesen Sorgen, die ihm von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohten und die er alle, er allein unermüdlich, besiegte.

Was ihm Parmenio schon nach der Schlacht bei Issus bemerkt hatte, war ohne Zweifel die Meinung aller erfahrenen und besonnenen Makedonier. Er hätte sich mit dem Westen des persischen Reichs begnügen sollen. Wenn ihm nun aber auch die tapfere Jugend, wenn ihm die griechischen und thrakischen Söldner und alle Ehrgeizigen blind folgten, wohin er sie immer führte, so sahen sie sich doch jetzt in ihren stolzen Erwartungen getäuscht, weil er, je mehr er sich von der Heimath entfernte und tiefer in Asien eindrang, um so mehr nur die Asiaten auf Kosten der Europäer begünstigen zu wollen schien. Die reichen Satrapien, nach welchen seine Strategen lechzten, gab er nicht Makedoniern, sondern Persern. Diese persischen Großen wurden am Hofe des Königs den makedonischen, die schimpflich Besiegten den stolzen Siegern gleichgestellt. Ja der König begünstigte offenbar die Perser, weil sie ihn nach ihrer Landessitte durch Niederwerfung auf ihr Angesicht wie einen Gott anbeteten. Alexander selbst nahm die persische Königstracht an, vertauschte den glattpolirten Helm mit der von bunten Juwelen schimmernden Tiare und schien mithin, um sich die Morgenländer zu befreunden, selbst einer werden zu wollen. Wozu nun, frugen die Makedonier, haben wir den Darius besiegt, wenn Alexander selbst Darius wird? Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, auch wir würden Perser werden wollen. Mit solchen Gedanken trugen sich die unmuthigen Krieger und ihr Groll wuchs, als der König sie wäh-

rend der nordischen Feldzüge Mühseligkeiten und Gefahren aussetzte wie noch nie zuvor.

Die Stimmung des Heeres verrieth sich, als sich einmal das erlogene Gerücht verbreitete, der König wolle nach Makedonien zurückkehren. Das ganze Lager brach darüber in Freudentaumel aus und sah sich sehr ungerne getäuscht. Ein gewisser Dimnos verschwor sich gegen das Leben des Königs, der ihn persönlich gekränkt hatte. Philotas, der Sohn des ehrwürdigen alten Parmenio, soll darum gewußt, es aber verschwiegen haben, bis eine Buhlerin ihm beim Weine das Geheimniß entlockte und ihn verrieth. Dimnos tödtete sich selbst. Philotas wurde gefoltert und soll in der Marter gestanden haben, sein Vater sey mitschuldig. Alexander ließ den Sohn durch die Spieße jagen, den Vater durch eigens abgeschickte Mörder umbringen. Nur der Verdacht und die Strafe, nicht die Schuld ist hier erwiesen. Der König sah sich von Gefahren umgeben und wollte die Aufruhrlustigen schrecken.

Der Freimuth der Makedonier ließ sich indeß keinen Zügel anlegen. Sie raisonnirten wenigstens, wenn sie auch gehorchten. Klitus, der des Königs besonderer Günstling war und ihm am Granikus das Leben gerettet hatte, nahm weniger als andere ein Blatt vor den Mund und als sie einst zu Marakanda die Dionysien feierten und der König und alle Großen des Reichs schon vom Weine trunken waren, ließ Klitus seinen Unmuth in bittern Reden aus und pries den Parmenio glücklich, der noch zu rechter Zeit gestorben sey, bevor die freien Makedonier die Perser bitten müßten, zum Könige zugelassen zu werden. Alexander erwiderte höhnisch: Die Makedonier sollten sich nicht überheben, denn sie seyen im Vergleiche mit den feinen Griechen doch eigentlich nur Thiere. Klitus warf ihm vor, daß er nicht mehr mit freien Leuten, welche die Wahrheit sagen, sondern mit Sklaven umgehe, die sein Kleid anbeten. Nun wurde der König böse und warf dem Klitus einen Apfel an den Kopf. Klitus wurde von den Freunden weggebracht, der König aber war schon so in Zorn gerathen, daß er ihm nachlief, einer Wache den Speer entriß und den Klitus damit tödtete. Dann kam er wieder

zur Besinnung und weinte bitterlich, seinen liebsten Freund umgebracht zu haben. Sein Jammer schien nicht enden zu wollen, bis sein Hausphilosoph Anaxarch, ein unwürdiger Schüler des Demokrit, ihm begreiflich zu machen wußte, er sey ja ein Gott und habe als solcher keine seiner Handlungen zu bereuen, weil sie alle göttlich seyen.

Ein anderer, viel anständigerer, eben deshalb aber nicht so geschmeidiger Philosoph, welcher gleichfalls den König begleitete, Kallisthenes, Schüler und Anverwandter des Aristoteles, ärgerte sich sehr über seinen Collegen, welcher sich nicht entblödet hatte, während eines Gewitters einmal den König zu fragen: Donnerst du, Sohn des Zeus? Je mehr nun Anaxarch dem Könige schmeichelte, desto mürrischer benahm sich Kallisthenes. Bei einem Gastmahle, wo bereits alle Anwesenden den König nach persischer Sitte anbeteten, that es Kallisthenes nicht. Dessen aber blieb ihm Alexander eingedenk und bald fand sich Gelegenheit, den armen Philosophen zu vernichten. Ein gewisser Hermolaos, Edelknabe des Königs, rettete diesem das Leben, indem er einen wilden Eber tödtete, als derselbe eben auf Alexander zustürzte. Das wurde aber so aufgefaßt, als habe Hermolaos dem Könige die Ehre, den Eber selbst zu tödten, nicht gönnen wollen und somit wurde Hermolaos bestraft und empfing Ruthenstreiche. Wüthend darüber verschwor er sich mit einigen anderen jungen Leuten, den König im Schlafe umzubringen. Ein syrisches Weib, welches den König überallhin begleitete, obgleich er ihrer nur spottete, gebot ihm, in dieser Nacht wach zu bleiben. Durch diese Seherin wurde der Plan vereitelt und entdeckt. Weil aber Hermolaos ein eifriger Zuhörer des Kallisthenes bei dessen philosophischen Vorträgen gewesen war, wurde auch dieser Philosoph der Mitschuld angeklagt und sammt den andern verurtheilt. Die jungen Edelknaben wurden gesteinigt, Kallisthenes nach einer Nachricht gefoltert und gehenkt, nach der andern in einen eisernen Käfig gesteckt, in welchem er zuletzt halb verfault an der Läusesucht gestorben seyn soll. Justinus erzählt noch, Lysimachus, einer der makedonischen Strategen, sey empört über die Mißhandlung des Kallisthenes gewesen, aber dafür auf des Königs Befehl einem großen

Löwen vorgeworfen worden, habe jedoch seinen Mantel um den Arm geschlungen und ihn dem Löwen in den Rachen gestoßen. Die Heldenthat bewundernd habe Alexander ihn freigelassen.

Weit entfernt, dem Murren seiner Makedonier nachzugeben, muthete ihnen Alexander vielmehr immer neue Anstrengungen, neue Märsche und Kämpfe zu, denn er wollte das große, reiche, schöne Indien erobern. Im skythischen Norden war nichts zu holen und der Kampf mit den tapfern Barbaren zu gefährlich. Dagegen schien Indien tief im Süden noch verweichlichter als Persien, an Schätzen noch reicher und zum Widerstande um so unfähiger, als es in unzählbare kleine Staaten getheilt war. Sisikyphos, ein indischer Grenzfürst, der dem Bessus geholfen hatte, beeilte sich, Alexanders Gnade und Bündniß zu suchen, und der noch mächtigere indische Fürst Taxiles (Fürst von Taxila) kam zu ihm, unterwarf sich ihm und bat ihn um Hülfe gegen König Porus, welcher hinter ihm am Indus wohnte. So wurde dem Makedonier die Eroberung gewissermaßen entgegengetragen und leichter als jede andere gemacht. Einen Hauptreiz zum Zuge nach Indien fand er aber in der alten Sage von einem angeblichen Zuge des Dionysos nach Indien, den er nachahmen wollte. Je märchenhafter seine Unternehmung war, in je ungewissere Ferne sie ihn führte, desto muthiger stürzte er sich in sie hinein, unsterblichen Ruhmes gewiß. Man sagte von ihm, wenn er das Ende der Erde gefunden habe, werde er eine Leiter zum Monde bauen, um auch diesen zu erobern. Den eigentlichen Umfang des südlichen und östlichen Asien kannte Alexander nicht. Allen Nachrichten zufolge stellte er sich denselben kleiner vor und glaubte alles Land bis zum Ocean leicht unterjochen zu können.

Den Verlust in seinem Heere hatte er immer wieder ersetzt, theils durch Verstärkungen, die ihm aus Makedonien zukamen, indem er regelmäßig die ausgedienten Veteranen dahin zurückschickte und dagegen die junge Mannschaft herbeikommen ließ, theils durch neugeworbene griechische Söldner, die sich in Menge der reichen Beute wegen herbeidrängten, theils durch die nördlichen Barbaren, die ihm vom Oxus aus eben so gerne wie von der Donau her zuzogen.

In seinen indischen Feldzug begleiteten ihn die kühnsten Krieger derselben Völker, die er eben bezwungen hatte, der Bactrier, Sogdianer, Skythen. Endlich führten ihm die oben genannten Grenzfürsten sogar indische Hülfstruppen zu. Um aber künftig vom guten Willen der Makedonier weniger als bisher abzuhängen, befahl Alexander den Satrapen, während seiner Abwesenheit innerhalb des persischen Reiches 30,000 auserlesene junge Männer auszuheben und ganz nach makedonischer Art kleiden, bewaffnen, eintheilen und einüben zu lassen.

6.

Alexander in Indien.

Nachdem der König in Bactrien ein Heer von 120,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Roß gesammelt hatte, brach er im Frühling des Jahrs 327 auf nach Indien. Er hielt sich am Rand des Gebirges, weil dasselbe bewohnter war, als die zum Theil wasserlosen Ebenen unten, und weil er keine unabhängige Bergvölker in seinen Flanken oder im Rücken dulden durfte. Doch auf den Rath seiner indischen Freunde ließ er den Hephästion und Perdikkas mit einem Theil des Heeres auf einem andern Wege rechts etwas weiter südwärts marschiren.

Die Gebirgsvölker am Hindikusch entlang dem Kabulstrom, der sich in den Indus ergießt, waren damals schon, wie noch heute, ungemein kriegerisch und hatten feste Burgen. Aspasier, Guräer und Assacener werden genannt, welche damals den vorrückenden Makedoniern den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Alexander aber ließ keinen ihrer festen Plätze unerobert und unzerstört zurück, denn absolute Unbesieglichkeit sollte vor ihm hergehen. Bei der Erstürmung einer ungenannten Stadt erhielt er wieder einmal eine Wunde. Am schwersten wurde ihm die Eroberung der Stadt Massaga, und doch gab er Stadt und Reich der Königin Kleophis zurück, weil sie kam, wie Justinus erzählt, durch Beilager das verlorene Reich einzulösen. So

behauptete sie durch Unkeuschheit den Thron, den sie durch Tapferkeit nicht hätte schützen können. Sie gebar von Alexander einen Sohn gleichen Namens, der ihr in der Herrschaft folgte. Von den Indern aber wurde sie verachtet. Von hier aus unternahm Alexander die überaus schwierige Erstürmung des Felsen Aornos (selbst Vögeln unzugänglich), auf den sich die Inder von Bazira und andern Städten mit ihrer besten Habe geflüchtet hatten. Mit unerhörter Kühnheit ließ er hier den Zwischenraum zwischen dem Felsen und dem gegenüberliegenden Gebirge ganz so wie früher das Meer von Tyrus mit einem hochaufgeschütteten Damm ausfüllen und konnte nun auf den Felsen eindringen, von dem sich viele Inder verzweiflungsvoll herunterstürzten, die übrigen aber wurden geschont. Alexanders Schmeichler fabelten, Herkules sey auch einmal in Indien gewesen, habe aber den Aornos nicht erobern können, sondern beschämt abziehen müssen.

Unterdeß hatten auch Hephästion und Perdikkas mehrere indische Völkerschaften unterworfen, mit denen der Fürst von Taxila in Fehde gewesen war, und eine Brücke über den großen Indusstrom geschlagen. Alexander kam den Kabul entlang gleichfalls an den Indus, ergötzte sich dort in den Urwäldern mit der ersten Elephantenjagd und ließ Schiffe bauen, auf denen er den Indus hinabfuhr bis zur Brücke. Hier vereinigten sich die Heere wieder und zogen über den Indus hinüber nach Taxila, der Residenz ihres Bundesgenossen, welchem der König den größten Theil des eroberten Landes übergab. Bis hieher war alles nach Wunsch gegangen. Zwar sollten sie nun erst das übermächtige Heer des König Porus bekämpfen, aber sie fanden in Taxila Verstärkungen, insbesondere Kriegselephanten und eröffneten im Frühjahr 326 den Feldzug gegen Porus mit heiterem Muth.

Abisares, der Fürst von Kaschmir, Bruder des Fürsten von Taxila, kam mit glänzendem Gefolge, um dem König zu huldigen, meinte es jedoch nicht ehrlich und stand in heimlichem Verkehr mit Porus. Dieser **Porus** könnte dem berühmten indischen Königsgeschlecht der Puru oder Purava angehören, soll jedoch kein Erbfürst aus alter Familie, sondern nur ein Emporkömmling gewesen seyn. Derselbe hatte nur 30,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß, aber

300 Kriegswagen und 200 Kriegselephanten. Die letztern waren in jenen Zeiten sehr wichtig, denn dem Andrang dieser Riesenthiere konnte keine Phalanx widerstehen. Auf ihrem Rücken aber saßen in einem kleinen Thurme Krieger, welche Wurflanzen und Pfeile abschossen. Das Heer des Porus war hinter dem Fluß Hydaspes (jetzt Behut), der in den Indus fließt, gut aufgestellt und wehrte den Makedoniern den Uebergang. Alexander suchte daher den Feind über den wahren Punkt, an dem er übergehen wollte, zu täuschen, indem er ihn alle Nacht an einem andern Ort allarmirte. Endlich setzte er in einer furchtbaren Gewitternacht über, befand sich aber, statt auf dem andern Ufer, nur auf einer großen Insel und mußte unter der größten Gefahr noch über den zweiten tiefen Arm des Flusses setzen. Als er aber einmal drüben war, überraschte er die Vorhut des Porus und hieb sie fast gänzlich nieder, wobei auch ein indischer Prinz umkam. Die Flüchtigen meldeten im Lager des Porus, der Feind nahe, und schnell ordnete Porus sein Heer.

Die Schlacht am Hydaspes war sehr blutig. Anfangs wichen die Inder dem stürmischen Angriff der makedonischen Reiter, dann aber ließ Porus seine Elephanten in Masse auf die Phalanx des makedonischen Fußvolks los, die ihnen im Sturmschritt entgegenrückte. Es gab einen furchtbaren Anprall. Im Augenblick war die Phalanx zerrissen und wurden die Menschen unter den Füßen der grimmigen Thiere zerstampft. Aber so groß war die Tapferkeit der Makedonier, daß sie nicht wichen, sondern einzeln, so gut jeder konnte, sich gegen die Elephanten wehrten und viele derselben verwundeten. Während nun die von Schmerz wüthenden Thiere ohne Ordnung umherliefen und unter den Indern selbst Verheerungen anrichteten, drängte Alexander mit seiner siegreichen Reiterei das ganze indische Heer gegen die Elephanten hin, die nun mitten in einem ungeheuern Menschenknäuel um sich zu schlagen und alles zu zertreten fortfuhren, bis sie selbst umfielen. Porus wurde, auf einem Elephanten sitzend, an seiner goldenen Rüstung erkannt und von den Makedoniern persönlich angegriffen. Der Panzer schützte ihn, aber ein Pfeil traf ihn in die Schulter. Noch immer vertheidigte er sich, aber Alexander

wollte nicht, daß er getödtet werde und schickte den Taxiles zu ihm, um ihn zur Ergebung aufzufordern. Porus aber schleuderte einen Wurfspeer gegen den Verräther. Da schickte Alexander den Meroes zu ihm, der mit Porus befreundet war, und dessen Ueberredung gab er nach. Vor Durst verschmachtend, stieg er vom Elephanten herab, bat um einen Trunk und ging dann rasch dem Sieger entgegen. Alexander empfing ihn aufs gütigste. Wie willst du, daß ich dich behandle? frug er. Königlich, antwortete Porus. Und so geschah es auch. Alexander ließ ihm nicht nur sein ganzes Reich, sondern vergrößerte es auch. Die gegenseitige Eifersucht zwischen Taxilas und Porus schien ihm das sicherste Mittel, wenn er noch weiter in Indien vordränge, sich den Rücken zu decken.

In dieser Schlacht war auch Alexanders berühmtes Roß, auf dem er immer in der Schlacht ritt, verwundet worden und starb bald darauf. Zu Ehren desselben gründete der König nunmehr eine Stadt am Hydaspes und nannte sie nach dem Namen des edeln Thieres Bucephalia.

Alexanders Sieg regte das ganze benachbarte Indien auf, aber in verschiedenem Sinne. Von Abisares, von einem zweiten entferntern Porus und von vielen kleinen Staaten kamen Gesandte zu ihm und boten ihm ihre Unterwerfung an. Andere trotzten, besonders das Volk der Kothäer, welches kurz vorher der vereinigten Macht des Porus und Abisares widerstanden hatte. Auch im Rücken Alexanders waren die Assacener wieder aufgestanden, die jedoch durch die zurückgelassenen Satrapen bald wieder gebändigt wurden. Um die Kothäer zu überwältigen und sich dadurch den Paß in das weite Gebiet des Ganges zu öffnen, rückte Alexander im Pendschab, dem merkwürdigen Land der fünf Flüsse, die hier vom Gebirge her hindurchfließen zum Indus, immer weiter nach Osten vor, über den Fluß Akesines (Dschinab) und Hydraotes (Rawi), ohne einen Widerstand zu finden. Erst jenseits des letztern kam er ins Land der Kothäer, welche sich in ihrer Hauptstadt Sangala auf das heldenmüthigste vertheidigten. Vor der Stadt lag ein Hügel, welchen sie mit einer Wagenburg umzogen hatten, von wo aus sie ihre Geschosse

auf die anstürmenden Makedonier schleuderten. Es kostete die letztern einen schweren Kampf, bis sie die dreifache Wagenreihe durchbrochen und die Stadt genommen hatten, wobei sich besonders Ptolemäus, Sohn des Lagos, hervorthat. Sangala wurde dem Erdboden gleich gemacht und unter den Indern arg gewüthet, um im ganzen übrigen Indien Schrecken zu verbreiten.

Sofort rückte Alexander an den Fluß Hyphasis (Bejah), den westlichen Arm des Sedledsch. Von diesem aus, dem letzten der in den Indus fließenden Gewässer, hätte er nur noch eine kurze Strecke des Hochlandes zu durchmessen brauchen, um in das Flußgebiet des Ganges zu gelangen. Allein hier war das Ziel seiner Heldenlaufbahn. Seine Truppen wollten nicht weiter marschiren. Ein passiver Widerstand des ganzen Lagers antwortete auf seinen Befehl. Vergebens redete er die Truppen an, machte ihnen reiche Geschenke, verhieß ihnen ungeheure Beute in den reichen Gangesländern und ewigen Ruhm. Alles half nichts. Die Truppen waren, zumal die lange Regenzeit eingetreten war, in der übelsten Stimmung, ermüdet und erschöpft. Die reiche Beute hatte keinen Reiz mehr für sie, wenn sie dieselbe nicht heimbringen konnten. Mit Recht mußten sie fürchten, in dem unermeßlichen Osten Indiens unterzugehen, von welchem sie hörten, es gebe dort große Staaten mit tausenden von Kriegselephanten und trefflich gerüsteten Heeren, Alexander selbst aber, wenn er gleich den heftigsten Zorn zur Schau trug und um jeden Preis vorwärts wollte, und wenn er auch gern gewünscht hätte, in seinem Siegeslauf nicht gehemmt zu werden, war doch zu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß er ohne die äußerste Gefahr jetzt nicht mehr weiter gehen konnte. Sein ermüdetes und unwilliges Heer würde in der That nicht ausgereicht haben, um die mächtigen Reiche am Ganges zu bewältigen. Er scheint jetzt erst genauere Kunde von der ungeheuren Ausdehnung Indiens erhalten zu haben. Zugleich empfing er schlimme Meldungen aus Persien von der schlechten Gesinnung und Regierung, ja vom offenen Verrath der Satrapen und mußte das Aergste von dort besorgen, wenn er länger entfernt bleibe. Genug, alle Geschichtschreiber stimmen zwar darin überein, daß ihn

sein Heer gegen seinen Willen zur Umkehr gezwungen habe, allein es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß er sich trotz seiner heftigen Gegenrede doch eigentlich gern hat zwingen lassen, damit es nicht scheine, als hätte er selbst jemals einem Feinde den Rücken kehren oder einem großen Unternehmen entsagen wollen.

Nachdem er drei Tage lang dem Heere, als dessen Sprecher Koinos auftrat, im äußersten Zorn die Rückkehr verweigert hatte, willigte er endlich in dieselbe ein, ließ aber am Fluß zwölf Altäre, höher als die höchsten Thürme, aus Steinquadern erbauen, zum Denkzeichen seines indischen Zuges und gleichsam als neue Säulen des Herakles im äußersten Osten der Welt. Dann, es war im Spätsommer des Jahres 326, ging er mit seinem Heer durch das Pendschab zurück. Am Hydaspes aber hielt er an, ließ Schiffe bauen und fuhr den Fluß hinunter, denn er wollte das ganze Stromgebiet des Indus seinem Reich einverleiben, es zur Grenze desselben machen, daher den Lauf des Stromes bis zu seinen Mündungen kennen lernen und die an demselben liegenden und noch nicht eroberten Länder vollends unterwerfen, bevor er nach Persien heimkehrte.

Die rasch durch die kunstfertigen Hände der Makedonier und Griechen improvisirte Flotte bestand aus 80 Kriegsschiffen, 200 Transportschiffen für die Pferde und einer großen Menge kleinerer einheimischer Fahrzeuge für das Fußvolk. Arrian beschreibt die Fahrt dieser Flotte in regelmäßigen Abständen mit bunten Segeln und unter Musik als äußerst prächtig. Doch ließen sich nicht alle umwohnenden Inder dadurch imponiren. Alexander forderte überall Unterwerfung, aber das Volk der Mallier leistete in der Stadt Agalassa verzweifelten Widerstand, der mit der Eroberung der Stadt und einem gräßlichen Gemetzel endete. Als er eine andere Stadt der Mallier bestürmte, war er der erste auf der Mauer und so tollkühn, von da ins Innere der Stadt herabzuspringen. Da stand er nun allein, an seiner goldenen Rüstung und seinem prächtigen Helmschmuck kenntlich und die Feinde drangen auf ihn ein. Schon war ihm die Brust von einem Pfeil durchbohrt und er umgesunken, als ihm einige seiner

Getreuen, Peukestes voran, nachsprangen und ihn glücklich retteten. Die Stadt wurde genommen, der König geheilt. Dann fuhr er durch friedliche Ufer. Da wo der Hydraotes sich mit dem Akesines vereinigt, unterwarf sich ihm freiwillig das Volk der Subrakas, dann auch das der Rathros (wahrscheinlich dasselbe was Subras und Kshatriyas, zwei indische Kasten, die aber ursprünglich verschiedene Völkerschaften waren). Hier überwinterte der König und baute am Zusammenfluß der beiden genannten Ströme eine neue Stadt Alexandria.

Im Frühjahr 325 fuhr er weiter hinab, mußte jedoch unterwegs erst wieder eine Anzahl von unabhängigen Fürsten und Stämmen unterwerfen. Der erste Fürst Musikanus war zur Unterwerfung bereit, aber nur scheinbar. Ein anderer, Oxikanus, mußte mit Gewalt bezwungen werden. Ein dritter, Sambus, welcher schon gehuldigt hatte und abgefallen war, entfloh. Sein Reich aber wurde erobert und die Brahminen, die das Volk gegen die Fremden zum Kampf aufgerufen hatten, besonders hart verfolgt. Eine Stadt eroberten die Makedonier, indem sie sich unter der Erde durchgruben und plötzlich mitten auf dem Markt zum Vorschein kamen. Die überraschten Einwohner wurden niedergemetzelt, alle Brahminen gekreuzigt. Dasselbe schlimme Loos traf den Musikanus selbst, als er abgefallen war.

Inzwischen machte Alexander doch auch mit einigen Brahminen friedliche Bekanntschaft. Er fand nämlich solche, welche zur Buße in gänzlicher Weltentsagung lebten und unter freiem Himmel immer auf derselben Stelle zubrachten. Als er sie frug, warum sie das thäten? antworteten sie: Jeder Mensch hat nur so viel Erde, als worauf wir stehen, und wenn du auch noch so weit durch die Welt ziehst, wird dir zuletzt doch nur grade so viel Erde bleiben, als hinreicht, deinen Leib zu begraben. Alexander wünschte, einen solchen indischen Weisen in seiner Begleitung zu haben und Taxiles sollte ihm einen aussuchen. Aber sie weigerten sich. Ihr Aeltester, Dandamis, erklärte: Auch er sey Gottes Sohn so gut wie Alexander, er verlange nichts von Alexander und er fürchte auch nichts von ihm. Nur ein gewisser Kalanus ließ sich überreden, dem König zu folgen. Von diesem wird erzählt, er habe sich später in Persien,

als er krank wurde, freiwillig und nicht ohne Eitelkeit auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen.

Hierauf gelangte Alexander in den Hauptstrom des Indus selbst und nach der Stadt Patala, an den Punkt, an welchem der Strom sich in viele Arme theilt, die ein großes Delta bilden. Von hier aus machte er eine Versuchsfahrt bis in den Ocean, nicht ohne durch den ihm unbekannten gewaltigen Andrang der Meeresfluth und Bore geschreckt und in Gefahr versetzt zu werden. Fragend blickte er in das weite unbekannte Meer hinaus und warf einen goldenen Becher hinein, um dem Poseidon zu huldigen. Dann kehrte er wieder nach Patala zurück, aber schon war sein Plan gereift. Er mußte wissen, wie sich die Mündung des Indus zu derjenigen des Euphrat und Tigris und zu Aegypten verhielt. Er hoffte eine Verbindung zwischen diesen Südpunkten seines Reichs zur See anknüpfen zu können und alle seine künftigen Unternehmungen gingen dahin, sein großes Reich im Süden abzurunden und dem Seehandel von dort aus einen weit lebhafteren Schwung zu geben, als er bisher gehabt hatte.

Deshalb befahl er dem erfahrenen Nearchos mit einer auserlesenen Flotte von Patala aus an der Küste Asiens hinzusegeln, um dieselbe zu untersuchen, während er selbst mit dem Landheer von den Indusmündungen aus den Rückweg nach Persien gleichfalls durch noch unbekannte Gegenden des Landes Gedrosien (jetzt Beludschistan) suchte und sein Unterfeldherr Kraterus mit einem andern Theil des Landheeres etwas weiter nördlich durch Karamanien (jetzt Kerman) marschirte.

7.

Alexanders Rückkehr.

Nachdem der König auf dem Hinwege den ganzen Norden bis zum Fuß des Hindukusch und Himalaya unterworfen hatte, konnte

er keine noch unabhängigen Völker im Süden zwischen dem Indus und Persien übrig lassen, machte es sich daher auf dem Herwege zur Hauptaufgabe, auch sie seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er scheint aber nicht gewußt zu haben, daß er mehr mit der Natur, als mit Menschen würde kämpfen müssen. Das Land zeigte sich bald als eine Wüste voller Sand, ohne Wasser. Durch diese Oede mußte nun das Heer bei großer Hitze ziehen. Nur selten erfreute das Auge eine magere Palmengruppe oder ein Myrthenwäldchen. Als es ganze Tage so fort ging, blieben Pferde und Menschen liegen und viele verschmachteten. Man konnte einmal nur einen einzigen Krug Wasser auftreiben und brachte ihn dem König; dieser aber schüttete das Wasser aus, weil er vor seinen Getreuen nichts voraus haben und das Unglück wie das Glück mit ihnen theilen wollte. Das Elend wurde immer größer. Um den Hunger zu stillen, mußte man die Lastthiere schlachten. Wenn man eine Quelle fand, stürzten sich alle hinein, daß sie verstopft wurde. Der Weg, den das Heer genommen hatte, wurde mit immer dichteren Haufen von Leichen bezeichnet. Nur der vierte Theil von denen, welche vom Indus ausgezogen waren, blieben übrig und gelangten nach Karamanien, wo sie sich erholten und wo auch Kraterus wieder zum Könige stieß. Dahin kam auch Nearch, welcher um diese Zeit ans Land gegangen war, um dem Könige über seine bisher vollkommen glückliche Seefahrt Bericht zu erstatten. Als ihn Alexander erblickte, war er in der Erinnerung seines eigenen Unglücks so niedergeschlagen, daß er glaubte, Nearch komme allein und habe seine Flotte verloren. Desto mehr erfreuten ihn dessen gute Nachrichten. — Trotz der Quellen, welche übereinstimmend die Noth des Heeres in der Wüste schildern, haben Neuere den allzuspitzfindigen Argwohn ausgesprochen, Alexander habe nur vorgegeben, so viele Leute in der Wüste verloren zu haben, weil er nicht habe gestehen wollen, sie seyen in den indischen Schlachten umgekommen.

Während der zweijährigen Abwesenheit des Königs waren in Persien viele Unordnungen eingerissen. Die griechischen Söldner in Bactra hatten sich empört und einen gewissen Athenodorus zum König

ausgerufen, der aber von Borus, einem barbarischen Krieger, bei einem Gastmahl getödtet wurde. Dieser Soldatentumult scheint auch nur oberflächlich gestillt worden zu seyn, denn die Söldner wagten später noch eigenmächtig die Heimkehr nach Griechenland. Auch in Arien hatte sich der Perser Ordanes zum selbständigen Herrscher aufgeworfen, und in Medien Baryaxes. Es gelang jedoch, dieser Usurpatoren Meister zu werden und sie wurden hingerichtet. Als der König immer näher kam und drohende Befehle vorausschickte, begannen alle die zu zittern, die in der Hoffnung, er werde nicht wiederkommen, sich Willkürlichkeiten erlaubt hatten. Die einen kamen ihm selbst entgegen, um durch Geschenke und Schmeicheleien seinen Unwillen zu beschwichtigen, indeß die Mißhandelten Boten zum König schickten, seine Hülfe und Gerechtigkeit anzuflehen. Orathres, der Satrap von Persien, hatte das Volk hart bedrückt, Alexander ließ ihn vorfordern und stach ihn mit eigener Hand nieder. Der Vater dieses Orathres, Abulites, Satrap von Susa, hatte die Armee schlecht verpflegt, hoffte aber durch kostbare Geschenke, mit denen er dem König entgegeneilte, diesen zu besänftigen. Alexander jedoch ließ die goldenen Geschenke den Pferden vorwerfen, frug ihn, ob sie davon satt würden? und ließ ihn hinrichten. Auch der Satrap Orxines in Persepolis mußte hängen, weil er das Grab des Cyrus beraubt und zerstört hatte. Makedonische Besatzungen unter Kleander, Sitalkes und Agathon hatten Tempel geplündert und das Volk aufs schändlichste mißhandelt. Alexander ließ die Anführer und 600 Mann niederhauen. Durch alle diese Beispiele schreckte der König die Uebelthäter ab und überall empfingen ihn bei seiner Rückkehr Furcht und Gehorsam.

In demselben Maaß, in welchem er sich vom Indus entfernte, regte sich dort wieder der Ungehorsam, so daß es selbst ihm, dem genialen und schnellkräftigen Herrscher, nicht möglich schien, ein so großes Reich zusammenzuhalten. Sowohl Taxiles als Porus kümmerten sich nicht mehr um ihn und machten sich in ihren indischen Reichen wieder völlig unabhängig. Auch Patala wurde von den Indern erobert, die makedonische Besatzung vertrieben, eben so Philipp,

den der König am Akesines zurückgelassen, ermordet. Indeß behauptete sich sein Nachfolger Eudamos in Verbindung mit Taxiles und soll den Porus umgebracht haben. Alexander lebte nicht lange genug, um die Inder wieder zum Gehorsam zu bringen, sie kehrten also auf natürliche Weise zu ihrer alten Vielstaaterei und steten Nachbarfehde zurück, und nur in unbestimmten Grenzen behauptete sich die makedonische Herrschaft von Bactrien aus noch längere Zeit nach Alexander, jedoch nicht, ohne daß sich das makedonische Wesen mit dem indischen hier stark vermischt hätte.

Das Erheblichste, was Alexander aus Indien mitbrachte, waren die Kriegselephanten, die hinfort neben der alten Phalanx die Hauptstärke der makedonischen Heere bildeten. Er brachte deren 300 mit, die in Babylon große Stallungen erhielten.

Im ganzen Westen Asiens von Babylon bis nach Byzanz hatte sich Harpalos, der Schatzmeister des Königs, mittelst der ihm anvertrauten Gelder eine eigenthümliche Alleinherrschaft zu erringen gewußt und spielte den König, auch ohne das Diadem zu tragen. Wohlweislich hatte er sich von Ecbatana, wo er die unermeßlichen Schätze des Reichs hüten sollte, in den Westen gezogen, von wo aus er am leichtesten entfliehen konnte, wenn der König nicht in Indien umkommen, sondern zurückkehren sollte. Harpalos übertraf in seinen Schwelgereien alles, was man von dieser Art in Asien noch erlebt hatte. Nicht zufrieden mit den schönen Asiatinnen, ließ er sich die verrufensten Hetären von Athen kommen. Erst die Pythionike, welche starb und der er zugleich in Babylon und in ihrer Vaterstadt Athen prachtvolle Tempel errichten ließ, indem er sie als Aphrodite-Pythionike vergötterte. Nachher die Glykera, der er einen Königspalast in Tarsos baute und auf dem Platz, der für eine Statue Alexanders bestimmt war, die ihrige aufstellen ließ. Sie brachte ihn so weit, daß er befahl, sie Königin zu nennen und ihr die Ehre einer solchen zu erweisen. Niemand hinderte es, weil er Geld spendete. Man lachte nur darüber und überließ es dem König, wenn er heimkehren würde, den frechen Griechen zu bestrafen. Harpalos wartete begreiflicherweise die Rückkehr seines Herrn nicht ab, sondern zog

mit seinen Schätzen unter dem Geleit von 6000 von ihm wohlbezahlten Söldnern durch Kleinasien ans Meer, von wo aus er nach Athen überschiffte.

Alexander kam mit seinem indischen Heer endlich nach Susa und rastete hier, um sich und die Seinen völlig zu erholen und das gestörte Reich durch seine Befehle rasch wieder in die gehörige Ordnung zu bringen. Auf zweierlei kam es ihm hauptsächlich an, auf die ostensible Belohnung und Befriedigung seiner treuen Truppen und auf die Versöhnung und Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten. Zu diesem Zweck lud er alle seine Strategen, alle verdienten Führer und Veteranen seines makedonisch-griechischen Heeres, wie auch alle asiatischen Großen mit ihren Frauen und Töchtern nach Susa zu den herrlichen Festen ein, welche seine Rückkehr aus Indien und die Befestigung seines großen Reichs verherrlichen sollten. Als sie aber alle versammelt waren, befahl er hier in Susa die größte Hochzeit der Welt zu feiern, indem er sich selbst mit der Statira, älteren Tochter des Darius (und nach Arrian zugleich auch mit der Parysatis, Tochter des Ochus), seinen Liebling Hephästion mit der Drypetis einer jüngern Tochter des Darius, die ausgezeichnetsten makedonischen Strategen Perdikkas, Kraterus, Ptolemäos, Eumenes, Seleukos, Nearch 2c. mit Töchtern der vornehmsten Asiaten und 10,000 der tapfersten makedonischen Krieger mit andern Töchtern angesehener und reicher Barbaren alle an einem Tage vermählte. Diese große Hochzeit in Susa wurde mit unerhörter Pracht begangen und die Lustbarkeiten dauerten fünf Tage lang. Die Haupthandlung ging in dem kolossalen Zelte des Königs vor sich. Die Säulen desselben funkelten von Juwelen, Dach und Vorhänge waren aus den kostbarsten Seidenstoffen gebildet und von den herrlichsten Farben. In der Mitte stand die große Tafel für den König und die 100 Bräutigams höhern Ranges. Um das königliche Zelt her aber reihten sich in weiter Ausdehnung die für die übrigen Brautpaare, das ganze Heer und die Gäste bestimmten Tafeln. Der König eröffnete das Fest, indem er aus goldener Schale den Göttern spendete, und jeder Anwesende that das gleiche, denn jeder trug als Hochzeitsgeschenk

des Königs eine goldene Schale in der Hand. Als hierauf der Wein gebracht wurde und die Männer einander glückwünschend zutranken, nahten sich die Bräute in langen Zügen und jede trat zu ihrem Herrn hin, Statira zu Alexander zuerst, und nun saßen sie beisammen und schmausten und tranken bis in die Nacht, worauf sich jedes Paar in das ihm bestimmte Gemach innerhalb des großen Zeltes begab. Musik, Tanz, Schauspiele verschönerten das fünftägige Fest. Komiker aus Athen ergötzen am meisten, indem sie den mit seinen Schätzen fliehenden Harpalos auf die Bühne brachten und verhöhnten.

Bald darauf empfing Alexander die 30,000 während seiner Abwesenheit auf makedonische Art eingeübten Barbaren, die jungen Truppen, die ihm den Abgang seiner alten Makedonier ersetzen und zugleich den Kern bilden, an welche sich nach und nach die sämmtliche barbarische Bevölkerung anschließen sollte. Selbst in Makedonien und bei der unbestrittenen Ueberlegenheit der Makedonier und Griechen über die Orientalen, konnte er unter der Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten eigentlich nur eine allmählige Makedonisirung oder Gräcisirung der Asiaten verstehen und jene 30,000 dienten als erste Probe des Systems. Die jungen Barbaren gefielen sich in ihrer Umwandlung und waren stolz, nun auch Makedonier zu seyn. Die Veteranen aus Europa aber sahen scheel zu diesem Nachwuchs, dem sie keine Gleichberechtigung zugestanden.

Nearch war glücklich durch den persischen Golf in die Mündung des vereinigten Euphrat und Tigris gekommen. Es handelte sich jetzt nur noch, den Weg zwischen dieser Mündung und Suez am Ende des rothen Meeres um Arabien herum eben so genau zu erforschen wie den von der Indusmündung nach der Euphratmündung. Alexander schickte zu diesem Behuf den Hieron aus, der aber unterwegs die Schwierigkeit der Fahrt zu groß fand und wieder umkehrte. Die ganze Wichtigkeit des mesopotamischen Flußsystems erkennend, wählte Alexander nicht nur Babylon zur Hauptstadt seines Reichs aus, sondern war vor allem darauf bedacht, das Canalsystem des Euphrat zu verbessern und die Schiffahrt auf dem Tigris zu reguliren. Dann erst wollte er die Schiffahrt ins Meer in Gang bringen und

vom untern Euphrat aus, als dem Mittelpunkt seines Reichs zugleich zur See und zu Lande die Ost- und Westseite des Reichs wie mit Flügeln beschatten.

Weil er aber zu den Flußbauten, zum Durchbrechen alter Dämme, zum Ausschlemmen und zum Bau neuer Canäle seine Veteranen brauchte, murrten die bärtigen Krieger, fanden diese Art von Arbeit ihres Heldenruhms nicht würdig und verlangten auf ihren Lorbeern mit ungleich mehr Bequemlichkeit und Behagen auszuruhen. Um ihrem Aufruhr zuvorzukommen, versammelte sie Alexander zu Opis am Ufer des Tigris, hielt eine Rede an sie und erlaubte 10,000 von ihnen, ehrenvoll heimzukehren. Sie antworteten aber mit Geschrei, er wolle sie lossehn, nachdem er sie abgenutzt habe, sie wegwerfen. Er wolle sie theilen und trennen. Lieber solle er ganz allein mit seinem Vater (Ammon) und seinen Puppen (den 30,000 falschen Makedoniern) die Welt vollends erobern. Alexander ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, hielt eine neue Anrede an die empörten Truppen und sagte ihnen, da sie es wollten, so sollten sie auch alle gehen, er kümmere sich nicht darum. Sie sollten nur heimkehren als solche, die ihren König verlassen hätten. Das werde ihnen vor den Menschen wie vor den Göttern Ehre machen. So ließ er sie stehen, indem er ihnen verachtend den Rücken kehrte. Hierauf zog er sich drei Tage lang zurück, ertheilte unterdeß Befehl, die 30,000 herbeizurufen, nahm die Miene an, als ob er sich künftig ganz auf diese allein verlassen wolle und befahl den immer noch zaudernden Veteranen, sämmtlich das Lager zu verlassen und heimzuziehen. Was sie denn noch da wollten? Nun kehrte den tapfern Kriegern die Besinnung zurück. Sie bereuten, was sie gethan und baten den König um Verzeihung, sie wollten nun gern wieder bei ihm bleiben und alles thun, was er verlangen würde. Aber er gab nicht gleich nach, sondern ließ sie Tag und Nacht vor seinem Schlosse bitten und jammern. Erst am dritten Tage kam er heraus, begrüßte sie voll Huld, alle als seine Verwandten, küßte ihren Führer, den alten Kallines und jeden, der sich ihm nahte. Ein großes Gastmahl besiegelte die Versöhnung. In dieser Stimmung mußten sich die

Veteranen aber auch mit den 30,000 aussöhnen und in die Heimsendung der 10,000 einwilligen. Kurz, der geniale Feldherr hatte sie zu allem gebracht, was er wollte.

Kraterus erhielt den Auftrag, mit den verabschiedeten Veteranen nach Makedonien zurückzuziehen und daselbst an des Antipaters Stelle die Verwaltung zu übernehmen, denn der letztere konnte mit der Königin Mutter Olympias nicht mehr auskommen. Diese beständigen Händel sollten nun ein Ende nehmen. Vielleicht besorgte Alexander auch, Antipater könne ihm zu mächtig werden und auf Abfall denken.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Alexander den Veteranen nicht gestattete, ihre persischen Weiber und die in Asien erzeugten Kinder mitzunehmen. Indem er Asien gräcisiren wollte, sollte umgekehrt die europäische Heimath von der barbarischen Berührung frei bleiben.

8.

Alexanders Tod.

Plutarch erzählt, Alexander habe 3000 Künstler aus Griechenland kommen lassen, um den bisher in Asien herrschenden Geschmack sowohl bei den Festen wie in Bildwerken und Bauten ganz in den griechischen umzuwandeln. Dasselbe System behielten auch seine Nachfolger bei, so daß Asien wirklich, so weit es die Makedonier beherrschten, stark gräcisirt wurde und zum Theil bis auf den heutigen Tag dort noch die Ruinen griechischer Tempel und Paläste gefunden werden. Die Asiaten verhielten sich dabei passiv, weil sie unter der langen Tyrannei ihrer frühern Beherrscher und unter dem Einfluß ihrer allzu sinnlichen Religion entnervt und ein weiches Wachs geworden waren, was sich jedes Gepräge aufdrücken ließ. Der altbabylonische Götzendienst hat im ganzen Umfang seiner Herrschaft die Völker nur erschlafft, seinen Zauber aber auch auf die Sieger und Eroberer ausgeübt, und wie die edlen Perser, so sollten auch die Makedonier nicht ungestraft in Babylon geherrscht haben. Auch

sie sollten in der Wollust untergehen. Man darf indeß nicht übersehen, daß Vorderasien sich mit den Griechen leichter zu assimiliren vermochte, weil schon seit uralter Zeit in beiden etwas Verwandtes lag. Die griechische Bildung stammte zum Theil aus Kleinasien, Assyrien und Babylon, der Styl der Kunst in Ninive und Babylon war wie in Sardes vom altgriechischen nur in der Ausbildung, nicht im Charakter verschieden. Auch ihre Götterwelt, wenigstens in dem erotisch-dionysischen Kreise schmolz leicht zusammen.

Damals befahl Alexander den Griechen, ihn als Gott anzubeten, ihm einen förmlichen Cultus zu errichten. Er bezweckte damit, ihren Gehorsam zu prüfen, vielleicht aber vorzugsweise, seiner Eitelkeit zu genügen. Endlich war es nur Folgerichtigkeit, zu verlangen, daß man ihn in Athen und Sparta so gut wie im ägyptischen Theben als Ammons Sohn anerkannte. In Athen wagte man nicht sich zu sperren. Demosthenes selbst rieth, den König unter die Olympier aufzunehmen. Auch Sparta dekretirte in bittrer Kürze: Wenn er Gott seyn will, so sey ers. Während der olympischen Spiele im Jahr 324 ließ Alexander eine allgemeine Amnestie verkünden und da es schon vorher bekannt worden war, strömten die Verbannten und Flüchtlinge in Masse herbei. In die Amnestie waren aber auch alle die einbegriffen, welche sich nicht gegen den König, sondern gegen die griechischen Einzelstaaten vergangen hatten. Das letztere nahm man in Athen sehr übel. Indeß war die Furcht vor ihm schon so groß, daß man dem Harpalos, der hier Schutz suchte, seine Schätze nahm und auf der Akropolis niederlegte, bis der König sie würde abholen lassen. Demosthenes erhielt einstweilen die Aufsicht über die Schätze. Als das Volk von Athen weiter darüber berathen wollte, was mit Harpalos anzufangen sey, weil Demosthenes gerathen hatte, die Befehle des Königs abzuwarten, Antipater aber ihn auf der Stelle sich ausgeliefert haben wollte, erschien Demosthenes mit verbundenem Halse, als sey er krank und könne heute nicht reden. Das Volk aber verhöhnte ihn, er habe einen Goldbecher mit 20 Talenten im Halse stecken, mit dem ihn Harpalos bestochen habe. Man beschloß übrigens, den letztern nur dem

König selbst auszuliefern. Dadurch wurde Zeit gewonnen, und Harpalos konnte heimlich entwischen, wurde jedoch auf der Insel Kreta von dem Spartaner Thimbron seiner noch übrigen Schätze beraubt und umgebracht. Als man nun die in Athen niedergelegten Schätze dem König übergab, fanden sich nur noch 300 Talente vor, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Werthen, die er mitgebracht hatte. Um nun zu ermitteln, wohin das viele Geld gekommen sey, wurden die s. g. harpalischen Prozesse begonnen, in denen eine Menge angesehene Athener verwickelt waren. Mehrere wurden hingerichtet. Demosthenes sollte das Fünffache von dem zahlen, was er angeblich von Harpalos empfangen hatte, eine Summe von ungefähr 200 Talenten, die er nicht aufbringen konnte. Er wurde deßhalb in den Kerker geworfen, aus dem er jedoch zu entfliehen Gelegenheit fand.

Alexander selbst hatte sich von Opis nach Ecbatana erhoben, im Herbst 324. Unterwegs wollte er sich mit Eumenes einen Spaß machen. Dieser gewandte Grieche war sein erster Rath, eine Art Kanzler und äußerst brauchbar, aber, wie damals fast alle Griechen, grenzenlos habgierig und hatte ungeheure Summen Goldes und Silbers gehäuft, da ließ der König über Nacht dessen Zelt anzünden, um ihn auszulachen, wenn er ängstlich seine Schätze würde retten wollen. Das Feuer wurde aber größer, als beabsichtigt war und alles verbrannte. Das geschmolzene Metall, was man in der Asche fand, hatte einen Werth von 2000 Talenten. Trotzdem war Alexander so gnädig, ihm den Verlust des Uebrigen zu ersetzen.

Diesen Eumenes konnten die rechten Makedonier wegen seiner Schäbigkeit und wegen der Gunst, in der er beim König stand, nicht leiden, am wenigsten aber der schöne Hephästion, des Königs Liebling und Seelenbruder. Es kam nun damals zwischen beiden Günstlingen zu einem heftigen Wortwechsel, daß der König sie kaum auseinanderbrachte. Nur grollend gelobten sie auf seinen Befehl, ferner Frieden zu halten. Kaum aber waren sie in Ecbatana angekommen, als Hephästion hier erkrankte und schnell dahinstarb. Der König war untröstlich, saß Tag und Nacht, ohne eine Speise zu sich zu

nehmen, weinend und klagend bei der Leiche und schien alle Besinnung und alle Erinnerung an die Welt und seinen großen Beruf verloren zu haben. Endlich ließ er die Leiche mit großem Pompe durch Perdikkas nach Babylon führen, um sie dort im nächsten Frühjahr aufs feierlichste zu bestatten. Im Winter aber machte er noch zu seiner Zerstreuung einen kleinen Feldzug gegen die Nassäer, ein unbändiges Gebirgsvolk in der Nähe. Ptolemäus führte ein kleines Heer von einer andern Seite und das Gebirge wurde binnen 40 Tagen gänzlich unterworfen.

Im Frühjahr 323 kam der König nach Babylon, das er zu seiner künftigen Residenz ausersehen hatte. Hier ließ er seinem Hephästion ein Leichenbegängniß von unerhörter Pracht bereiten. Es kostete nicht weniger als 10,000 Talente. Der Scheiterhaufen war von ungeheurer Höhe und aufs kunstreichste mit Statuen und Gemälden, Gold und Purpur geschmückt. Oben darauf standen Sirenen, aus denen Trauerchöre hervortönten. Das alles ging in Flammen auf. Hier zeigte sich zum erstenmal die Entartung hellenischer Kunst unter dem Einfluß der Macht. Das Schöne, selbst das Erhabene genügte nicht mehr, alles mußte kolossal und zugleich mit Reichthum überladen seyn. Der Künstler, dessen sich Alexander damals bediente, war Stasikrates, der ihm geschmeichelt hatte, er wolle den ganzen Berg Athos in seine Kolossalstatue verwandeln, so daß er ruhend in einem Arm eine Stadt von 10,000 Einwohnern tragen, den andern um einen Fluß legen würde. Hephästion wurde wie Herakles als Mensch verbrannt, um als Gott wieder aufzuleben, denn ihm, wie sich selbst, dekretirte der König göttliche Verehrung. Ja dem Satrapen Aegyptens, Kleomenes, verzieh er seine Bedrückungen blos, weil derselbe dem Hephästion auch in Alexandria einen Tempel baute. Ueberhaupt duldete Alexander alle andern Götter neben sich. Er scheint unzufrieden darüber gewesen zu seyn, den großen Belustempel, dessen Wiederaufbau er längst befohlen hatte, noch immer im Schutt zu finden. Die Magier selbst sollen den Neubau verhindert haben, weil sie bisher die Stiftungsgelder im eigenen Nutzen gebraucht hatten, welche sie, wenn der Bau zu Stande gekommen wäre, dem

Gott und seinem Dienste wieder hätten abtreten müssen. Alexander ließ 10,000 Mann Hand anlegen, um den Schutt des zerstörten Tempels wegzuräumen; sie arbeiteten rastlos zwei Monate lang und konnten doch nicht damit fertig werden.

In Babylon empfing Alexander mit großer Feierlichkeit die Gesandtschaften fremder Nationen, welche seine Freundschaft nachsuchten und seiner Größe huldigten. Er machte damit so viel Prunk und legte darauf so großen Werth, daß die Uebertreibung der uns davon erhaltenen Berichte einleuchtet. Aus dem Osten kamen indische, aus dem Norden skythische, aus dem Westen keltische, großgriechische, römische und iberische, aus dem Süden karthagische und libysche Gesandte.

Sodann ließ Alexander in Babylon selbst einen Hafen bauen und das Holz für tausend große Schiffe fällen. Die Flotte, die er zu einem neuen wichtigen Unternehmen errichtete, war ohne Zweifel zunächst zur Eroberung Arabiens bestimmt, wie Arrian erzählt, um alles, was zwischen dem persischen Golf und rothen Meere lag, seinem Reich einzuverleiben. An einen zweiten Zug nach Indien hat er wohl nicht mehr gedacht, wenigstens nicht für diesmal.

Um diese Zeit kam Kassander, der älteste Sohn des Antipater, von seinem Vater gesendet, nach Babylon, um dem König nähere Aufklärungen über die Händel des Vaters mit der Königin Mutter zu geben und ersteren zu rechtfertigen. Als Kassander aber zum erstenmal sah, wie sich die Perser vor dem König niederwarfen, um ihn anzubeten, soll er, weil ihm dieses Schauspiel neu war, unwillkürlich gelacht, der König aber dieses Lachen so übel vermerkt haben, daß er dem Spötter in die Haare griff und ihn gegen eine Mauer stieß. Des Kassander jüngerer Bruder Jollas war des Königs Mundschenk und dieser Umstand erweckte einen furchtbaren Verdacht gegen die Brüder.

Denn Alexander erkrankte plötzlich, um nicht wieder zu genesen. Als die natürliche Ursache seines Todes wird die wüste Schwelgerei bezeichnet, der er sich mit seinen Lieblingen und den Großen seines Reichs hingegeben haben soll. Um seinen Schmerz wegen des

Hephästion zu betäuben, heißt es, was nicht wohl glaublich ist. Auch die Nachricht bei Plutarch, daß die Besieger Asiens täglich viehisch betrunken gewesen seyen, daß der König selbst den großen Herkulesbecher zu leeren wie ein deutscher Student für Ehrensache gehalten habe und daß bei einem einzigen Gelage 41 Gäste sich zu Tode getrunken hätten, ist offenbar übertrieben. Inzwischen kann niemand in Abrede stellen, daß Alexander zu viel und über seine Kräfte genossen und zu schnell gelebt habe, und daß er demzufolge eines natürlichen Todes gestorben seyn kann. Auf der andern Seite darf man aber auch das böse Gerücht, welches seinen Tod aus dem Giftbecher erklärt, welchen ihm Jollas gereicht habe, nicht ganz übersehen. Antipater war durch Kraterus mit Absetzung bedroht. Alexander hatte geäußert, eine Thräne seiner Mutter Olympias lösche alle Anklagen Antipaters aus. Parmenios trauriges Schicksal war nicht vergessen. Darin konnte sich Antipater spiegeln. Wenn aber auch er, der Vater, in voller Treue gegen den König verharrte, so hatte doch der Sohn, Kassander, ein höchst energischer und rücksichtsloser Charakter, in Babylon genug gesehen und erfahren, als daß er nicht hätte fürchten müssen, Alexander werde ihn und sein Haus verderben. Und einem solchen Schicksal rasch durch ein Verbrechen zuvorzukommen, dazu war er ganz der Mann. Die Königin Olympias klagte ihn freilich erst sechs Jahre später als den Mörder ihres Sohnes an, allein sie hatte sich vielleicht gefürchtet, es früher zu thun, denn, wie Justinus sagt, „die Gerüchte von der Vergiftung des Königs wurden durch die Macht derer, die dabei genannt wurden, erstickt.“ Daraus könnte man auf noch mehr und bedeutende Theilnehmer am Verbrechen schließen. Daß übrigens Aristoteles das Gift bereitet und daß man es im Huf eines Maulthiers verborgen habe, gehört zu den Fabeln.

Der König erkrankte am 1. Juni 323 und wurde bald sehr matt. Da er den Tod nahen fühlte, ließ er sich noch einmal ins Freie tragen und sein ganzes schönes Heer an sich vorüberziehen. Obgleich er kaum den Kopf aufrichten konnte, drückte er doch noch mit sterbendem Blicke fast jedem die Hand. Am 11. war er nicht mehr.

Niemand weinte bei der Nachricht von seinem Tode schmerzlichere Thränen, als Sisygambis, die persische Hekuba. Sie brach in die rührendste Klage aus, als ob ihr eigener Sohn gestorben, ihre letzte Stütze gebrochen wäre. Denn sie erinnerte sich, wie bei des Ochus Tode achtzig ihrer Brüder an einem Tage waren ermordet worden und sie sah voraus, daß von allen Kindern und Verwandten Alexanders keiner würde am Leben gelassen werden, und daß auch die letzten vom Hause des Darius würden mitsterben müssen. Von Stund an hüllte sie sich dicht in ihren Schleier, aß und trank nichts mehr und war nach fünf Tagen todt.

Alexander war eine schöne und geniale Erscheinung. In ihm culminirte der Hellenismus, dessen Wesen eigentlich auch in nichts anderem bestand, als in der schönen Erscheinung bei gänzlicher Sorglosigkeit in Bezug auf sittlichen Werth und gedeihliche Fortdauer. Der schöne, der genuß- und thatenreiche Augenblick war alles, mochte dann auch folgen, was da wollte.

Zweites Buch.

Die Diadochen.

1.

Perdikkas.

Man nennt die Strategen (Generale) Alexanders des Großen, sofern sie sich um das Erbe des Reichs rissen oder in dasselbe theilten, seine Diadochen (Nachfolger, Ablöser).

Der König hatte entweder, weil er von der Krankheit schon zu sehr geschwächt war, keine Verfügung über die Nachfolge getroffen, oder wurde, wenn er eine getroffen hatte, dieselbe nach seinem Tode verhehlt. Man darf wohl voraussetzen, er habe keinem andern, als dem Sohne, den ihm Statira, des Darius Tochter, geboren und den er Herakles genannt hatte, die Nachfolge bestimmt. Er hatte sich von Anfang an zu einer Verheirathung mit dieser Erbin des Darius einzig zu dem Zweck entschlossen, um mit ihr einen Thronfolger zu erzeugen, welcher der makedonischen und persischen Dynastie zugleich entstamme, also dem europäischen und asiatischen Theil des Reichs gleich legitim erscheinen müsse. Von dieser seiner längst bekannten und seit der Schlacht bei Issus folgerecht von ihm eingehaltenen Politik wurde aber jetzt Umgang genommen, ja es ist die Frage, ob sein früher Tod nicht gerade durch die Absicht, diese seine Po=

litik zu durchkreuzen, motivirt war. — Die früher von Alexander zur Gattin gewählte schöne Roxane gebar erst etliche Monate nach seinem Tode einen Sohn, welcher seinen Namen empfing. Außerdem war noch Arrhidäus der einzige, den Alexander von seinen Brüdern, den Söhnen König Philipps, wegen seines Blödsinns am Leben gelassen hatte, übrig und zwar in Babylon. Wie es scheint, hatte ihn Alexander nach Asien mitgeschleppt und nicht in Makedonien zurückgelassen, damit er dort nicht etwa von einer aufrührerischen Partei zum Gegenkönig ausgerufen werden könne.

Das weite Reich verlangte eine starke Hand, welche die Zügel der Regierung erfasse. Dazu taugte weder der noch in der Wiege liegende Herakles, noch der simpelhafte Arrhidäus. Alexander selbst hatte noch im Sterben seinen Siegelring vom Finger gezogen und dem Perdikkas, einem der treuesten und erfahrensten seiner Unterfeldherrn und Obersten seiner Leibwache, eingehändigt, mithin ihn zum Regenten während der Minderjährigkeit des Herakles erklärt. Allein Perdikkas war klug genug, ehe er sich irgend eine Gewalt anmaßte, erst die Zustimmung der übrigen Strategen abzuwarten und legte in ihrer Versammlung den Siegelring auf den leeren Thron nieder. Er kannte die Stimmung und wußte wohl, um was es sich handelte. Die Bevorrechtung der Asiaten war dem makedonischen Adel von jeher zuwider gewesen. Sie hatte dem Parmenio, Perdikkas und Klitus das Leben gekostet, den Kassander erst unlängst wieder bedroht. Wer kann wissen, ob sich in der erlauchten Versammlung der makedonischen Generale nicht Mitschuldige am Tode des Königs befanden? Daraus allein erklärt sich, warum von vorn herein die Thronfolge des armen kleinen Herakles beseitigt wurde. „Der Sohn einer Barbarin kann nicht König der Makedonier seyn," war der Machtspruch der unerbittlichen Generale. Und doch, im Widerspruch damit, vereinigten sie sich, dem noch ungeborenen Kinde Roxanens die Thronfolge zu sichern und forderten sodann den Perdikkas auf, den Siegelring vom leeren Thron wieder hinweg und an sich zu nehmen als provisorischer Reichsregent. Das beweist nur, daß man darüber einig war, auf jeden Fall den allein legitimen Herakles aus-

zuschließen, daß man gleichwohl noch fürs erste den Schein einer directen Nachfolge im Hause des Alexander bewahren und auch die Asiaten durch die Hoffnung auf einen Herrscher, dessen Mutter selbst eine Asiatin war, bei guter Laune erhalten, überhaupt aber Zeit gewinnen wollte.

Das makedonische Heerlager war indeß mit diesem Ergebniß der Berathung seiner Führer unzufrieden. Im Namen des Fußvolks protestirte Meleager gegen den Beschluß und verließ den Palast, um sich an die Spitze der Phalanx zu stellen, welche laut nach dem Arrhidäus schrie und nur diesen, als echten Makedonier, zum König haben wollte mit Ausschluß jedes Kindes aus asiatischer Ehe. Die wilde Schaar stürmte das Schloß und drang bis in das Leichenzimmer des Königs. Die Strategen gaben nun nach, ja es ist möglich, daß sie sich gern zwingen ließen. Man darf annehmen, daß mehrere den Hintergedanken hegten, sich eine selbständige Macht in Asien mit Hülfe der Barbaren zu gründen, daß sie aber zunächst dem makedonischen Heere gerecht zu werden für klug hielten. Indem sie nun den Arrhidäus wirklich unter dem Namen Philipp zum König ausriefen und dem Kinde Roxanens nur das Erbrecht in zweiter Linie vorbehielten, wobei sich das Heer beruhigte, hatte sich im Wesentlichen in der Lage der Dinge nichts geändert, denn Arrhidäus war eine eben so leicht zu gebrauchende als wegzuwerfende Puppe, wie das noch ungeborene Kind.

Perdikkas blieb mit Zustimmung des Heeres Reichsverweser, ließ sich jedoch an dieser bloßen Zustimmung nicht genügen, sondern hielt es für nöthig, wie Alexander in jedem Aufruhrsfalle gethan, sich das Heer moralisch zu unterwerfen, sofern er ihm Furcht einjagte. Indem er eine große Lustration oder Reinigung und neue Einweihung des Lagers, welches durch den Aufruhr, in welchem einige Makedonier durch Makedonier umgekommen waren, entweiht war, vornahm, bei der alle Truppen sich betheiligten, rückte er plötzlich mit seinen Elephanten und der adeligen Reiterei vor das überraschte Fußvolk und drohte, dasselbe niedertreten und niederreiten zu lassen, wenn es nicht augenblicklich die Rädelsführer des letzten Aufstandes aus-

liefere. Das Fußvolk in der Klemme, in der es war, gehorchte und Perdikkas ließ im Namen des anwesenden Königs 300 Makedonier von den Elephanten zertreten und den Meleager, der zu einem Altar geflüchtet war, rücksichtslos umbringen.

Hierauf berietheen die Großen des Reichs aufs neue und vertheilten die Satrapien. Perdikkas hatte dabei im Sinn, die ihm gefährlichen Nebenbuhler von Babylon zu entfernen, diese selbst aber hofften, sich in ihren Satrapien selbständig zu machen. Das unglückliche Königshaus, obgleich in seinem Erbrecht noch anerkannt, war doch damals schon insgeheim verrathen. Makedonien blieb unter der Verwaltung des Antipater, Kraterus aber sollte daselbst das Heer befehligen. Aegypten erhielt Ptolemäus, Sohn des Lagus. Syrien kam an Laomedon, einen Griechen, Paphlagonien und Kappadokien ebenfalls an einen Griechen, den Eumenes. Antigonus erhielt Groß-, Leonnatus Klein-Phrygien, Lysimachus Thrakien. Im Osten kam Armenien an Neoptolemos, Mesopotamien an Archelaos, Großmedien an Atropates, Kleinmedien an Python, Persien an Peucestes, Bactrien an Amyntas, Aria an Stasanor, Parthien an Stagnor, Hyrkanien an Phrataphernes, Sogdiana an Philippos, Gedrosien an Sibyrtios. Taxiles und Porus wurden nur der Ostentation wegen zu Satrapen ernannt. Perdikkas hatte ihnen nichts mehr zu befehlen.

Die griechischen Söldner, welche schon früher hatten heimkehren wollen, schaarten sich jetzt, 23,000 Mann stark unter einem gewissen Philo aus den nördlichen Satrapien zusammen und brachen eigenmächtig auf. Perdikkas befahl dem Python, sie in Medien aufzuhalten und zu vernichten, denn er fürchtete mit Recht, wenn sie erst nach Griechenland kämen, würden sie dort jede Empörung gegen seine Gewalt unterstützen, möchte sie von Antipater oder von den Griechen selbst ausgehen. Python hätte die Söldner lieber auf seine Seite gebracht und zur Stärkung seiner eigenen Macht behalten. Er bot ihnen daher eine Capitulation an, aber sein makedonisches Heer fiel aus altem Groll gegen die Griechen eigenmächtig über sie her und metzelte sie alle nieder.

Wären sie nach Griechenland gekommen, so würden sie dort

mächtig in den s. g. lamischen Krieg eingegriffen haben. Man ertrug dort das makedonische Joch nur mit Ingrimm. Die weite Entfernung Alexanders in Indien hatte den Athenern Muth gemacht, wieder nach der frühern Selbständigkeit zu ringen. Demosthenes allein würde von seinem Asyl aus den noch immer von dem Demagogen Demades im makedonischen Solde beherrschten Pöbel Athens zu keiner Erhebung vermocht haben, wenn nicht die Nachricht von Alexanders Tode alle wieder hätte frei athmen lassen und wenn nicht die alte Königin Olympias von ihrem Asyl in Epirus aus allem aufgeboten hätte, die Griechen wie auch die Epiroten, Illyrier, Odryser und Aetoler gegen ihren Todfeind Antipater zu bewaffnen. Leosthenes, ein tüchtiger Söldnerführer, warb mit dem Rest des harpalischen Schatzes einige tausend Söldner und wurde an die Spitze des Bundesheeres gestellt, dem 7000 Aetoler zuzogen. Aetolien, im Süden von Epirus, trat damals erst in die Weltgeschichte ein mit einem kleinen, aber überaus tapfern Gebirgsvolk, welches mit der alten Rohheit auch die alte Naturkraft bewahrt hatte. Auch 2000 Thessalier traten dem Bunde bei und ein Theil der Peloponnesier, aber die Böotier und Spartaner nicht. Es schien unmöglich, die Griechen jemals zu vereinigen.

Der Krieg gegen Antipater begann im Jahr 323. Leosthenes siegte und Antipater mußte sich in die feste Stadt Lamia zurückziehen. Vor dieser wurde Leosthenes durch einen Steinwurf getödtet. An seiner Stelle trat Antiphilus an die Spitze des Bundesheeres und die feierliche Rückkehr des Demosthenes nach Athen brachte neue Begeisterung unter die Griechen. Leonnatus, welcher, wie oben bemerkt, Kleinasien verließ, um eine große Rolle in Europa zu spielen, wollte vor allem den Widerstand der Griechen niederbrechen, unterlag aber in der Schlacht und kam darin ums Leben. Sein Heer jedoch vereinigte sich mit den Truppen des Antipater. Als nun auch noch die athenische Flotte zur See von der makedonischen geschlagen wurde und Kraterus endlich im Jahr 322 mit seinen 10,000 Veteranen in der makedonischen Heimath ankam, war die makedonische Uebermacht so groß, daß ihr die Griechen nicht mehr

Stand halten konnten und bei Larissa eine schwere Niederlage erlitten. Hierauf baten die meisten Bundesgenossen um Frieden und erhielten ihn. Nur die Aetoler trotzten in ihren Bergen.

Athen erhielt auf Fürbitte des damals schon bejahrten, stets gemäßigten Phokion Gnade und sollte nur den Demosthenes und einige andere der erbittertsten Feinde Makedoniens ausliefern. Man ließ sie entschlüpfen. Demades aber trug auf Todesstrafe für sie an und nun sandte man ihnen Häscher nach, durch welche sie eingefangen und zur Hinrichtung geführt wurden. Demosthenes war nach Aegina in den Tempel des Asklepios geflohen. Hier ergriff ihn der athenische Schauspieler Archias, der sich durch seine Gefangennehmung einen Lohn verdienen wollte. Demosthenes drückte dem Elenden, der ihn überreden wollte, er solle sich nur gutwillig zu Antipater führen lassen, der ihn gnädig aufnehmen würde, seine ganze Verachtung aus und verlangte nur, noch etwas in seine Schreibtafel zeichnen zu dürfen, sog aber aus dem Griffel das darin verborgene starke Gift ein und fiel todt am Altar um.

Antipater wollte nun auch noch die Aetolier unterwerfen, gab ihnen aber gern Frieden, als ihn die Ereignisse nach Kleinasien riefen. Noch blieben die Thessalier unter Memnon in Aufruhr, wurden aber durch ein von Antipater zurückgelassenes makedonisches Heer unter Polysperchon besiegt, Memnon getödtet.

Unterdeß war auch ein Kampf in Kleinasien entbrannt. König Ariarathes von Kappadokien, bisher Alexanders Vasall, machte sich nach dessen Tode unabhängig. Perdikkas befahl dem Antigonus und Leonnatus, sie sollten dem Eumenes helfen, den Rebellen zu vertilgen. Leonnatus ließ sich verlocken, nach Europa zu gehen und um die Kleopatra, Alexanders Schwester und Wittwe des Epirotenkönigs zu werben, wodurch er sich zunächst die Obergewalt im Westen des Reichs zu verschaffen hoffte. Eumenes gab dem Reichsverweser sogleich Kunde von diesem Abfall und Perdikkas selbst kam mit Heeresmacht herbei, überwand den Ariarathes und ließ ihn und alle Glieder seiner Familie kreuzigen, im Jahr 322. Dann überwältigte er auch das empörte Bergvolk der Pisidier. In der Stadt Laranda

ließ er alle Einwohner umbringen, weshalb die in der Stadt Isaura, als sie sich nicht länger halten konnten, sich freiwillig mit Weibern und Kindern selbst verbrannten. Antigonus, der dem Reichsverweser nicht gehorcht hatte, floh zu Antipater. Nachdem Perdikkas auf diese Weise in Kleinasien Herr geworden war, empfing er eine Botschaft von der alten Königin Olympias, die vor Antipater nach ihrer Heimath Epirus geflohen war. Sie bot ihm die Hand ihrer Tochter Kleopatra an, um die schon Leonnatus sich beworben. Perdikkas war damals noch gebunden, weil er sich mit Antipater nicht überwerfen wollte und dieser ihm eben seine Tochter Nikäa zur Ehe gegeben hatte. Er beschloß aber, einstweilen die Nikäa zu heirathen, und erst wenn es Zeit seyn würde, mit Antipater zu brechen, die Kleopatra.

Mit Antipater glaubte er aber nicht eher brechen zu können, als bis er den Ptolemäus in Aegypten gedemüthigt hätte, weil er sonst fürchten mußte, derselbe werde ihm in den Rücken fallen. Sobald einmal einer der Diadochen die Treue gegen das Königshaus und den in Babylon mit den übrigen Diadochen eingegangenen Vertrag brach, traute er auch den andern nicht und jeder war des andern Feind und selbst wenn zwei noch gemeinschaftlich gegen den dritten kämpften, war auch der Freund dem Freunde verdächtig. Es war der Krieg aller gegen alle. Wie an Heldengräbern Kampfspiele aufgeführt zu werden pflegten, so führten die Diadochen an Alexanders Grabe das größte und blutigste Kampfspiel auf, was je die Welt gesehen.

Die Leiche Alexanders sollte in feierlichem Pomp nach Makedonien in die Gruft der Könige gebracht werden, von Arrhidäus begleitet. Mit diesem letztern aber, der trotz seines Blödsinns Widerwillen gegen den Reichsverweser bekommen hatte, knüpfte Ptolemäus geheimen Verkehr an und bewog ihn, die Leiche über Damaskus zu führen, von wo er selbst sie mit Gewalt nach Aegypten brachte und in Alexandria beisetzte, zugleich vermählte sich Ptolemäus mit der schönen Phila, einer andern Tochter des Antipater und schloß mit diesem ein Bündniß gegen Perdikkas. Der letztere warf nun

die Maske von sich, verstieß die arme Nikäa und verkündete seine Verlobung mit der Kleopatra. Eumenes aber sollte ihm Kleinasien hüten und den Antipater abwehren, indeß er selbst Aegypten unterwerfen wollte. Obgleich nun Antipater und Kraterus von Europa herüberkamen und auch Neoptolemos von Armenien her sich ihnen anschloß, behauptete doch Eumenes durch sein Feldherrngenie den Sieg erst über Neoptolemos, dann über den Kraterus, den er, früher sein bester Freund, im Zweikampf schwer verwundete und dann den Sterbenden weinend und klagend in seine Arme nahm.

Perdikkas selbst aber befand sich, als er mit dem makedonischen Hauptheer und den Elephanten Alexanders stolz gen Aegypten zog und zugleich auch eine Flotte nach Alexandria entsendete, heimlich von Verrath umgeben. Python und Seleukus, die ihn begleiteten, dachten an nichts weniger als ihm behülflich seyn zu wollen, daß er den verlassenen Thron des großen Alexander besteige. Die gemeinen Makedonier selbst scheinen seine Usurpation mißbilligt zu haben, seitdem er durch die Heirath mit einer Schwester Alexanders den Arrhidäus hintanzusetzen und sich selbst an die erste Stelle zu drängen schien. Auch war er wegen seines hochmüthigen Benehmens nicht beliebt. Schon an der Grenze Aegyptens verließ ihn ein Theil des Heeres und ging zu Ptolemäus über. Vor der Festung Pelusium aber gerieth das ganze Heer in Aufruhr und Perdikkas wurde bei Nacht in seinem Zelt mit Sarissen niedergestoßen, wobei Seleukus zugegen war, im Jahr 321.

2.

Der Mord im Königshause.

Zum Sühnopfer für die Völker, welche der große Alexander ohne Veranlassung und ohne Recht in grenzenloses Elend gestürzt und auf immer ihrer Freiheit beraubt hatte, um während seiner kurzen Lebensdauer nur seinem Thatendurst und seiner Ruhmsucht zu

genügen, mußten über seinem Grabe alle die Seinen, sein ganzes königliches Geschlecht und mit ihm das des Darius, welches ein unseliges Verhängniß an ihn gekettet hatte, geschlachtet werden.

Zuerst erreichte das blutige Verhängniß die unglückliche Statira und ihren kleinen Sohn Herakles, den einzigen legitimen Erben des großen Welteroberers, den man eben deshalb, weil er es war, zuerst wegräumte. Perdikkas war es eigentlich, der ihn beseitigte, der aber die Schuld der schönen Roxane zuzuschieben wußte. Diese nämlich besorgte, ihr kleiner Alexander könne am Ende doch noch dem Sohne der Statira weichen müssen, wenn der letztere leben bliebe. Sie also übernahm es, mit Wissen des Perdikkas, die Königin Statira, ihre Schwester Dripetis (Wittwe des Hephästion) und ihren jungen Sohn von Susa, wo sie noch verweilten, nach Babylon zu berufen und hier ermorden zu lassen. Die Leichen wurden in einen Brunnen geworfen und verschüttet. So elend endete das ruhmreiche Geschlecht des Darius und der allein legitime Sohn des großen Alexander.

Bald sollten die noch übrigen Glieder des makedonischen Königsgeschlechts eines nach dem andern, jenen auf dem dunkeln Pfade nachfolgen. Eine Schwester des Alexander, Kynane, ihm selber gleich an Muth und Verwegenheit, war kurze Zeit mit dem Amyntas vermählt gewesen, den aber Alexander bei seiner Thronbesteigung aus Argwohn hatte hinrichten lassen. Aus dieser Ehe war eine Tochter übrig, Euridike, von eben so viel Feuer, wie ihre Mutter. Beide Weiber lebten als Amazonen und führten an der Spitze ihrer Truppen Krieg mit den Illyriern. Kynane selbst erschlug in der Schlacht die eben so kriegerische Königin der Illyrier. Antipater hatte den beiden Damen, die ihn nicht leiden konnten, aber auch mit der Königin Mutter Olympias in keiner engern Verbindung standen, ihr unschuldiges Vergnügen gegönnt. Als nun aber Alexander todt war, machte Kynane auf einmal große Ansprüche und forderte, der Nachfolger des Königs, Arrhidäus, sollte ihre Tochter Euridike heirathen. Dieser Gedanke gefiel den makedonischen Truppen. Was Euridike an Feuer zu viel hatte, schien zur Ergänzung

dessen, was dem Blödsinnigen fehlte, gerade recht und die Thronfolge im Hause des Alexander, die Einheit des Reichs schien dadurch gesichert. Dieser ganz neue Plan aber durchschnitt den des Perdikkas und aller andern Diadochen, sollte daher um jeden Preis vereitelt werden. Antipater stellte sich der Kynane in den Weg, als sie nach Kleinasien hinüberziehen wollte, aber umsonst. An der Spitze ihrer tapfern Truppen schlug sie sich durch. Nun schickte ihr Perdikkas seinen Bruder Alketas mit einem Heere entgegen; aber dieses Heer weigerte sich, sie anzugreifen, vereinigte sich mit den Truppen der Kynane und forderte laut die Vermählung ihrer Tochter Euridike mit Arrhidäus. Alketas half sich nun, indem er während der Unterhandlungen die Kynane durch Meuchelmord aus der Welt schaffte. Darüber geriethen aber die Truppen in solchen Zorn, daß Perdikkas selbst, wenn er nicht alles Ansehen verlieren wollte, kein anderes Heil sah, als die Heirath des Schattenkönig Arrhidäus mit der energischen Euridike zuzugeben. Diese erfolgte nun wirklich und ohne Zweifel war es Euridike, welche nicht nur ihren Gatten bestimmte, die Leiche Alexanders nach Aegypten entführen zu lassen, sondern die auch die Truppen gegen Perdikkas aufhetzte.

Nach dem tragischen Ende des Perdikkas wurde auch seine Schwester Atalante, Gattin des Flottenführers Attalus, und fünfzig seiner Anhänger hingerichtet. Das Heer verlangte den Antipater zum Reichsverweser, Euridike kämpfte vergebens gegen diese Wahl. Ptolemäus zog sich klug in sein Aegypten zurück und sicherte sich hier eine dauernde Herrschaft in der Liebe des Volkes, indem er es andern überließ, sich um der Reichsverweserei willen die Hälse zu brechen. Antigonus und Seleukus waren für Antipater, welcher selbst herbeieilte. Euridike hielt aber so gewaltige Reden an das Heer, daß es ihr am Ende gefolgt wäre, ihr allein die Regentschaft übertragen und den Antipater verjagt hätte, wenn nicht dieser letztere mit Hülfe des Antigonus und Seleukus dieselbe List angewandt hätte, wie früher Perdikkas in Babylon. Sie versicherten sich nämlich der gesammten Reiterei und drohten die Phalanx des Fußvolks anzugreifen. Bruderblut aber wollten die Makedonier diesmal nicht ver-

gießen und so kam auch das Fußvolk auf seinen vorigen Beschluß, die Regentschaft dem Antipater zu überlassen, zurück und seufzend mußte sich Euridike fügen.

Zu Triparadisus wurde nun eine neue Theilung der Satrapien vorgenommen. Antipater behielt Europa, Seleukus bekam Babylon, Antigonus Phrygien und Nikanor sollte dem Eumenes Kappadokien entreißen.

Eumenes war der einzige, der noch die Partei des Perdikkas hielt. Attalus hatte sich von den Rhodiern, welche nach Unabhängigkeit strebten, und dieselbe auch auf ihrer Insel behaupteten, zur See schlagen lassen. Nur Eumenes zu Lande hielt noch Stand und bei ihm in Sardes befand sich Kleopatra, die Schwester Alexanders, die den Perdikkas hatte heirathen sollen. Diese bat ihn, sie zu verlassen, indem sie nicht als Rebellin gegen den neuen Reichsverweser auftreten wollte, und gab sich in die Hände des Antipater, dem Sardes geöffnet wurde. Antipater überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie sich mit Perdikkas eingelassen habe, und wollte sie umbringen lassen, weil sie die Schülerin der ihm so verhaßten Olympias war. Aber das Heer murrte und er hielt es für gerathener, die Schwester des großen Alexander unangetastet in Sardes zu lassen.

Dagegen führte er den Arrhidäus und die Euridike, die Roxane und ihren kleinen Alexander mit sich nach Makedonien, um sie der Gewalt der übrigen Satrapen zu entziehen und überhaupt das Mutterland Makedonien auch wieder zum Mittelpunkt des großen Reichs zu machen. Er selbst war zu alt, um noch an eine Usurpation zu denken, da er aber ausdrücklich seinen unternehmenden Sohn Kassander von der Nachfolge im Reichsverweseramt ausschloß, muß man ihn von jedem Verrath freisprechen und kann ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er es ehrlich mit der Familie Alexanders gemeint hat, die er im Besitz erhalten wollte und in Makedonien jedenfalls sicherer glaubte, als in irgend einem Theile Asiens unter den verrätherischen Satrapen.

Gegen Eumenes sollte Antigonus fechten, von Antipater dazu beauftragt. Antigonus siegte theils durch Uebermacht, theils durch

Verrath in einer blutigen Schlacht, Eumenes konnte sich jedoch in die uneinnehmbare Veste Nora in Phrygien retten. Noch vertheidigte sich Alketas, des Perdikkas Bruder, in den pisidischen Bergen, erlag aber endlich auch den Schlägen des Antigonus und gab sich, um nicht gefangen zu werden, selbst den Tod, im Jahr 320. So ging die Partei des Perdikkas unter. In Athen fand man Briefe des Demades, woraus man offen dessen Einverständniß mit Perdikkas erkannte. Der grausame Kassander bestrafte ihn und seinen Sohn, indem er einen in des andern Armen ermorden ließ. Ob Demosthenes, ob Demades, ob Patriot, ob Verräther, der Makedonier trat alle gleich unter die Füße. Als Kassanders Creatur übernahm jetzt der eitle, immer von Salben duftende und in Schwelgerei trunkene Demetrius von Phaleron die Gewaltherrschaft über Athen, ehemals ein Sklave, jetzt ein vornehmer Herr, der sich auch mit Schriftstellerei abgab.

Bald darauf starb Antipater im achtzigsten Jahre seines Alters, ernannte den gemäßigten Polysperchon zum Reichsverweser und seinen Sohn Kassander nur zum Befehlshaber der Truppen, im Jahr 319. Der letztere, wenig damit zufrieden, verband sich alsbald mit Antigonus und Ptolemäus und hetzte sogar die Griechen wieder auf, um den ehrlichen alten Polysperchon seiner Gewalt zu berauben. Dieser nun suchte sich zuerst der Griechen zu erledigen und hoffte sie am sichersten für sich zu gewinnen, indem er ihnen alle ihre alten Freiheiten zurückgab. Dies hatte jedoch nur zur Folge, daß der Pöbel in Athen wieder Meister wurde und den edeln alten Phokion zum Giftbecher verurtheilte. Einen erfolgreichen Beistand durfte Polysperchon von dem elenden Volke, welches er frei machte, doch nicht hoffen. Unklugerweise ging er nach dem Peloponnes und belagerte Megalopolis, welches sich allein ihm widersetzte. Bald aber rief ihn die Gefahr zurück, in welche Makedonien durch die Niederlage seiner Flotte unter Klitus (im Dienst des Antigonus) bei Byzanz und durch den Angriff des Kassander gestürzt wurde. Dieser hatte sich bereits Athens bemächtigt und fand eine einflußreiche Bundesgenossin an der Todfeindin seines Vaters, der Olympias.

Olympias wäre gern der Einladung des Polysperchon, aus Epirus zurückzukehren, gefolgt, wenn sie nicht seine Ergebenheit gegen Arrhidäus abgeschreckt hätte. Sie wollte nichts von ihm und Euridike, auch nichts von Roxane und dem jungen Alexander wissen. Hinter Polysperchons Rücken zog sie an der Spitze eines kleinen Heeres in bachantischem Aufzug der Euridike entgegen, die in makedonischer Rüstung ebenfalls an der Spitze eines kleinen Heeres stand. Es kam jedoch nicht zum Morden, denn die Truppen der jungen Königin wollten nicht gegen Alexanders Mutter fechten. Arrhidäus wurde gefangen genommen, Euridike entkam, wurde aber eingeholt, und nun ließ die wuthschäumende Olympias das unglückliche Königspaar in einem schmalen Raume lebendig einmauern. Die Soldaten murrten, ein solcher Tod schien ihnen doch zu gräßlich. Da befahl Olympias, den Arrhidäus in seinem Loch mit Pfeilen zu erschießen, der Euridike aber schickte sie ein Schwert, einen Giftbecher und einen Strick. Euridike deckte den todten Gatten mit dem Mantel zu und erhenkte sich. Nikanor, des Kassander Bruder, welcher ebenfalls gefangen worden war, mußte mit hundert edeln Makedoniern einen grausamen Tod leiden. Sogar das Grab des dritten Bruders, Jollas, der angeblich ihren großen Sohn vergiftet hatte, ließ sie umwühlen, im Jahr 317.

Aber Kassander kam mit Heeresmacht zur Rache herbei. Polysperchon war zu schwach, ihn abzuhalten, denn viele seiner Leute gingen zu Kassander über. Der Mord des rechtmäßigen Königs Arrhidäus scheint die gemeinen Makedonier sehr erbittert zu haben, nachdem sie es gewesen, deren Stimme ihn auf den Thron erhoben hatte. Olympias sah sich in der Hauptstadt Pydna eingeschlossen, ohne Hoffnung auf Entsatz. Es war Winter, die Lebensmittel gingen aus. Die Stadt mußte capituliren. Olympias erhielt zwar Leben und Freiheit zugesichert, Kassander aber ließ die ganze Verwandtschaft der hundert Edeln, welche sie hatte hinrichten lassen, als Kläger gegen sie auftreten und das Todesurtheil über sie verhängen. Zwar bot er ihr ein Schiff zur Flucht an, aber nur damit sie durch die Flucht

sich schuldig bekenne. Sie merkte die Arglist und wollte nicht fliehen. In voller Pracht als Königin mit Purpur und Diadem geschmückt trat sie, auf zwei Frauen gestützt, den Kriegern entgegen, welche nicht das Herz hatten, die Hinrichtung zu vollziehen, sondern vor der hohen Frau ehrfurchtsvoll die Speere senkten. Da ließ Kassander die Verwandten der Hingerichteten in Masse kommen und die Königin mit Steinen zu Tode werfen. Sie hüllte sich in ihr Gewand und starb ohne Klage, im Jahr 316.

Noch war Roxane und ihr Sohn Alexander übrig. Kassander befahl, sie alles königlichen Schmuckes und Glanzes zu entkleiden und beide wie gemeine Gefangene einzusperren. Er selbst aber heirathete eine noch übrige Schwester Alexanders, die Thessalonike, und gedachte sich dadurch als der einzige würdige Nachfolger im makedonischen Reiche zu legitimiren.

3.

Eumenes.

Nachdem das makedonische Königshaus bis auf wenige nur noch zitternd dem Tode entgegenharrende Opfer ausgerottet war, hatte jeder der mächtigen Diadochen immer noch im Sinne, das Reich Alexanders des Großen in seiner Einheit zu erhalten und selbst Alleinherr zu werden. Sie hätten besser gethan, gleich anfangs mit einander zu theilen; allein es war noch nicht möglich, die Einheit des Reichs, obgleich sie schon faktisch aufgelöst war, auch rechtlich aufzulösen, so lange noch erbberechtigte Glieder der Familie Alexanders lebten und ihr Rechtsanspruch jedem der Diadochen, der denselben verfocht, einen Anhang bei den Truppen sicherte, denn das makedonische Heer betrachtete sich immer noch als den sichtbaren Ausdruck der Reichseinheit; in ihr, glaubte sie selbst, lebe Alexander der Große fort.

Durch diese Illusion war es sogar dem Griechen Eumenes möglich geworden, sich einen großen Anhang unter den makedonischen Truppen, selbst unter den vornehmsten derselben, den Argyraspiden (welche silberne Schilde trugen) zu verschaffen. Als er inne wurde, wie wenig Polysperchon im Stande sey, als Reichsverweser das Reich zusammenzuhalten, und als er erfuhr, welch jammervolles Ende die Verwandten des Königs gefunden hatten, hielt er für möglich, daß der Name Alexanders und eine lebendige Erinnerung an seine Größe vielleicht mehr im Stande seyn würde, die Einheit des Reichs herzustellen, als der Name des Arrhidäus oder eines königlichen Weibes und Kindes. Er ließ also in seinem Lager ein kostbares Zelt aufrichten, genannt das Alexanderzelt. Darin stand in der Mitte ein goldener Thron, auf welchem das Diadem, Scepter, Schwert, Harnisch und Schild des Königs lagen, und vor demselben ein Altar, auf welchen jeden Morgen die sämmtlichen Führer des Heeres Weihrauch streuten, worauf sie sich auf silbernen Stühlen im Kreis umher niedersetzten und beriethen.

Im Frühjahr 318 zog Eumenes mit einem Heere, welches er mit wunderbarer Schnelligkeit in Kleinasien organisirt hatte, nach Phönikien hinab, gewann es leicht und errichtete dort eine ansehnliche Flotte, um von hier aus zur See und zu Lande die gegen Polysperchon verbundenen Diadochen wo möglich einen nach dem andern zu schlagen. Antigonus aber kam mit seiner siegreichen Flotte von Byzanz und die Phöniker gingen zu ihm über und lieferten ihm die Flotte des Eumenes aus, um die Schätze, die er auf die Schiffe hatte bringen lassen, ungestraft plündern zu können. Das wird den Zeitgenossen zu großem Ergötzen gedient haben, weil Eumenes wegen seiner Habgier längst verrufen war, des einzigen Lasters, das seine großen Tugenden verdunkelte.

Ohne Flotte konnte Eumenes nur noch mit seinem Landheer etwas Bedeutendes auszurichten hoffen und das war wieder nur möglich im tiefen Binnenlande. Der Westen war ihm durch Antigonus und Kassander versperrt. Aber im weitgedehnten Osten konnte

er hoffen, Siege zu erfechten, sein Heer noch zu vergrößern und die Macht und Einheit des Reichs in Babylon herzustellen, von wo aus Alexander der Große selbst es hatte beherrschen wollen. Damals hatte sich Python erhoben, um die Nachbarn zu unterwerfen und den Satrapen Philipp gefangen genommen und hinrichten lassen. Die übrigen Satrapen im Osten vereinigten sich gegen Python, diesem aber stand Seleukus von Babylon bei. Da brach Eumenes auf, um die ersteren zu unterstützen. Python und Seleukus verlegten ihm den Weg und überschwemmten, indem sie die Dämme durchstachen, das Lager des Eumenes am Tigris, allein er rettete sein Heer durch Geistesgegenwart und rasche Maaßregeln. Auch die Aufforderungen, die an seine Truppen ergingen, sie sollten als Makedonier zu stolz seyn, um dem Griechen zu dienen, blieben fruchtlos, denn Eumenes hatte sich bei seinen Kriegern in große Achtung gesetzt und da er Susa einnahm, wo noch immer beträchtliche Schätze aufgehäuft lagen, besaß er zugleich die Mittel, seine Soldaten gut zu bezahlen.

Hier in Susa vereinigten sich mit ihm die Satrapen des Ostens, unter denen nur Peukestes einen berühmten Namen hatte. Aber auch er war schon in die allgemeine Corruption versunken, die wie eine ansteckende Seuche unter den Satrapen grassirte, seitdem der große Alexander die Augen geschlossen hatte. Sie waren gegen Python und Seleukus in die Waffen getreten, nur damit jeder seine Person und seine Satrapie rette, um die Einheit des Reichs und die große Idee des Eumenes, das Reich dem letzten legitimen Sprößling Alexander zu retten, war es ihnen nicht zu thun. Sie brachten ihre Zeit in Susa nur mit wüstem Schwelgen zu und hörten nicht auf die Mahnungen und Befehle des Eumenes.

Unterdeß brachten Python und Seleukus in Babylon zu, ängstlich harrend auf den Antigonus, den sie zur Hülfe herbeigerufen hatten und der auch wirklich kam. Eumenes hatte Mühe, sich der Treue seiner Satrapen zu versichern, als er dem Antigonus entgegenziehen wollte, denn Peukestes machte Anspruch auf den Oberbefehl. Aber

am Fluß Kopratas brachte Eumenes dem Antigonus, als derselbe übersetzen wollte, eine Niederlage bei. Das Heer des letztern erlitt sodann noch durch die Hitze, durch Fieber und Strapazen große Verluste. Im Uebergang über die Gebirge wurde es von den wilden Kossäern angegriffen und kam in einem traurigen Zustande in Medien an. Eumenes wollte nun plötzlich wieder nach dem Westen ziehen, der ihm offen lag, nachdem Antigonus sich aus demselben entfernt hatte. Die Satrapen aber weigerten sich und wollten nur ihre östlichen Länder vertheidigen. Jede Trennung war hier eine Schwächung, er entschloß sich also, den Satrapen nachzugeben, unter der Bedingung, daß sie alle beisammen blieben.

Mit welchen Empfindungen mag er das stattliche Heer, anstatt vorwärts nach Ecbatana und Babylon, vielmehr rückwärts nach Persepolis geführt haben! Alles war daran gelegen, daß er mit seiner kampfwilligen Armee schnell den geschwächten Antigonus überfiel und dann gen Babylon zog. Aber seine schlimmen Freunde, die Satrapen, litten es nicht. Peukestes wollte ihn in Persien haben, um ihn desto bequemer zu isoliren und sich an seiner Stelle an die Spitze des Heeres drängen zu können. Unter dem Vorwand, er sey hier zu Hause und müsse als Wirth seine Gäste bewirthen, schmeichelte er den makedonischen Truppen des Eumenes auf alle Art, beschenkte sie reichlich und ließ ein großes Fest zu Ehren der „Götter“ Philipp und Alexander feiern, bei welchem die größte Pracht und üppigste Schwelgerei herrschte, um dadurch das Alexanderzelt des Eumenes in den Schatten zu stellen und die Makedonier zu überzeugen, daß sie unrecht thäten, einem Griechen zu gehorchen, und es ihnen viel näher liege, sich an ihn, den echten Makedonier, anzuschließen. In diesem Sinne nun wurde fort und fort das Heer des Eumenes unterwühlt.

Die kostbarste Zeit wurde versäumt. Antigonus konnte sich den Winter über erholen, sein Heer beträchtlich verstärken und im Frühjahr 317 in Persien einrücken. Gerade damals erkrankte Eumenes, in Folge der schwelgerischen Gelage, hieß es, vielleicht aber an

Gift, denn die Absicht des Peukestes, ihn los zu werden, lag klar am Tage. Als es nun aber zur Schlacht kam, vertrauten die Truppen doch wieder nur dem altbewährten Feldherrn und Eumenes ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen tragen und ordnete alles so sicher an, daß Antigonus staunend von ferne die Sänfte betrachtete und plötzlich seinem Heere den Rückzug befahl. Nun standen sich die Heere eine Zeit lang gegenüber, nur manöverirend mit ausgesuchter List, ohne daß ein Feldherr Gelegenheit gefunden hätte, den andern einmal zu überraschen. Antigonus verzögerte aber die Entscheidung absichtlich, weil er die Satrapen im Heere des Eumenes zu bestechen hoffte. Als Antigonus den in des Eumenes Heere dienenden Makedoniern sagen ließ, sie sollten von demselben abfallen und zu ihm übergehen, er werde ihnen alle ihre Beute lassen, sie reichlich beschenken und in ihre Heimath entlassen, rieth Eumenes den Truppen, sie sollten sich an die Fabel erinnern vom Löwen, der ein schönes Mädchen liebte und um sie zu bekommen, sich überreden ließ, der zarten Anfassung wegen sich seiner Zähne und Krallen zu entledigen, als er das aber gethan hatte, mit Prügeln todt geschlagen wurde. Die Soldaten waren damals aber auch noch von Peukestes zurückzuhalten, der ihnen mehr geschmeichelt hatte, als Antigonus. Ihre Treue konnte erst dann wanken, wenn Peukestes und Antigonus sich verständigten. Das konnte aber wieder nur auf Kosten des Seleukus und Python geschehen. Diese beiden hielten sich schlau zurück, denn sie wünschten wohl, daß Antigonus die Satrapen besiege, aber nicht, daß er allzu mächtig werde, um am Ende sich auch sie zu unterwerfen.

Als es endlich bei Gabirne zu einer blutigen Schlacht kam, wetteiferten Eumenes und Antigonus in List, Kühnheit und Ausbauer. Die Argyraspiden des Eumenes entschieden den Sieg in ihrer unüberwindlichen Phalanx und Antigonus mußte mit großem Verlust sich zurückziehen. Als er aber, es war schon Abend, eine Lücke zwischen der Phalanx und der Reiterei des Eumenes wahrnahm, ließ er schnell seine eigene an Zahl überlegene Reiterei sich

dazwischen werfen und erneuerte den Kampf, der bis in die Nacht fortwährte. Dann ruhten beide Heere, einander dicht gegenüber, im Mondschein aus, und Antigonus entwich und überließ dem Eumenes die Ehre des Tages und das Schlachtfeld. Aber auch dieser sah, daß seine Truppen zu ermüdet waren und verfolgte ihn nicht.

Nie war ein Feldherr in einer so wunderbaren Lage, wie Eumenes. Jedermann war einverstanden, er sey der fähigste aller Führer. Seine Feinde, seine Nebenbuhler wie der gemeinste Soldat hegten die größte Achtung vor ihm. Und dennoch glaubten auch die Unbefangensten, ein Recht zu haben, den Hochgeachteten andererseits wieder zu verachten, weil er kein echter Makedonier, sondern nur ein Grieche war. Die Makedonier hegten nun einmal als ein urkräftiger, ritterlicher Adel gegen das Schwätzer-, Schreiber-, Krämer-, Sänger- und Schauspielervolk der Griechen eine grenzenlose Geringschätzung, in welche auch die Asiaten gern einstimmten, weil sie damit zugleich ihrem alten Haß gegen das Volk des Themistokles und Leonidas ein Genüge thaten. Wer freute sich nicht, den, durch den man gedemüthigt worden ist, selbst wieder durch einen dritten gedemüthigt zu sehen! Dies erklärt die Stimmung des Heeres, dessen bewunderter und zugleich verrathener Feldherr der Grieche Eumenes war (gebürtig von Kardia im thrakischen Chersonesus). Alles hing von den geheimen Unterhandlungen ab, welche die verrätherischen Satrapen im Lager des Eumenes mit Antigonus in Beziehung auf Python und Seleukus ohne Zweifel damals eifrig gepflegen haben. Als Feinde der beiden letzteren konnten sie sich nicht unbedingt dem Antigonus, als dem Bundesgenossen derselben, hingeben. Die Bedingungen aber mußten sie dem Antigonus vorschreiben können. Dazu bedurften sie noch kriegerischer Erfolge und um diese zu erringen, brauchten sie den Eumenes und konnten ihn noch nicht entbehren. Daher die freche Aeußerung in einer geheimen Versammlung der Satrapen: „Eumenes soll uns noch eine Schlacht gegen den Antigonus gewinnen, dann wollen wir ihn wegschaffen.“ Zwei der Satrapen, Eudemus und Phaidimus, hatten dem Eumenes ihr Geld in Verwahrung gegeben, besorgten jetzt, dasselbe zu verlieren,

wenn er umgebracht würde, und warnten ihn. Er dankte ihnen, gab sich aber als ein verständiger Mann verloren, denn mit solchen Menschen, wie sie ihn umgaben, ließ sich nichts mehr ausrichten, noch etwas von ihnen hoffen, und er war zu stolz um zu fliehen. Ich lebe hier unter wilden Thieren, sprach er, schrieb ruhig seinen letzten Willen nieder und verbrannte alle Papiere, welche nicht in die Hände seiner Feinde fallen sollten.

Antigonus griff von neuem an und suchte die letzte Entscheidung. Bei Gatamarta kam es zur Schlacht. Antigonus trachtete, mit seiner überlegenen Reiterei in das Lager der Argyraspiden einzubrechen, weil darin eine unermeßliche Beute aufgehäuft lag. Konnte er sich dieser bemächtigen, so besaß er ein Pfand und das rechte Mittel, um diese tapfern, aber habgierigen Truppen von Eumenes abzuziehen. Es gelang ihm, ihre Phalanx in der Schlacht zu beschäftigen und in ihrem Rücken ihr Lager und Gepäck wegzunehmen. Um dieses letztere wurden sie nun besorgter, als um den Sieg. Man versprach ihnen, sie sollten alles wieder haben, wenn sie von Eumenes abfielen. Peukestes, welcher das Lager hätte retten und den Sieg wieder herstellen können, versagte dem Eumenes auf dem Schlachtfelde den Gehorsam und ging mit den 10,000 Persern, die er befehligte, zum Feinde über. Nun war alles für den unglücklichen Eumenes verloren, welchen seine eigenen Soldaten ergriffen, entwaffneten und mit gebundenen Händen dem Antigonus vorführten. Er rief verächtlich den Argyraspiden zu: „Elende Makedonier, die ihr euern siegreichen Feldherrn dem sieglosen verkauft um euer Gepäck!“ Antigonus ließ ihn in den Kerker werfen und in demselben drei Tage nachher heimlich ermorden. Alle, die als Freunde desselben bekannt waren, auch Eudemus, wurden öffentlich hingerichtet, im Jahr 316.

4.

Antigonus.

Der Sieger Antigonus war in seiner Art ein nicht minder merkwürdiger Mann, wie Eumenes, nämlich damals schon 70 Jahre alt und einäugig, ein altes häßliches Zerrbild im Vergleich mit dem jungen schönen Alexander, und doch ließ er sich beigehen, dessen Stelle einnehmen, das ganze unermeßliche Reich zusammenhalten zu wollen. Bei allen Lastern der Diadochen ist ihnen doch eine staunenswürdige Mannhaftigkeit und zähe Ausdauer im Verfolg ihrer verbrecherischen Plane nicht abzusprechen. Antigonus besaß die makedonische Nervenkraft in einem vorzüglichen Grade und war so sehr Mann der That, daß ihm nichts mehr zum Eckel gereichte, als das philosophische Geschwätz, der Singsang und die Histrioneneitelkeit der Griechen. Je mächtiger er wurde, um so eifriger umdrängte ihn griechische Schmeichelei, die er aber allezeit mit tiefer Verachtung und schneidendem Sarkasmus zurückwies. Ein griechischer Poet besang ihn als Sohn der Sonne. Davon, meinte Antigonus, wisse sein Kahlkopf nichts. Das Diadem nannte er einen Lappen, den man nicht vom Mist auflesen sollte. In der That war es ihm nur um die wirkliche Macht, nicht um den Schein derselben zu thun. Auch wollte er das Reich nicht mehr für sich erobern, sondern nur für seinen liebenswürdigen Sohn Demetrius, das wahre Abbild Alexanders in Bezug auf Schönheit, Jugendfeuer und Genialität.

Nachdem er sich das Heer des Eumenes unterworfen und dadurch das seinige ansehnlich verstärkt hatte, entledigte sich Antigonus ohne Umstände seines Bundesgenossen Python. Dieser war nämlich so unvorsichtig, nachdem er schon geheime Umtriebe gegen ihn gemacht hatte, zu ihm nach Ecbatana zu kommen, wo ihn Antigonus sogleich fassen und hinrichten ließ. Sodann bemächtigte sich Antigonus der immer noch in Susa aufbewahrten Schätze und begab sich nach Persepolis, um hier unter den Satrapen des Ostens eine strenge

Musterung zu halten. Die ihm nicht unterwürfig genug schienen, wurden entfernt und durch andere ersetzt. Auch Peukestes verlor seine Satrapie und man hörte nichts mehr von ihm. Antigonus beherrschte alles durch den Schrecken seiner Waffen und durch den Klang seines Goldes. Jetzt erst zog er nach Babylon, wo ihn sein Bundesgenosse Seleukus zwar artig, aber mit Argwohn und Vorsicht empfing. Antigonus nahm die Miene des legitimen Reichsverwesers an und verlangte von Seleukus, er solle ihm Rechenschaft über die Verwaltung seiner Satrapie geben und seine Rechnungen vorlegen. Seleukus weigerte sich, weil er nicht sein Untergebener sey, wartete aber die Antwort des Antigonus nicht ab, sondern floh in großer Eile, wozu er wahrscheinlich schon alles vorbereitet hatte, nach Aegypten zu Ptolemäus.

Begreiflicherweise erhob sich gegen den Machtspruch des Antigonus der ganze Westen. Ptolemäus in Aegypten, Kassander in Makedonien und Lysimachus in Thrakien wollten eine Oberhoheit des Antigonus eben so wenig anerkennen, als Seleukus. Sie verbanden sich daher gemeinschaftlich gegen ihn. Dagegen suchte nun der gänzlich bedrängte und verlassene Polysperchon Hülfe bei Antigonus, schickte seinen Sohn Alexander zu ihm, trat ihm, als dem Mächtigeren, die Reichsregentschaft ab, unterrichtete ihn von den Greueln des Kassander und beschwor ihn, die im Kerker desselben schmachtende Roxane und den Sohn derselben, den Reichserben, zu retten. Nichts konnte dem Antigonus erwünschter seyn, als diese Uebertragung der Regentschaft, denn sein ganzes Verfahren erschien nunmehr gesetzlich und er verfehlte nicht, überall verkündigen zu lassen: Kassander solle augenblicklich den jungen König Alexander (dem man den Beinamen Aegos gegeben hatte) und seine Mutter Roxane freigeben oder als Reichsfeind behandelt werden. Zugleich versprach er den Griechen, ihnen die volle Freiheit wieder geben zu wollen, die ihnen Kassander geraubt hatte, im Jahr 315. Auch drang er in den Westen Asiens vor, ehe der Gegenbund recht gerüstet war, und belagerte Tyrus, um sich von dort aus auch der Seeherrschaft zu

versichern, während es ihm gelang, Polysperchons Sohn Alexander durch Versprechungen zu gewinnen.

Aber das wiedererstandene Tyrus vertheidigte sich über ein Jahr lang gegen ihn eben so tapfer, wie früher gegen den großen Alexander. Kypern fiel den Aegyptern in die Hände. Eine Flotte des Antigonus, geführt von Theodot, erlag ihm ebenfalls und Alexander, Polysperchons Sohn, fiel von der Hand einiger freiheitsbegeisterter Sikyoner. Dafür ließ seine Wittwe Kratesipolis dreißig Männer von Sikyon pfählen. Nun entbrannte 314 ein wilder Kampf auf den verschiedensten Punkten des armen Hellas um die Freiheit, die hier von des Antigonus Anhängern gefördert, von denen des Kassander verhindert wurde. Aber auch die Aetolier und Epiroten erhoben sich wider Kassander und die Skythen und Thraker wider Lysimachus. Als endlich Antigonus Tyrus erobert und den kleinen König Asander von Karien, der es mit Kassander hielt, das erstemal zu einem Vertrage gezwungen, als er wieder abfiel, das zweitemal vernichtet hatte, hinderte ihn nichts mehr, nach Griechenland selbst vorzudringen, während zugleich im Einverständnisse mit ihm Kypern und Kyrene sich gegen Ptolemäus empörten.

Plötzlich aber wendete sich das Glück wieder. Lysimachus besiegte die Thraker und schützte Byzanz, so daß Antigonus den Uebergang nach Europa nicht erzwingen konnte und ruhig überwinterte, 313. Kassander behauptete sich gegen die Griechen und gegen Epirus. Die Griechen waren noch immer viel zu uneins und schon viel zu sehr erschlafft, als daß der Freiheitsruf sie zu einer großartigen Erhebung hätte begeistern und kräftigen können. Dieser Freiheitsruf war überhaupt, das wußte man wohl, nur eine Kriegslist des Antigonus, der im Herzen jeder Freiheit eben so abhold war, wie Kassander. Auch die Befreiung Kyrenes und Kyperns vom ägyptischen Joche währte nicht lange, denn Ptolemäus unterwarf die Empörer. Nun wagte aber der junge Demetrius, welchen sein Vater Antigonus in Syrien zurückgelassen hatte, aus allzugroßer Kampflust und gegen den Rath der Einsichtigen eine Schlacht wider Ptolemäus, welchem Seleukus zur Seite stand, unfern von der ägyp-

tischen Grenze bei Gaza, 312. Die Schlacht ging, obgleich die Reiterei des Demetrius mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit focht, durch seine Elephanten verloren, welche, durch feindliches Geschoß verwundet, umkehrten und seine eigene Schlachtordnung in Verwirrung brachten. Er entkam nur mit einem schwachen Rest seiner Truppen. Tyrus vertheidigte Andronikus für ihn und Antigonus aufs standhafteste, obgleich Ptolemäus ihn zum Abfalle verlocken wollte. Er wurde aber durch Verrath in der Stadt selbst zur Flucht gezwungen, unterwegs abgefangen und vor Ptolemäus geführt. Dieser lobte seine Treue und behandelte ihn ehrenvoll.

Es war, wie bisher, so auch später immer die Politik des Ptolemäus, sich nur in seinem Aegypten festzusetzen, die Zuneigung des Volks zu gewinnen und sich die Seiten nur durch Eroberung Phönikiens, Kyrenes und Kyperns zu decken. Im Uebrigen ließ er die andern Diadochen nehmen, was sie wollten, und sorgte nur dafür, daß keiner allein das Uebergewicht erhielt, daß ihre Macht getheilt und somit zu schwach blieb, um ihm gefährlich zu werden. Nach der Schlacht bei Gaza gab er dem Seleukus nur 1000 Mann, mit denen derselbe versuchen sollte, den Osten des Reichs wiederzuerobern. Hätte er ihm mehr mitgegeben, so würde er nicht sicher gewesen seyn, daß Seleukus sich mit seinen Feinden gegen ihn selbst würde verbunden haben, denn keiner traute dem andern.

Seleukus wandte sich gegen Babylon und fand überall alte und neue Freunde. Nikanor von Medien, der für Antiochus stritt, unterlag ihm in einer Schlacht am Tigris, seine Truppen gingen zu Seleukus über. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem Euagros von Persien und in kurzem hatte Seleukus alle Satrapen für sich gewonnen. Die Nachrichten der Geschichtschreiber sind in Bezug auf ihn äußerst dürftig. Nur flüchtig wird eines glücklichen Zugs erwähnt, den er nach Indien soll unternommen haben. Aus den Thatsachen geht wenigstens hervor, daß er, der mit nur 1000 Mann ankam und bald so mächtig wurde, in seiner Persönlichkeit etwas besessen haben muß, was die Herzen gewann und Vertrauen einflößte.

Unterdeß hatte Demetrius, indem er sich nach Cilicien zurück-

ziehen mußte, daselbst durch kühnen Ueberfall den Killes mit 7000 Mann von der Partei des Ptolemäus gefangen genommen und den Killes frei und ehrenvoll entlassen, wie früher Andronikus von Ptolemäus entlassen worden war, denn Demetrius wollte sich von niemand an Großmuth übertreffen lassen. Dieser Sieg erlaubte ihm, wieder vorzugehen und, während Ptolemäus vorsichtig in Aegypten blieb, die arabischen Nabatäer anzugreifen, deren Hauptstadt Petra ganz nahe bei Aegypten eine wichtige Eroberung schien. Er siegte auch hier, mußte sich aber begnügen, die Nabatäer zu einem Friedensvertrage zu zwingen, da er seinen Plan auf Aegypten nicht weiter verfolgen konnte, sondern von seinem Vater abberufen wurde, um sich gegen Seleukus zu wenden, der aus einem Freunde schnell ein Feind geworden war.

Seleukus schien allen andern Diadochen so mächtig und gefährlich, daß sie allesammt, nachdem sie sich jahrelang bekriegt und dadurch geschwächt hatten, jetzt nichts Klügeres zu thun wußten, als sich auszusöhnen und gemeinschaftlich gegen den Seleukus zu verbinden, 311. In diesem Frieden wurde immer noch der junge Alexander Aegos als Erbkönig anerkannt, dem, wenn er mündig würde, das Reich übergeben werden müßte, einstweilen aber sollte Kassander Europa, Ptolemäus Afrika und Arabien, Antigonus Asien verwalten. Wie es scheint, suchte sich Antigonus des jungen Alexander zu bemächtigen oder war wenigstens nicht unbetheiligt bei der großen Aufregung in Makedonien, indem hier zahlreiche Stimmen, auch im Heere, statt des verhaßten und grausamen Kassander endlich den jungen rechtmäßigen König verlangten. Da gab Kassander Befehl, den königlichen Knaben und seine schöne Mutter Roxane in Amphipolis, wo sie gefangen saßen, heimlich umzubringen, durch Dolchstiche, wie die einen, durch Gift, wie andere sagen, 311. Zugleich gewann Kassander einen jüngeren Ptolemäus, Neffen des Antigonus, der für diesen mit Erfolg in Griechenland gekämpft hatte, und der jetzt mit seinem ganzen Heere zu Kassander übertrat, denn Verrath war in jenen Zeiten Tagesordnung. Dagegen trat nun auch der alte Polysperchon wieder im Interesse des Antigonus

auf und stellte dem makedonischen Usurpator Kassander in dem letzten noch übrigen, bisher ganz unbeachteten Bastardsohn des großen Alexander, einem zweiten Herakles von der Barsine, der Wittwe des Memnon (beide hatten seither ruhig in Pergamus gelebt) nochmals einen rechtmäßigen Erbkönig gegenüber. Aber auch er, der alte schwache Polysperchon, der immer so treu am alten Königshause zu hängen schien, ließ sich durch Kassanders verschwenderische Versprechungen verführen und seinen Schützling, den damals achtzehnjährigen Herakles, bei einem Gastmahle sammt seiner Mutter erwürgen, 310.

Nun lebte vom ganzen Hause Alexanders niemand mehr als Thessalonike, des Kassander gezwungene Gattin, und Philipps Tochter, des großen Alexanders Schwester Kleopatra, Wittwe des Königs Alexander von Epirus, die früher schon den Leonnatus und Perdikkas hätte heirathen sollen und in Sardes einen ruhigen Wittwensitz gefunden hatte. Weil nun aber die Makedonier immer noch am alten Königshause hingen, so wollte Ptolemäus in Aegypten dem Kassander den Vorzug, eine königliche Prinzessin als Gemahlin zu besitzen, nicht gönnen und bewarb sich um die Hand Kleopatras. Diese Dame sagte sich ihm auch zu, wahrscheinlich aus Angst vor dem Antigonus und Kassander, und wollte eben heimlich nach Aegypten entfliehen, als sie in ihrem Blute liegend gefunden wurde. Ihre eigenen Sklavinnen, hieß es, hätten sie ermordet. Antigonus ließ dieselben hinrichten und die Königin mit hohen Ehren begraben, aber niemand zweifelte, er selbst habe sie umbringen lassen, 308.

Ptolemäus, durch einen neuen Aufstand in Kyrene beschäftigt, machte Frieden mit Kassander. Antigonus aber, dessen Sohn Demetrius einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem Seleukus die Gewalt im Osten zu entreißen, rief denselben jetzt zurück, gab den Osten auf und trachtete mit Hülfe seines kriegskundigen Sohnes wenigstens dem Ptolemäus und Kassander den Westen abzuringen.

5.

Demetrius.

Nach den Planen des alten Antigonus sollte zuerst Kassander überwältigt werden, der keine so feste und schwer angreifbare Macht besaß, wie Seleukus und Ptolemäus, gegen den unter den Makedoniern selbst wegen seiner Königsmorde eine böse Stimmung herrschte und der vollends bei den Griechen verhaßt war. Antigonus verkündete nun aufs neue laut den Griechen die Freiheit und schickte seinen Sohn ab, ihnen dieselbe zu erringen. Er selbst wollte sie natürlicherweise nur als Werkzeug gebrauchen, sein Sohn aber war in der That für sie begeistert.

Demetrius wird von Plutarch als ein zweiter Alexander geschildert. Seiner Schönheit soll nichts gleich gekommen seyn, selbst die Kunst der Bildhauer und Maler soll hier die Natur nicht haben erreichen können. In der Kampflust, im Kriegsgeschick, in der zähen Ausdauer und im hohen Schwung des Geistes, der das Kühnste und Schwerste mit Vorliebe sucht, glich er ganz dem großen Alexander, aber auch in der Genußsucht und wüsten Schwelgerei. Im Allgemeinen markirt ihn ein eigenthümlich weicher Zug, weshalb er selbst unter allen Göttern nur dem Dionysos gleichen wollte. Seinen Vater liebte er mit Schwärmerei und blieb ihm unverbrüchlich treu und gehorsam. Mit der Befreiung Griechenlands sollte es nun endlich Ernst werden, aber das Volk war der Freiheit gar nicht mehr fähig. Der Adel der Freiheit liegt immer nur in der Tugend und Sitte der Völker, niemals in politischen Institutionen. Nur wenn Demetrius die Sitten in Griechenland wieder hätte reinigen können oder wollen, würde er auch etwas für die Freiheit haben thun können. Die wiederholten Versprechungen der Diadochen, den Griechen ihre alte Freiheit wiederzugeben, hatten dieselben nur in immer tiefere Knechtschaft gestürzt. Auch war nirgends mehr ein Sinn für Freiheit vorhanden. Es gab zwar noch eine Spur von

Heroismus unter den Griechen, wie Eumenes bewiesen hatte. Nur ungern wollten sich diejenigen Griechen, welche aus dem Krieg ein Handwerk machten, die tapfern Söldner, vor denen einst Asien gezittert hatte, an Ruhm und Ehre von den Makedoniern übertreffen lassen und sonderlich Sparta, dessen ritterliche Aristokratie vernichtet oder in die Corruption des Reichthums verfallen war, bildete doch immer noch den Mittelpunkt eines großartigen Söldnermarktes, wohin alle Soldaten bedürftigen Fürsten ihre Werber schickten. Die Söldner aber dienten den Fürsten unbedenklich als Schergen der Tyrannei, nur um des Soldes und der Beute willen. Da war kein Sinn für Freiheit mehr zu finden.

In Athen sah es noch viel schlimmer aus, denn hier war auch schon der kriegerische Geist entwichen. Die Stadt wimmelte von Künstlern, welche sich hier nur ausbildeten, um in den Sold der Diadochen und Satrapen zu treten und die Städte Asiens mit den Werken ihrer Hände zu schmücken und dem Luxus und der Schwelgerei aller Mächtigen und Großen jener Zeit die attischen Grazien hinzuzufügen. Sodann wimmelte Athen von Hetären, die sich in der Kunst der Verführung ausbildeten und denselben Weg, wie die Künstler, nehmend, sich denselben Mächtigen und Reichen verkauften. Drittens wimmelte Athen von Philosophen, welche die ganze Redseligkeit der Stadt erbten. Seitdem nämlich ein makedonischer Statthalter dort regierte und kein politischer Redner mehr aufkommen konnte, wurde desto mehr unpolitisches Geschwätz getrieben. Im Staate durfte man nichts mehr tadeln, so bekrittelte man den Schöpfer und das Weltganze. Im Allgemeinen aber hielten sich die Philosophen an Aristoteles, der sie gelehrt hatte, sich in die Welt zu schicken, wie sie ist, und nicht mehr nach Idealen zu streben. Unter ihnen war damals hauptsächlich Theophrast in der Mode. Wer irgend gebildet erscheinen wollte, mußte ihn gehört haben. In Athen aber wollte jeder gebildet seyn. Die Handwerker verließen ihre Werkstätten, um ihn zu hören, um ihm nachzuschwatzen und über seine Sätze zu debattiren. Auch die Hetären fanden sich in Masse bei seinen Vorlesungen ein, weil es seit den Zeiten der Aspasia guter

Ton geworden war, die Unzucht mit Philosophie zu verbinden und weil die Hetären, wenn sie an asiatischen Höfen ihr Glück machen wollten, vor den schönen Barbarinnen den Vorzug am besten durch ihr attisches Geschwätz behaupteten. Zur Unterhaltung der Mächtigen und Reichen wurden auch Philosophen aus Athen bestellt, welche dann freilich mehr den Dienst von Hofnarren, als von weisen Rathgebern versahen und unter dem Namen der Parasiten (Mitesser, Schmarotzer) einen eigenen Stand bildeten und in den übelsten Ruf kamen. Endlich wimmelte Athen auch noch von Komödianten, unter denen freilich kein Aristophanes mehr auftreten konnte, die vielmehr nur dem Luxus und der Unterhaltung dienten. Auch sie ließen sich von den Diadochen und Satrapen als Modeartikel aus Athen verschreiben. Das war aus dem Volke von Athen geworden, ein Haufen von feingebildeten Sklaven und Miethlingen, welche der Wollust übermächtig gewordener Barbaren dienten und ihren Lastern schmeichelten. Mitten unter diesem Volke aber saß damals als unumschränkter Tyrann Kassanders Statthalter, Demetrius Phalareus, welcher sich als ein Musterathener benahm, sich auf das sorgfältigste putzte, schminkte, frisirte, in seinem Palast eine unglaubliche Pracht und Ueppigkeit in Statuen, Gemälden, Teppichen, kostbaren Geräthen zur Schau trug, täglich die schwelgerischesten Gastmähler gab und alles, was irgend in Athen von schönem Blute war, zu seiner schnöden Wollust mißbrauchte, nicht nur die Weiber und Töchter, sondern auch die Knaben, welche ihm die reichsten und vornehmsten Eltern wetteifernd zuführten. Athen war so tief gesunken, daß ein gewisser Theognis, der Ganymed des Tyrannen, von der ganzen Stadt beneidet und bewundert wurde und daß die attischen Jünglinge und Knaben täglich schön herausgeputzt sich dem Tyrannen auf der Straße entgegen drängten, jeder nur von dem Ehrgeiz beseelt, ihm zu gefallen, wie Theognis. Wie tief unter diesen Umständen die Religiosität gesunken war, läßt sich begreifen. Der Glaube an die strengen alten Götter wich einer bequemen Modephilosophie, welche das höchste Gut im Genuß suchte und das Laster beschönigte. An die Stelle der Gottesfurcht trat lediglich nur die Menschenfurcht,

welche zur Vergötterung gerade der ruchlosesten und unwürdigsten Menschen führte, wie die 360 Statuen bewiesen, welche dem Tyrannen während seiner kurzen Regierung nach der Zahl der Tage im Jahre in Athen errichtet wurden.

Man kann sich nicht verhehlen und es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß diese Zustände in Athen die nothwendige Folge des Systemes waren, welches der als Staatsmann zu hoch gepriesene Perikles begonnen hatte.

Diesem Volke nun sollte und wollte der bessere Demetrius, des Antigonus Sohn, die Freiheit wiedergeben. Derselbe schwärmte für das alte Athen und kannte das neue noch nicht. Seinen Auftrag zu erfüllen, kostete ihm wenig Mühe. Als er im Jahr 307 mit einer Flotte vor Athen erschien, wehrte sich der Tyrann nur eine kurze Zeit und floh davon. Seine Truppen gingen zu dem Befreier über und der letztere hielt unter einem unendlichen Volksjubel seinen Einzug in Athen, berief die Volksversammlung ein, stellte die Rednerbühne her und verkündete von derselben herab dem attischen Demos seine volle alte Freiheit. Dieser gebildete Pöbel faßte jedoch die neue Freiheit nur als eine Aenderung in der Person des Tyrannen auf, und während er den Phalereus, vor dem er bisher gekrochen, jetzt beschimpfte und verhöhnte und seine Statuen niederriß, kroch er jetzt wieder vor dem Befreier und setzte ihm Statuen. Er selbst ließ sich von den Genüssen und Schmeicheleien, die ihn umgaben, völlig bezaubern, blieb Monate lang in Athen und versäumte alle ferneren Operationen gegen Kassander. Man gab dem Monat, in welchem er gekommen war, seinen Namen. Man stickte sein und seines Vaters Bildniß in den heiligen Mantel der Göttin Athene. Man ernannte ihn und seinen Vater selbst zu Schutzgöttern der Stadt und errichtete auf dem Platze, an welchem er zuerst abgestiegen war, einen Altar „des von seinem Wagen absteigenden Demetrius.“ Zu noch größerem Jubel der Athener vermählte sich Demetrius, obgleich er schon mehrere Frauen hatte, hier in Athen noch mit der schönen Euridike, Wittwe des kyrenischen Fürsten Opheltes, welche sich rühmen durfte, von Miltiades abzustammen.

Plötzlich aber wurde Demetrius durch seinen Vater aus Griechenland abberufen, um dem Ptolemäus die Insel Kypern zu entreißen, welche zur Behauptung der Seeherrschaft unentbehrlich schien. Ptolemäus hatte den kyprischen Satrapen Nikokreon, der die Insel in die Hände des Antigonus liefern wollte, überrascht und zum Selbstmorde gezwungen. Als dessen Gemahlin Ariothea seinen Tod erfuhr und ihm auch seine Brüder im Tode gefolgt waren, rief sie die Frauen derselben und alle Kinder des Hauses zusammen, ermahnte sie zum Tode, erstach ihre eigenen Töchter und steckte das Schloß in Flammen. Ihre Schwägerinnen folgten ihrem Beispiele, ermordeten auch ihre Kinder und stürzten sich mit in die Flammen. Aber Antigonus war nicht gemeint, dem Aegypter die Insel zu lassen. Demetrius zog auf Befehl seines Vaters heran und unternahm zunächst die schwierige Belagerung der kyprischen Stadt Salamis, in welcher des Ptolemäus Bruder Menelaos befehligte. Demetrius entwickelte aber hier zum erstenmal das seltenste Talent als Ingenieur und Artillerist, indem er alle bisherigen Belagerungsmittel theils zu combiniren, theils zu verbessern wußte. Die Griechen hatten längst Mauerbrecher oder Widderköpfe, um damit die Mauern einzustoßen. Sie wurden unter einem Schirmdach vorgeschoben. Das Wurfgeschütz bestand aus Ballisten, aus denen man große Steine schleuderte, und Katapulten, aus denen man pfeilartige Balken abschoß, jenes eine Schleuder, dieses eine Armbrust im Großen. Man hatte auch schon Thürme in gleicher Höhe mit den feindlichen Mauern gebaut, um sie bequem beschießen zu können. Demetrius aber erfand jetzt die beweglichen Thürme (Helepolen), die er auf Rädern bis dicht an die feindlichen Mauern schieben ließ. Sie waren 9 Stockwerke hoch und hatten oben eine Fallthüre, die er auf die Mauern herabfallen ließ, so daß seine Soldaten auf dem kürzesten Wege die Mauern erreichten, ohne auf Leitern hinaufklimmen zu müssen. Indeß vertheidigte sich Menelaos gegen alle Belagerungskünste des Demetrius mit großer Ausdauer, und Ptolemäus selbst zog mit einer großen Flotte zum Entsatze heran. Demetrius aber schlug diese Flotte in einer blutigen Seeschlacht, in welcher er selbst als

der Kühnste immer voran focht. Ptolemäus entkam mit nur wenigen Schiffen und Menelaos mußte Salamis übergeben, 306. Hier fand der Sieger eine der berüchtigtsten Hetären Athens, die Lamia, welche, obgleich sie schon viel älter war als er, ihn dennoch durch ihre Grazie so zu bezaubern wußte, daß er sie heirathete und man von ihr sagte: unter allen seinen vielen Frauen habe er diese allein geliebt, von den andern sey er nur geliebt worden.

Aristodemus, den er hinüber aufs Festland sandte, um seinem Vater Antigonus die Siegesbotschaft zu bringen, begrüßte den letztern mit dem Rufe: „Freue dich, König Antigonus!" Wahrscheinlich verabredetermaßen, denn Antigonus scheint nur einen glänzenden Erfolg abgewartet zu haben, um das Diadem Alexanders des Großen um seine Schläfe zu winden, da kein rechtmäßiger Erbe des Königshauses mehr vorhanden war und die übrigen Diadochen ihm an Macht nicht mehr gleich kamen. Das Diadem war auch schon bei der Hand. Die Vertrauten des Antigonus verfehlten nicht, es ihm, der sich scheinbar sträubte und den Aristodemus schalt, unter lautem Jubelruf umzubinden. Er selbst aber erwies gleiche Ehre dem Sohne, indem er sein Antwortschreiben an den „König" Demetrius überschrieb. Inzwischen waren die übrigen Diadochen so frei, sich ebenfalls ein Diadem zuzulegen, und in Kurzem hieß es König Ptolemäus, König Lysimachus, König Kassander, König Seleukus. Sogar der kleine Tyrann von Heraklea, Dionysos, legte sich den königlichen Titel bei.

Antigonus wollte zunächst den Ptolemäus unterwerfen und rückte mit einem Landheere gegen Aegypten vor, Demetrius mit einer großen Flotte. Aber heftige Stürme hinderten die Landung und zerstörten die Flotte. Da mußte auch das Landheer zurückweichen, 305. Um eine neue Flotte ausrüsten zu können und überhaupt der Seeherrschaft ganz sicher zu seyn, sollte Demetrius nunmehr die Insel Rhodus unterwerfen. Diese Insel hatte sich bisher unabhängiger als jede andere griechische Gemeinde zu halten gewußt, zog durch ihr neutrales Verhalten alle die Vortheile an sich, welcher die kriegführenden Mächte einander sich gegenseitig beraubten, trieb einen aus-

gebreiteten Handel und war sehr reich. Als sie sich nicht freiwillig beugen wollte, begann Demetrius die feste Stadt Rhodus mit 40,000 Mann zu belagern und erschöpfte sein Genie in neuen Erfindungen und Anstrengungen, um die Mauern zu brechen. Allein die Rhodiser wetteiferten mit ihm an Ausdauer, Trotz und Geschicklichkeit. Seine wüthenden Stürme wurden abgeschlagen. Er zerstörte ihre Flotte, den Hafen mit Feuer, ihre Mauern durch sein Geschütz, er brachte einen 100 Ellen hohen Thurm bis dicht an die Stadt heran, aber über Nacht hatten die Belagerten eine neue Mauer aufgeführt, und nach dem neuen Sturme eine dritte. Mantias und Alkimus erboten sich gegen Demetrius, mit 1500 Mann bei Nacht in die Stadt einzudringen und während sie in derselben Verwirrung anrichten wollten, sollte er die Mauern ersteigen. Aber die Rhodiser überwältigten jene 1500 Mann und hielten doch die Mauern besetzt, so daß ihre Geistesgegenwart und ihr Muth alle Anschläge des schlauen Feindes vereitelte. Endlich wurde unterhandelt und bequemte sich Rhodus zu einer ehrenvollen Capitulation, in welcher der Stadt die Freiheit gesichert und sie nur verpflichtet wurde, sich mit Antigonus gegen Ptolemäus zu verbinden. Demetrius bewunderte die Tapferkeit der Rhodiser und machte ihnen mit seinen Belagerungswerken, sonderlich mit dem ungeheuren Thurme ein Geschenk, 304. Eben so großherzig schenkten die Rhodiser allen ihren Sklaven, welche die Stadt hatten vertheidigen helfen, die Freiheit. Demetrius wurde von dieser Zeit an Poliorketes (Städtebezwinger) zubenannt.

Nunmehr wendete sich Demetrius wider den Kassander und kehrte nach Griechenland zurück. In Athen hatte Demochares, ein Neffe des Demosthenes, vergeblich versucht, aus der wiedergeschenkten Freiheit eine Wahrheit zu machen. Ihm trat Stratokles entgegen, der mit Recht die Athener für nicht mehr freiheitsfähig hielt und mit eben so viel Recht dem Sterne des Demetrius, als einem Irrsterne, nicht vertrauen mochte, es daher für gerathener hielt, sich an Kassander anzuschließen, welcher von Makedonien aus den armen Griechen mehr nützen oder schaden konnte, als jeder der andern

Diadochen drüben in Asien und Afrika. Derselben Meinung war auch Theophrast mit seinen 2000 philosophischen Schülern. Vergebens forderte ein gewisser Sophokles, niemand solle eine philosophische Schule eröffnen dürfen ohne Genehmigung des Demos, er konnte nicht durchdringen und wurde sogar gestraft, denn Antigonus hatte gegen Aegypten nichts ausgerichtet, Rhodus hielt sich noch und Kassander rückte vor Athen. Daraus erklärt sich, warum Demetrius so rasch und großmüthig mit Rhodus Frieden schloß. Schnell kam er mit seiner Flotte herbei, Athen zu beschützen, und ließ sein Heer landen. Kassander wagte ihm nicht zu begegnen, und floh so eilig, daß 6000 seiner Makedonier es vorzogen, zu Demetrius überzugehen.

Indem dieser nun zum zweitenmal nach Athen kam, lag ihm dort wieder alles zu Füßen. Als einem Gotte glaubte man ihm keine würdigere Wohnung einräumen zu können als den Tempel der Athene und hier im Heiligthume der keuschen Göttin trieb Demetrius mit seiner Lamia und andern verrufenen attischen Hetären, Chrysis, Demo, Antikyra und mit Mädchen und Knaben aus den edelsten Familien der Stadt die allergreulichste Unzucht, ohne vor den Göttern, vor dem Volke, vor seinen Makedoniern und vor sich selbst sich zu schämen. Ein edler Knabe, der schöne Damokles genannt, entzog sich freiwillig seinen schmachvollen Zumuthungen, indem er sich in einen Kessel siedenden Wassers stürzte. Ein anderer, Kleainetos, ergab sich dem Demetrius nur unter der Bedingung, daß seinem Vater eine Summe, die er der Stadt schulde, erlassen werde. Demetrius gab den Befehl dazu und der Demos von Athen gehorchte, beschloß aber, daß künftig solche Bevorzugungen und Empfehlungsbriefe nicht mehr beachtet werden sollten. Da gerieth Demetrius in Zorn und drohte, der Demos von Athen aber beschloß auf den Antrag des Stratokles, „alles, was Demetrius befehlen würde, solle als göttlicher Befehl angesehen und befolgt werden," 303.

Um den Anhang des Ptolemäus und Kassander aus dem Peloponnes zu vertreiben, begab sich Demetrius dahin, vertrieb jenen wirklich und feierte in Argos ein glänzendes Befreiungsfest, bei welchem Anlasse er die schöne Deidamia, Schwester des Königs

Pyrrhus von Epirus, heirathete. Die Burg von Korinth mußte er erobern, er versammelte aber dort die Abgeordneten von ganz Hellas und ließ sich, wie einst Philipp und Alexander, zum Feldherrn aller Griechen ernennen.

Dann kehrte er wieder zu den Wollüsten Athens zurück und setzte die Greuel im Tempel fort. Die Stadt mußte ihm 250 Talente steuern, die er der Lamia zuwarf mit den Worten: Da, kauf dir Schminke dafür. Derselben Lamia errichtete die wiedererbaute Stadt Theben damals einen Tempel der Lamia Aphrodite und in Athen selbst wurde den Göttern Demetrius und Lamia ein Päon gesungen.

6.

Ende der Diadochen.

Im Jahr 302 brach Demetrius von Athen auf wider Kassander, diesem aber half diesmal Lysimachus von Thrakien, welcher sich selbst bedroht sah und dem Antigonus den Besitz Europas nicht überlassen wollte. Auch hatte Lysimachus schon Verbindungen in Kleinasien angeknüpft, den Propelaus mit dem Heere dahin geschickt und Sardes genommen, während der alte Antigonus in der von ihm gegründeten neuen Stadt Antigona am Orontes mit tausenden von Künstlern und Werkmeistern beschäftigt war, sich eine recht annehmliche Residenz zu bauen. Mittlerweile war auch Seleukus mit Ptolemäus, Lysimachus und Kassander in einen Bund getreten, um den Antigonus und Demetrius zu verderben. Seleukus, bisher im äußersten Osten beschäftigt, hatte nach dem Tode des Porus sich mit dem neuen indischen Usurpator Sandrakottus verständigt und ihm das Pendschab überlassen. Dadurch von dieser Seite beruhigt, konnte er alle seine Streitkräfte nach dem Westen richten.

Antigonus warf sich auf Lysimachus, der dem Propelaus rasch nachgerückt und ihm am nächsten war, in der Hoffnung, ihn mit Uebermacht zu erdrücken, ehe die andern herbeikämen. Aber Lysi-

machus wich ihm geschickt aus. Nun mußte Demetrius Griechenland verlassen, um dem Vater in Asien zu helfen, schloß aber vorher noch einen Vertrag mit Kassander und bot ihm große Vortheile, um ihn zu neutralisiren. Kassander aber ließ um diese Zeit in Epirus eine Revolution machen, durch die der junge Pyrrhus vertrieben und gezwungen wurde, zu Demetrius zu flüchten, und trat dann offen gegen Antigonus auf, indem er dem Lysimachus Hülfstruppen nachschickte, 302.

Der Entscheidungskampf erfolgte erst im nächsten Jahre, indem Antigonus und Demetrius ihre Streitkräfte bei Ipsus in Phrygien concentrirt hatten, die Heere des Lysimachus und Seleukus aber ebendahin ihre Richtung nahmen. Antigonus hatte 80,000 Mann und 75 Elephanten, seine Gegner zählten viel mehr Streiter und 400 Elephanten, aber sie waren nicht durchaus einig, jeder mißtraute dem andern. In der Schlacht, im Sommer 301, erfocht der junge Demetrius mit der Reiterei einen glänzenden Sieg, war aber allzu eifrig, den geschlagenen Feind zu verfolgen und merkte nicht, daß Antigonus unterdeß gegen die große Uebermacht des Seleukus und gegen den Verrath seiner eigenen Phalanx zu kämpfen hatte. Der alte Vater wollte nicht weichen. Unverwandt blickte er nach seinem Sohne aus, immer ausrufend, er wird gewiß kommen und mir helfen. Vergebens flehte man ihn an, zu fliehen. Er blieb. Pfeil auf Pfeil traf ihn und doch blieb er stehen. Da flohen alle seine Leute, bis auf einen, Namens Thorax von Berissa, der, als er todt niederfiel, noch seine Leiche hütete.

Demetrius kehrte zwar als Sieger zurück, konnte aber seinen Vater nicht mehr lebendig machen und dessen Heer nicht mehr zum Stehen bringen. Auch er mußte sich zurückziehen und entwich rasch nach Ephesus, um das Meer zu erreichen, dessen Beherrschung ihn noch zu großen Hoffnungen berechtigte. In Ephesus sollte er durch einen gewissen Diodor, den Lysimachus bestochen hatte, verrathen werden, er kam aber dahinter und stürzte den treulosen Diener eigenhändig ins Meer. Seine greise Mutter Stratonike und seine erste und edelste Gemahlin Philla brachte er in Cypern unter. Als

er aber vor Athen erschien, sperrte man ihm dort die Thore, uneingedenk des Götzendienstes, den man dort noch kurz vorher mit ihm getrieben hatte.

Seleukus, welcher sich von dem Tage bei Ipsus an Nikator (Sieger) nannte, verständigte sich mit Lysimachus und Kassander über die definitive Theilung des Reichs. Seleukus sollte zu seinen großen Besitzthümern im Osten auch noch Syrien erhalten; Lysimachus und Kassander sollten zu dem, was sie in Europa, jener im Norden, dieser im Süden besaßen, auch noch jeder einen Theil Kleinasiens besitzen, jedoch sollten in Kleinasien auch noch unabhängige Könige von Armenien, Pontus, Kappadocien, Paphlagonien, Bythinien fortbestehen, um die Diadochen ein wenig auseinanderzuhalten und jede unmittelbare Berührung mit dem Reiche des Seleukus zu vermeiden. Ptolemäus wurde ganz übergangen. Man ließ ihm Aegypten, aber man gab ihm nichts dazu, weil er bei Ipsus nicht mit geholfen hatte.

Lysimachus war indeß viel zu verständig, als daß er nicht begriffen hätte, Seleukus habe sich den Löwenantheil zugeeignet. Die Macht des Seleukus war jetzt noch viel überwiegender geworden, als es vorher die des Antigonus gewesen war. Deshalb beeilte sich Lysimachus, ein Bündniß mit Ptolemäus einzugehen, und heirathete dessen Tochter Arsinoe, indem er seine persische Gemahlin Amastris, die er sehr liebte, sammt ihren Söhnen verstieß. Seleukus dagegen hielt es jetzt für gerathen, den Demetrius an sich zu ziehen, welcher immer noch eine mächtige Flotte hatte und ein so ausgezeichneter Feldherr war, daß es werthvoll schien, ihn zum Bundesgenossen zu haben. Seleukus erbat sich von ihm die Hand seiner schönen Tochter Stratonike und Demetrius, hocherfreut darüber, brachte ihm die Tochter von Cypern herüber, im Jahr 300. Gegen die vereinigte Landmacht des Seleukus und Seemacht des Demetrius glaubten ihre Gegner nun einen allzu schweren Stand zu haben, suchten also und erhielten Frieden, wobei hauptsächlich Ptolemäus in gewohnter Mäßigung vermittelte, 299. Derselbe hat vielleicht darauf gerechnet, daß der feurige Demetrius sich nicht lange mit seinem stolzen Schwieger-

sohne vertragen würde. Diese beiden wurden auch wirklich bald uneins, weil Seleukus die phönikischen und cilicischen Seeplätze, welche Demetrius inne hatte, für sich in Anspruch nahm. Zu schwach, den Eidam anzugreifen, schloß sich Demetrius an Kassander an, dieser starb aber 297, bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen.

Kassanders Sohn und Nachfolger Philipp kränkelte und starb bald, worauf die beiden andern Söhne Antipater und Alexander um das Erbe stritten. Antipater vollendete den Mord im Königshause, indem er Alexanders des Großen letzte Anverwandte, seine eigene Mutter Thessalonike umbringen ließ, weil sie seinen Bruder mehr begünstigte, als ihn. Der junge Alexander floh nun und suchte Hülfe bei Demetrius. Der letztere fand dadurch einen erwünschten Anlaß, sich wieder in die europäischen Händel einzumischen und sich eine Herrschaft im Westen zu gründen, da ihm der Osten doch verloren war. Aber diese seine Einmischung wurde gefürchtet von Lysimachus und Ptolemäus. Der erstere war durch einen Krieg mit den Geten beschäftigt, der letztere konnte nur Umtriebe machen. Demetrius glaubte also, immerhin hinlänglich freie Hand zu haben. Zuerst zog er vor Athen und nahm diese Stadt zum drittenmale. Sie war durch einen gewissen Bachares, der im Solde des Lysimachus und Kassander gestanden hatte, aufs grausamste tyrannisirt und ausgesogen worden. Dieser Elende flüchtete jetzt, verfolgt von den schnellen Reitern des Demetrius, vor denen er sich aber rettete, indem er Geldstücke hinter sich warf, welche sie auflasen und wodurch die Verfolgung sich verzögerte. Demetrius zog in Athen ein unter unermeßlichem Jubel des Volkes, dem er volle Gnade widerfahren ließ. Nun schickte aber Ptolemäus den jungen Pyrrhus von Epirus, welcher von dort vertrieben mit seinem Schwager Demetrius dessen Feldzüge mitgemacht, nach der Schlacht bei Ipsus aber als Geißel nach Aegypten gekommen war, nachdem er ihn mit seiner Tochter Antigone vermählt hatte, in sein epirotisches Reich zurück, damit er dem Demetrius entgegenwirke. Neoptolemos, welcher bisheran in Epirus geherrscht, aber sich verhaßt gemacht hatte, wurde durch Friedensversicherungen getäuscht und bei einem Gastmahle er-

mordet. Demetrius hatte unterdeß von Athen aus die ebenfalls von Aegypten aufgehetzten Spartaner unter ihrem Könige Archidamus geschlagen und rückte jetzt nach Makedonien. Alexander kam ihm entgegen, wurde aber wie Neoptolemos ermordet. Man beschuldigte ihn, er habe den Demetrius umbringen lassen wollen und dieser, hieß es, sey ihm nun zuvorgekommen. Wahrscheinlicher ist, daß Demetrius das ganze Haus des Kassander hat verderben wollen. Der einzige noch übrige Sohn Antipater war als Muttermörder verhaßt geworden. Die Makedonier selbst riefen den Demetrius zu ihrem Könige aus, 294. Dieser aber ging noch weiter und fiel auch in Thrakien ein, welches damals seinen Herrn verloren hatte.

Lysimachus nämlich war mit seinem Heere von den Geten unter ihrem Könige Dromichaites in einer wüsten Gegend eingeschlossen und durch Hunger und Durst zur Uebergabe gezwungen worden. Als ihm wieder der erste Trunk Wasser gereicht wurde, rief er schmerzlich aus: weh mir, daß ich um einer so kurzen Lust willen ein schönes Reich dahingeben muß! Dromichaites aber nahm ihn liebreich auf und entließ ihn frei, weil er berechnete, ein schwacher und schon einmal besiegter Nachbar werde ihm weniger gefährlich seyn, als der unternehmende Demetrius, dessen Macht beständig im Wachsen war. So konnte denn Lysimachus heimkehren, um Thrakien gegen Demetrius zu vertheidigen. Pyrrhus aber kam ihm zu Hülfe, der Jüngling, der seinen Meister Demetrius an Kühnheit und Eroberungslust zu übertreffen glühte, dessen Dynastie mit dem Hause Alexanders noch verschwägert gewesen war und dem es daher leicht fiel, einen großen Theil der Makedonier für sich zu gewinnen, zumal, da Demetrius durch seine griechischen Sympathien und Schwelgereien die Achtung verscherzte. Dieser aber fand unerwartet an der Lanassa, Tochter des sicilischen Agathokles, erster Gemahlin des Pyrrhus, eine Bundesgenossin. Unzufrieden, daß Pyrrhus neben ihr noch die Tochter des Ptolemäus geheirathet hatte und außerdem mit andern buhlte, war sie nach Korkyra entflohen und lud den Demetrius dahin ein, sich mit ihr zu vermählen. Das war ein Abenteuer nach seinem Geschmacke, er eilte also zu ihr. Pyrrhus

aber schlug unterdessen sein unter Pantiarchos zurückgelassenes Heer. Nun wurde Demetrius in Folge seiner Ausschweifungen auch noch krank, aber jedes Unglück weckte seine alte Kraft, und vom Lager wiedererstanden schlug er die Epiroten und zwang den Pyrrhus zu einem Frieden, 288. Jeder von beiden wollte ein zweiter Alexander seyn und keiner sollte den andern dabei stören. Demetrius wollte den Osten, Pyrrhus sollte den Westen erobern.

Je schwächer Demetrius in der That war, desto höher steigerte er seine Forderungen und Anmaßungen und besiegte alle seine Feinde, zunächst in seiner Phantasie. Mit einem Heere von 300,000 Mann, welches er wirklich in Griechenland und Makedonien zusammengebracht haben soll, welches aber größtentheils aus gepreßtem und zusammengeworbenem Gesindel ohne Auswahl bestand, wollte er Asien und Afrika erobern und als Herrn der Meere sollte ihn vorläufig ein Riesenschiff beurkunden, welches 130 Fuß lang war und von 1600 Ruderknechten bedient wurde. Allein er kam gar nicht zum Handeln. Seine übeln Sitten hatten ihn verächtlich gemacht, sein eigenes Heer rebellirte. Seleukus, Ptolemäus, Lysimachus bestürmten den Pyrrhus und machten ihm Versprechungen, so daß er von Demetrius abfiel, welcher in seinem eigenen Lager des Lebens nicht mehr sicher in einer Verkleidung entfloh, 287. Seine edle Gemahlin Phila wollte die Schande nicht überleben und nahm Gift.

Pyrrhus theilte Makedonien mit Lysimachus, welcher damals seine eigene Tochter und ihren Gatten, den unglücklichen Antipater umbringen ließ, weil sie einen Versuch machten, ihr Erbrecht auf Makedonien geltend zu machen. Inzwischen hatten Demetrius und sein Sohn Antigonus, zubenannt von Gonni oder Gonnatus, schon wieder ein kleines Heer zusammengebracht und belagerten Athen, welches Pyrrhus entsetzte. Beide Gegner versöhnten sich aber hier von neuem, wahrscheinlich unter der Bedingung, daß Demetrius seinen Plan auf den Osten wiederaufnehmen und Europa verlassen sollte. Derselbe ging nun auch wirklich nach Milet, heirathete dort die Ptolemais, Tochter der von Ptolemäus zurückgesetzten Königin Euridike und fand Anhang. Aber Lysimachus kam schnell aus Thra-

kien herüber und Demetrius, nicht stark genug, das Feld zu halten, ließ sich doch verleiten, das Ufer und somit die Flotte, die seine einzige Stärke war, zu verlassen. Einmal ins Innere Asiens gedrängt kam er in solche Noth, daß er sich an die Gnade des Seleukus wenden mußte. Dieser ließ ihn festnehmen und im Kerker erkrankend starb Demetrius im Jahr 283.

Sein Sohn Antigonus versöhnte sich zwar wieder mit Pyrrhus und beide verbanden sich gegen Lysimachus, der jetzt Makedonien allein haben wollte, sie wurden aber besiegt. Der alte Lysimachus war nunmehr Herr in Makedonien, wie in Kleinasien und besaß an seinem Sohne Agathokles einen hoffnungsvollen Nachfolger, allein auch sein Haus sollte durch blutige Greuel zerrüttet werden. Amastris, die unglückliche Tochter des Darius, welche Alexander der Große seinem Freunde Kraterus geschenkt hatte, war nachher an Dionysius von Heraklea gekommen, dem sie zwei Söhne gebar, und nach dessen Tode mußte sie noch den Lysimachus heirathen, ihr Lebenlang ein Spielball der Diadochen. Die mit ihrer spätern Heirath unzufriedenen Söhne, Klearchos und Oxathres, stürzten sie ins Meer, und Lysimachus rächte sie durch den Tod der ruchlosen Söhne. Aber Lysimachus selbst sollte seinen eigenen geliebtesten Sohn verlieren. Ptolemäus, welcher 283 starb, hatte seinen Sohn Ptolemäus, zubenannt Keraunos (der Blitz) von der Thronfolge ausgeschlossen und den jüngern, Ptolemäus Philadelphus, vorgezogen. Jener war nun voll Zorn zu seiner Schwester Lysandra nach Thrakien gezogen, wo sie den schönen Agathokles geheirathet hatte. Des alten Lysimachus junge Gemahlin Arsinoë liebte den Stiefsohn mehr als den Gatten, wurde aber verschmäht und rächte sich mit Hülfe ihres Bruders Keraunos, der den Agathokles ermorden ließ.

Nun mußte der greise Lysimachus auch noch zuletzt um sein Reich kämpfen, denn Seleukus hatte nicht ruhig zugesehen, daß der Thrakier sich in Kleinasien ausbreitete. Bei Koros trafen sich beide hochbetagte Diadochen und Lysimachus hatte das Glück, auf dem Felde der Ehre zu fallen, 281. Den Sieger Seleukus traf ein schlimmeres Loos, denn Keraunos, der zu ihm geflüchtet war, brachte

ihn unversehends bei Betrachtung eines Denkmals der Argonauten ums Leben, indem er ihn von hinten mit der Lanze durchbohrte, 280. Die eigentliche Ursache dieses Mordes ist unklar, doch scheint es, daß Keraunos Umtriebe sowohl in des Lysimachus, als des Seleukus Lager gemacht hatte und beide zu beerben hoffte. Er wurde wenigstens nicht bestraft, sondern trat in Thrakien und Makedonien als König auf.

Nun lebte keiner der Diadochen mehr, nur ihre Nachkommen bekämpften sich noch fort, aber nicht mehr um den Alleinbesitz des Reiches, welches Alexander der Große erobert hatte, sondern nur noch um Abrundung und Ausdehnung hauptsächlich dreier Reiche, des makedonischen, des ägyptischen und des asiatischen. In dem einen suchte sich erst noch die Familie des Demetrius festzusetzen, im zweiten saßen die Ptolemäer, im dritten die Seleukiden schon sicher auf ihrem Throne. Zwischen ihnen, zumal in Kleinasien, behaupteten sich kleinere Dynastien oder suchten erst emporzukommen.

Es handelte sich dabei überall nur um das dynastische Interesse, welches mit roher Gewalt und arger List verfochten wurde, nirgends um irgend etwas Heiliges, Großes, der Menschheit Frommendes. Künste und Wissenschaften dienten nur den Interessen und Lüsten einer wesentlich barbarischen, auf brutale Soldatengewalt gestützten Despotie, die Religion selbst gestaltete sich wesentlich in die Vergötterung der Despoten, ihrer Frauen und Lieblinge um. Weit entfernt, Asien für europäische Bildung und Freiheit gewonnen zu haben, hatte Alexander nur die Laster der Griechen mit denen der Barbaren verschmolzen und zur Herrschaft gebracht.

Drittes Buch.

Abendröthe der griechischen Freiheit.

1.

Schwache Regungen der Griechen.

Das Geschlecht des grimmigen Kassander war verschwunden, das des Lysimachus im Verschwinden begriffen, Ptolemäus Keraunos dem Lande fremd, obgleich in diesem Augenblicke Herr, des Demetrius Sohn Antigonus nur schwach und des Seleukus Sohn Antiochus im Osten beschäftigt, Pyrrhus endlich hatte sich nach Italien gewendet, um dort Eroberungsversuche zu machen. Der Druck der makedonischen Soldatenherrschaft war mithin nicht mehr so überwältigend, daß man in Griechenland nicht wieder hätte anfangen sollen, ein wenig freier zu athmen.

Die meiste alte angeborne Tüchtigkeit hatte sich das Räubervolk der Aetolier bewahrt. Sie waren es, auf welche sich Antigonus stützte, die ihm der Beute wegen zuzogen. Keraunos aber hatte sich um diese Zeit mit seinem Bruder Philadelphus versöhnt und ihm alle seine Ansprüche auf Aegypten freiwillig abgetreten, wogegen er nur seine Hülfe nachsuchte, um seinerseits Makedonien gegen Antigonus behaupten zu können. Der Aegypter schickte nun zwar keine

Hülfe, veranlaßte aber den Areus, König von Sparta, die Aetolier wegen Beraubung eines Heiligthums vor den Amphiktionen anzuklagen und einen heiligen Krieg wider sie zu beginnen. Es ist sehr merkwürdig, nach so langer Zeit wieder einmal etwas von Amphiktionen und von einem spartanischen Heere zu hören; es beweist aber, daß der Aegypter den Griechen mit der vollen Wiederkehr ihrer alten Freiheit schmeichelte und daß sie selbst jetzt erst Muth faßten, an eine Möglichkeit dieser Wiederkehr zu glauben. Und doch waren sie noch viel zu zaghaft und Areus folgte einer ganz falschen Politik, indem er sich mit dem ägyptischen Despoten gegen die freien Aetolier verband. Er machte auch schlechte Geschäfte und ließ sich bei Kirrsa von den Aetoliern eine schreckliche Niederlage beibringen, in welcher 9000 Spartaner umkamen, 280. Antigonus behauptete sich seitdem in Korinth, führte aber nur ein Räuberleben.

Keraunos saß auch seinerseits nicht fest auf dem Thron des Lysimachus, denn noch lebten dessen und der Arsinoë Kinder als die rechtmäßigen Erben in Kassandrea. Um sie zu beseitigen, wußte Keraunos kein besseres Mittel, als der Arsinoë, obgleich sie seine eigene Schwester und keineswegs mehr jung war, seine Hand anzutragen und sie durch falsche Versprechungen zu gewinnen, bei der Hochzeit aber ließ er die Kinder in ihren Armen trotz ihres Flehens erdolchen. Die Mutter floh entsetzt erst ins Heiligthum von Samothrake, dann zu ihrem andern Bruder nach Aegypten. Keraunos blieb nun zwar Herr in Thrakien, war aber nicht beliebt.

Eine Pest verheerte damals die Länder und nur Achaja blieb davon verschont, woraus sich erklären mag, daß die kleinen achäischen Städte (Dymä, Paträ, Pharä, Tritäa) mehr Energie zu zeigen anfingen, als andere griechische Städte, ihre kleinen makedonischen Besatzungen und Commandanten verjagten und ihren Städtebund erneuerten. Dies darf jedoch nicht als ein vollkommenes Freiwerden betrachtet werden, denn sie blieben dem Antigonus Gonnatus tributbar.

Diese sehr schwachen Anfänge einer neuen Lebensregung unter den Griechen schienen nur Blüthen zu seyn, die der Frost verderben

sollte, denn vom Norden her brach ganz unerwartet ein furchtbarer Völkersturm herein, die s. g. Kelten oder Gallier.

Man muß sich nicht vorstellen, diese Völker seyen damals aus Gallien (Frankreich) gekommen. Sie sind vielmehr als Arier überhaupt erst vom schwarzen Meere her durch Deutschland nach dem westlichen Europa vorgerückt und Theile von ihnen saßen damals noch im Norden von Illyrien und Thrakien, westlich von den Geten. Als Alexander der Große, wie oben erzählt ist, an der Donau die Geten schlug, kamen auch keltische Gesandte aus der Nachbarschaft zu ihm. Er frug sie: wovor sie sich am meisten fürchteten? und sie antworteten: sie fürchteten sich vor nichts, außer vor dem Einfallen des Himmels. Das kann auf der Vorstellung beruhen, die wir später bei den Normännern wiederfinden, nämlich der vom Ragnarok, dem Einsturz des Himmels am Weltende. Möglicherweise war diese Vorstellung sehr alt und den Kelten und Germanen gemeinschaftlich. Zwischen diesen beiden arischen Stämmen bestand überhaupt eine nahe Verwandtschaft, wie noch aus den Namen und Sittenschilderungen erkennbar ist. Die Kelten nun, von denen so plötzlich Thrakien und Makedonien überschwemmt wurde, waren in eine außergewöhnliche Bewegung gekommen durch einen Stoß, den sie in Oberitalien erlitten hatten, denn hier war ihrer ferneren Ausbreitung so eben durch die Römer ein Ziel gesetzt worden. Es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß sie auch vom Norden her durch die anwachsende Macht der Germanen gedrückt waren, und daher in Masse einen Ausweg in die schönen Länder im Süden der Donau suchten.

Eine Schaar derselben unter Kambaules kam versuchsweise nach Thrakien, zog sich aber wieder zurück und verkündete ihren Landsleuten, was sie vom Reichthum und von der Pracht des gebildeten Südens gesehen hatten. Hierauf brachen drei große Heere von Kelten auf nach Illyrien, Makedonien und Thrakien, unter Belgius, Brennus und Kerethrius. Ptolemäus Keraunos zog dem letzteren mit ziemlich viel Zuversicht entgegen, erlitt aber eine entsetzliche Niederlage. Sein verwundeter Elephant warf ihn ab, die Kelten ergriffen ihn,

tödteten ihn und steckten seinen Kopf auf eine Lanze, 280. Sie wollten aber damals noch nicht im Lande bleiben, sondern begnügten sich es bis tief nach Makedonien hinab auszuplündern. Nur ein tapferer Makedonier, Sosthenes, mit einer kleinen Heldenschaar, bekämpfte sie und sollte dafür nachher auch König werden, begnügte sich aber, nur Stratege der Makedonier zu heißen. Ein anderer dagegen, Apollodor, warf sich in der von Kassander gegründeten neuen Hauptstadt Kassandrea zum Tyrannen auf, ein merkwürdiger politischer Heuchler, der sich stets demüthig stellte, sich beim leisesten Verdacht gegen seine Redlichkeit dem Volk im Bußgewand als Opfer darbot, in allen seinen Reden den tiefsten Haß gegen die Tyrannei aussprach und doch durch diese Mittel nur das Volk hinterging, und sich plötzlich der obersten Gewalt an der Spitze eines räuberischen Gesindels von zusammengerafften Sklaven und Leuten aus dem Pöbel bemächtigte, die er sich durch das abergläubische Opfer eines Kindes, dessen Fleisch er mit ihnen aß und dessen Blut er mit ihnen trank, verband. Dafür war er aber auch immer von Schreckbildern geplagt und sah im Traum einmal, wie er von den Skythen lebendig geschunden wurde und sein ausgerissenes Herz ihm zuflüsterte: das alles hast du mir zu verdanken; ein andermal, wie seine Töchter, am ganzen Leibe brennend, ihn umtanzten.

Schon im nächsten Jahr 279 kamen die Kelten wieder und diesmal regten sich die Griechen, auf die es abgesehen war, und schaarten sich alle zusammen, Antigonus, Athen, Sparta, die Aetoler und Achaier, auch Antiochus sandte Hülfe. Der Athener Kallippus erhielt den Oberbefehl und besetzte mit 30,000 Mann die Thermopylen. In Makedonien vertheidigte sich Sosthenes tapfer, erlag aber der Uebermacht. Inzwischen hatten die Kelten selber Streit unter einander und ein großer Haufen derselben zog unter Leonnorius und Lutarius (Lothar, Lutter, ein ganz deutscher Name) ostwärts, Brennus aber geradewegs südlich nach Griechenland. Er konnte indeß nach einem schweren Kampfe den Paß der Thermopylen nicht erstürmen, sann daher auf eine List und ließ Aetolien verwüsten. Die Aetolier, die an den Thermopylen am tapfersten gefochten hatten,

eilten nun in ihr Land zurück, um es zu vertheidigen und die feigen Einwohner von Heraklea zeigten, nur damit er bald aus ihrer Nähe wegzöge, dem Brennus denselben geheimen Fußpfad über den Oeta, den einst Epialtes dem Xerxes verrathen hatte. Während eines dicken Nebels gingen die Gallier über das Gebirge und kamen den Griechen in den Rücken, die eilig auf ihren Schiffen entflohen. Da lag ganz Hellas dem Brennus offen. Er zog nach Delphi, um den Tempelschatz daselbst zu plündern, von hier aber sollen ihn Ungewitter und Erdbeben, von dem beleidigten Gott erregt, zurückgeschreckt haben, und von den Griechen überfallen, soll er mit seinem ganzen Heer umgekommen seyn, eine Nachricht, die wohl übertrieben ist. Das zweite große Heer der Kelten zog mit großer Beute beladen wieder heim über das Gebirge Hämus, indem es auch diesmal nur hatte rauben und nicht erobern wollen.

Erst im folgenden Jahre, 278, als sie wiederkamen, ließen sich Leonnorius und Lutarius durch Nikomedes, den kleinen König von Bithynien, bewegen, dazubleiben, in dessen Sold zu treten, für ihn gegen die Nachbarn zu streiten und sein Reich erweitern zu helfen. Damit begann die Niederlassung der s. g. Galater in Kleinasien. Auch in Thrakien, im bisherigen Reich des Lysimachus herrschten fortan Kelten und Byzanz in der Mitte konnte sich ihrer nur durch Tribut erwehren. Sie nannten ihr thrakisches Reich Thyle und ihr erster König daselbst war Komontorius. — In Makedonien starb Sosthenes, Antigonus Gonnatus aber kam nach einigen Wirren glücklich hier auf den Thron und behauptete sich auf demselben gegen Antiochus in einer Seeschlacht und gegen Komontorius in einer Landschlacht. Schlau überließ er bei Lysimachia den Kelten sein reiches Lager und überfiel sie dann. Er setzte sich durch diesen Sieg so sehr bei ihnen in Achtung, daß sie ihm seitdem um Sold dienten gegen seine übrigen Feinde. Zu diesen gehörte Apollodor, dessen Tyrannei in Kassandrea er ein Ende machte.

Einen neuen viel gefährlicheren Feind bekam aber Antigonus, als Pyrrhus 274 aus Italien, wo er nichts ausgerichtet hatte, zurückkehrte und sich durch Eroberungen im Osten entschädigen wollte.

Trotz der Tapferkeit seiner keltischen Söldner unterlag Antigonus der unwiderstehlichen Taktik des Pyrrhus in zwei Schlachten.

Mittlerweile hatte sich auch der Peloponnes je mehr und mehr von Antigonus emancipirt, dessen Abwesenheit benutzend und insbesondere zeichnete sich Kleonymos, König von Sparta, durch Befreiung peloponnesischer Städte und Vertreibung der letzten makedonischen Besatzungen aus. Akrotatos aber, ein Sohn des zweiten Königs Areus, buhlte mit des Kleonymos Gattin Chelidonis und weil er liebenswürdig, der Gatte aber unliebenswürdig war, bekam er die Lacher auf seine Seite und Kleonymos gerieth darüber in solchen Zorn, daß er Sparta verließ, zu Pyrrhus überging und diesem anlag, sich des Peloponneses zu bemächtigen. Pyrrhus kam auch, besiegte den Areus und rückte vor Sparta. Hier rathschlagte man und beschloß eine allgemeine Flucht der Weiber und Kinder nach der Insel Kreta. Aber Archidamia, Schwester des Kleonymos, trat mit bloßem Schwert in die Versammlung und verhinderte die Ausführung des Beschlusses in einer feurigen Rede, in der sie versicherte, die Frauen würden den Männern gleich fechten. Nun zogen die Spartaner dem Feind entgegen und Akrotatos verrichtete solche Wunder der Tapferkeit, daß ihm Sparta seinen Ehebruch verzieh und ihn feierlich mit der Chelidonis vermählte. Pyrrhus selbst wurde im heißen Kampf verwundet, verlor in einer zweiten Schlacht seinen Sohn Ptolemäus und mußte sich bald ganz von Sparta abwenden, weil Antigonus unterdeß wieder Streitkräfte gesammelt hatte, schon in den Peloponnes eingerückt war und Argos besetzte. Zwar glückte es dem Pyrrhus, in einem nächtlichen Ueberfall in die Stadt einzudringen, in den Straßen derselben aber entbrannte ein furchtbarer Kampf und er selbst wurde durch einen schweren Stein erschlagen, den ein argivisches Weib von einem Hause auf ihn herabwarf, 272.

2.

Der achäische Bund.

Antigonus Gonnatus blieb Sieger und da er den Helenos, Sohn des gefallenen Pyrrhus, gefangen genommen hatte und unter Bedingungen freundlich nach Epirus entließ, war er Herr der Lage. Die Griechen aber wollten sich doch nicht wieder unter das makedonische Joch schmiegen. Ueberall wiederholten sich kleine Verschwörungen und Erhebungen, welche bewiesen, wie stark die Sehnsucht nach der alten Freiheit wieder erwacht war. Indeß erklärt sich der neue Muth des tief gesunkenen Volkes hauptsächlich durch die ägyptischen Umtriebe. Es war längst die Politik der Ptolemäer, zu verhindern, daß Makedonien und Griechenland unter einen Herrn kam. Sie wiegelten also auch jetzt wieder die Griechen gegen Antigonus auf und versprachen ihnen Hülfe.

Der Frevel eines makedonischen Söldnerführers, an der Tochter eines angesehenen Bürgers begangen, führte zum ersten Aufruhr in Olympia, wo der Tyrann Aristotimos ermordet wurde, 268. Ganz Elis schloß sich an die Empörer an und sie machten Bund mit den freien Aetolern, ihren nächsten Nachbarn jenseits des korinthischen Meerbusens.

Nun erhob sich auch Athen, zur Freiheit aufgerufen durch Chremonides, einen stoischen Philosophen, welcher von dort vertrieben nach Aegypten geflüchtet war und welchen Ptolemäus von dort aus mit einer Flotte unter Patroklos zu unterstützen versprach. Chremonides folgte seinerseits einem Freiheitsideal und trat als patriotischer Retter und Wiederhersteller auf, allein die Athener hatten nicht mehr sittlichen Nerv genug. Ein Versuch, die Spartaner für die gleiche Sache zu begeistern, blieb gleichfalls nur eine Halbheit, weil in Sparta immer noch die alte Eifersucht herrschte gegen Athen und es dort Leute gab, welche sich eben so sehr scheuten, den Aegypter als den Makedonier zu unterstützen. Indem nun Areus, der spartanische

König, zwar ausrückte, aber nichts unternahm und seine Truppen schonte, konnte Antigonus Athen mit aller Bequemlichkeit einschließen und belagern. Auch die ägyptische Flotte wagte nicht zu landen, weil sie nicht Soldaten genug an Bord hatte. Die Folge war, daß Athen capitulirte und eine makedonische Besatzung erhielt, worauf Antigonus auch über Sparta herfiel und Areus in einer Schlacht bei Korinth umkam. Nun erhoben sich aber die Aetoler in Verbindung mit des Pyrrhus Sohn, Alexander, gegen den Antigonus und schlugen ihn, daß er ganz Griechenland plötzlich wieder verlor. Durch eine Seeschlacht aber, in welcher er den Patroklos überwand, und durch einen neuen Sieg bei Korinth stellte er seine Herrschaft eben so bald wieder her und Athen wurde ihm abermals unterworfen, 263. Damals saß der 99 Jahr alte Dichter Philemon in seinem Zimmer und vollendete, unbekümmert um alles, was um ihn vorging, ein Drama. Da sah er neun Mädchen das Haus verlassen und frug sie, warum? Sie aber antworteten ihm, sie eilten davon, um nicht zu hören, daß Athen gefallen sey. Von wo die Freiheit für immer ausgezogen war, da wollten auch die Musen nicht mehr weilen.

Alles gestaltete sich glücklich für Antigonus. Alexander in Epirus wurde vergiftet und hinterließ nur unmündige Kinder, so daß Makedonien von Epirus her nicht mehr bedroht war, der tapfere Spartaner Akrotatos fiel im Kampf gegen Megalopolis, denn auch zwischen dieser Stadt und Sparta war der alte Haß immer noch nicht gesühnt. Antigonus fühlte sich so erstarkt, daß er seinen Sohn Demetrius nach Afrika schicken konnte, um Kyrene zu erobern und Aegypten unmittelbar zu bedrohen. Wenn wir nun erfahren, daß von dieser Zeit an die Griechen immer neue Empörungen wagten, so geschieht dem Schüler des Theophrast, Arsekilaos in Athen, dessen Philosophie das junge Griechenland begeistert haben soll, etwas zu viel Ehre und erklärt sich die Sache vielmehr daraus, daß Aegypten wieder die Hand im Spiel hatte, ohne dessen Hülfe man in Griechenland schwerlich so viele Kühnheit gezeigt haben würde.

Den neuen Bewegungen lag sichtbar ein von Aegypten aus

geleiteter Plan zu Grunde. Es galt vor allem, die makedonischen Tyrannen und Besatzungen aus den griechischen Städten zu vertreiben. Den Anfang machte Sikyon, wo der Tyrann Kleivias umgebracht wurde. Megalopolis folgte nach, wo der Tyrann Aristodemos gleiches Schicksal erlitt. Sodann Argos, was mit schlauer List bei Nacht überfallen und von wo der Tyrann verjagt wurde, 251. Hier in Argos war es der junge Aratus, der mit überlegenem Verstande die Leitung übernahm und der ganzen griechischen Erhebung einen einheitlichen Charakter gab, indem er durchsetzte, daß die kleinen Achäerstädte Argos in ihren Bund aufnahmen. Damit war ein Anfang gemacht, der Nachahmungen erwarten ließ. Aratus aber reiste damals nach Aegypten, um sich mit dieser Macht ins engste Vernehmen zu setzen, und wurde nach seiner Rückkehr zum Strategen des achäischen Bundes gewählt. Diesen Bund nun zu erweitern, war sein rastloses Bemühen. Es glückte ihm, den Tyrannen Alexander von Korinth zu gewinnen und somit trat diese mächtige Stadt, der Schlüssel zum Peloponnes, in den Bund, 244. Antigonus aber ließ den Alexander vergiften, versprach seiner Wittwe Nikäa, ihre Tochter mit seinem Sohn Demetrius zu verheirathen, und bewog sie dadurch, ihm Akrokorinth zu übergeben, so daß nur er es wieder war, der den Isthmus öffnen und schließen konnte. Am Hochzeitstage warf er die Maske ab; die unglückliche Braut verschwand, er allein blieb Herr der Stadt. Man erkennt daraus, daß Antigonus es vorzog, gegen die schwachen und langsamen Befreiungsversuche der Griechen weniger Gewalt als List anzuwenden und nur die Intriguen der Ptolemäer durch die seinigen zu neutralisiren. Kaum daß Aratus den achäischen Bund dahin gebracht hatte, den König Ptolemäus von Aegypten zu seinem Admiral zu ernennen, so schloß Antigonus seinerseits mit den Aetolern einen Bund gegen die Achäer, also daß einer immer den andern im Schach hielt.

Die Aetoler thaten aber nichts für den Antigonus, sondern alles nur für sich. Als sie in Böotien eingefallen waren und das Heer der vereinigten Städte dieses Ländchens bei Chäronea geschlagen hatten, machten sie dieselben nicht dem Antigonus unterwürfig, sondern

nöthigten sie, in den ätolischen Bund zu treten und verstärkten sich nur selbst. Aratus verlor bei dieser Gelegenheit Achtung und Vertrauen, denn er wagte nicht, den Böotiern zu helfen. Man sagte ihm nach, er bekomme allemal Leibschneiden, wenn es in den Krieg gehe. Allein er blieb doch an der Spitze des achäischen Bundes, weil er von Aegypten aus gehalten und reichlich mit Geld unterstützt wurde.

Immer neue Intriguen anspinnend, gewann Antigonus den neuen Tyrannen Aristipp von Argos. Aratus suchte Argos für den Bund zu behaupten, gab aber im Kampf das erste Beispiel der Flucht. Doch wurde in einer zweiten Schlacht mit den Achäern Aristipp erschlagen. Sein Nachfolger Aristomenos trat dagegen in den achäischen Bund und auch der neue Tyrann von Megalopolis, Lydiades, welcher anfangs dem Antigonus geneigt schien, nachher aber zu den Achäern übertrat unter der Bedingung, daß man ihn zum Strategen des Bundes erwähle. Kaum aber war er das geworden, so wollte er auch schon aus altem Haß der Megalopolitaner, Sparta angreifen und es kostete den klugen Aratus große Mühe, ihn davon abzuhalten.

In der Zwischenzeit waren Trözen, Megara, Epidaurus, Kleonä dem achäischen Bunde beigetreten und wenn wirklich eine philosophische Schule in Athen damals eine wahre patriotische Begeisterung unter den Griechen hätte hervorrufen können, so wäre wohl das nächste gewesen, daß Athen selbst dem Bunde beigetreten, daß auch Sparta dafür gewonnen worden wäre und daß man den ätolischen Bund mit dem achäischen vereinigt hätte. Zu alledem aber war kein Sinn und Verständniß vorhanden. Athen rührte sich nicht, die Aetoler aber blieben immer geneigt, sich mit Antigonus zu verbinden, um einen Vorwand zu haben, ihre griechischen Nachbarn auszuplündern. Ihr Bund hatte lediglich den Zweck einer Räubercompagnie.

3.

Spartas letzte Ehre.

Nur in Sparta allein lebte noch ein Sinn für die alte ritterliche Ehre. Nur hier konnte man den Ruhm der Väter nicht vergessen, die lange Herabwürdigung und Entehrung nicht verschmerzen. Hier trat der junge Agis, der dritte König dieses Namens, an die Spitze einer Partei, die es versuchte, durch Wiederherstellung der alten einfachen Sitten das Volk auch zu seiner alten Heldenkraft zurückzuführen. Er selbst, zärtlich und in Ueppigkeit aufgewachsen, änderte im zwanzigsten Jahre plötzlich seine ganze Lebensweise und gewöhnte sich wieder an die Abhärtung und Nüchternheit der früheren lykurgischen Zeit. Eine Anzahl feuriger Jünglinge theilte seinen edlen Eifer. Als er aber die in Sparta eingerissenen Uebel mit der Wurzel ausreißen, d. h. den reich gewordenen zu Leibe gehen wollte, um den arm gewordenen aufzuhelfen, den Besitzstand auszugleichen und aus Proletariern wieder freie und ehrbare Bürger zu machen, stieß er auf heftigen Widerspruch bei seinem Mitkönig Leonidas und bei den Familien, bei denen bisher aller Güterbesitz und Geldreichthum zusammengehäuft war. Aber er gab nicht nach, bewirkte die Absetzung und Flucht des Leonidas, reformirte das Ephorat und setzte bei demselben durch, daß den Armen ihre sämmtlichen Schulden erlassen, alle Schuldbriefe verbrannt wurden. Er selbst opferte den großen Reichthum seiner eigenen Familie dem Staate auf. Er wollte sofort auch eine ganz neue Gütertheilung vornehmen, um jeder spartanischen Familie, wie ehedem, ihren Erbbesitz zu sichern. Er ging von dem allein richtigen Gesichtspunkt aus, daß zum Gesundheitszustande eines Volkes ein mäßiger, aber hinreichender, unabhängiger und unveräußerlicher Besitzstand, und dazu eine strenge und keusche Sitte unerläßlich seyen. Um zu einem Besitze zu gelangen, schloß sich das arme Volk gern seinen Reformbestrebungen an, mochte es auch seinen sittlichen Forderungen weniger zugeneigt seyn. Aber

die Reichen fürchteten für ihr bisheriges Eigenthum und sahen sich nach auswärtiger Hülfe um. Des Agis eigener Oheim Agesilaus, welcher für die Schuldentilgung gestimmt hatte, weil er selbst auf seinen Gütern verschuldet war, jetzt aber, nachdem die Schulden getilgt waren, die Güter behalten wollte, intriguirte mit den auswärtigen Feinden und um des Agis Reformen zu vereiteln, wurden eigens die Aetoler herbeigerufen.

Gegen diese mußte nun Agis zu Felde ziehen und Sparta verlassen, wo sein Oheim fortan freies Spiel hatte. Im Felde sollten die Achäer den Agis unterstützen. Aber es geschah nicht. Aratus und die ägyptische Politik erkannten wohl, daß Agis so wenig den Aegyptern als den Makedoniern zum Werkzeug dienen mochte, sondern es auf eine großartige Wiedergeburt und selbständige Politik Griechenlands abgesehen hatte. In den griechischen Städten selbst waren den herrschenden reichen Familien die Neuerungen des Agis verhaßt. Wenn uns nun die Geschichtschreiber erzählen, daß die ätolischen Räuber unter ihren Anführern Timaios und Charixenos im Jahr 242, ohne die Achäer zu belästigen, nur geradezu auf Lakedämon zugegangen seyen und von dort 50,000 Periöken als Sklaven fortgeschleppt hätten, während die Spartaner selbst hinter ihren Mauern Schutz suchen mußten, so darf man vermuthen, daß es überhaupt die Absicht war, dem König Agis die Stütze zu rauben, die er bei der unfreien Landbevölkerung Lakedämons gefunden hatte. Damit stimmt die Aeußerung eines Spartaners überein, welcher damals sagte, die Aetoler hätten Sparta „erleichtert".

Im folgenden Jahre kamen die Aetoler wieder. Agis zog noch einmal aus und Aratus vereinigte sich mit ihm, verließ ihn aber plötzlich wieder, um allein für sich einen glücklichen Handstreich gegen die Aetoler auszuführen. Agis mußte nach Sparta zurückkehren, wo sein Oheim mit einer mächtigen Partei sich bereits gegen ihn erhoben und auch den vertriebenen Leonidas zurückgerufen hatte. Es kam hier zum offenen Kampfe und der unglückliche Agis unterlag. Er floh in einen Tempel, man lockte ihn aber mit List heraus, um ein Bad zu nehmen, schleppte ihn dann ins Gefängniß

und erwürgte ihn. Seine Großmutter, die ihn suchte, hing man neben ihn und als auch seine Mutter kam, erdrosselte man auch diese. Des Agis Wittwe Agiatis mußte den Kleomenes, den noch sehr jungen Sohn des Leonidas, heirathen.

Somit war das Werk der Reformen in Sparta kläglich mißlungen. Sämmtliche Neuerungen des Agis wurden wieder abbestellt, alles kehrte in den alten Zustand zurück.

Im Jahr 240 starb Antigonus hochbetagt, nachdem er mit dem achäischen Bunde einen Frieden geschlossen hatte. Er that das vielleicht, um im Alter Ruhe zu haben, wahrscheinlicher jedoch, um den Bund allmählig von Aegypten abzulösen. Sein Sohn und Nachfolger Demetrius II. heirathete die Phtia, Tochter der Olympias, der Königin Wittwe von Epirus, in der Hoffnung, sich dieses Landes zu bemeistern, weil in der Königsfamilie daselbst die tiefste Zwietracht herrschte. Die Mutter ließ die Buhlerin ihres ältesten Sohnes Pyrrhus ermorden, wurde dafür selbst aber durch ihren Sohn vergiftet. Auch der jüngste Sohn Ptolemäus ward umgebracht und endlich der verhaßte Pyrrhus selbst durch das empörte Volk. Seine Tochter Deidamia wehrte sich in Ambrakia tapfer, unterlag aber und wurde erwürgt. Die Epiroten erklärten sich für frei und gründeten einen Bundesstaat gleich den Aetolern. Demetrius, der unterdeß mit barbarischen Nachbarn, Dardanern unter Longaros, zu kämpfen gehabt hatte, griff nun zwar Epirus an, sah aber plötzlich die Achäer und Aetoler vereint gegen sich aufstehen. Indeß gelang es ihm, beide zu besiegen, in Böotien einzufallen und selbst in Aetolien, bis ihn neue Kämpfe gegen die nordischen Barbaren zurückriefen, im Jahr 234.

Unter diesen letztern that sich Agron, König der Illyrier, hervor, welchen Demetrius auf seine Seite brachte, indem er ihm Gelegenheit verschaffte, gute Beute zu machen. Die Aetoler belagerten die akarnanische Stadt Medeon, um sie zu zwingen in ihren Bund einzutreten. Auf Demetrius Betrieb schickte nun Agron eine illyrische Seeräuberflotte ab, deren Mannschaft die Aetoler plötzlich überfiel und so großen Raub davontrug, daß Agron aus Freude darüber

sich zu Tode soff, im Jahr 231. Seine Wittwe, Teuta, eine sehr kriegerische Dame, setzte die Seeräuberei fort und ließ die epirotische Stadt Phönike überfallen, bei welchem Anlaß die Illyrier den Epiroten eine Niederlage beibrachten und wieder vielen Raub mitnahmen. Weil aber auch römische Handelsleute in Phönike beraubt und erschlagen worden waren, forderte Rom Genugthuung, und als Teuta den römischen Gesandten wegen seiner freien Rede umbringen ließ, schickten die Römer ein Heer unter dem Consul Fulvius, welches bald mit ihr fertig war und sie zwang, einen Theil Illyriens an Rom abzutreten und Tribut zu zahlen, im Jahr 228.

Zu derselben Zeit fiel Demetrius II. im Kampf wider die Dardaner und hinterließ nur einen siebenjährigen Sohn Philipp. Da rissen sich die Thessalier von Makedonien ab und strebten nach Freiheit, wie die Epiroten und Achäer.

Nun waren große Hoffnungen vorhanden für die griechischen Bundesgenossenschaften. Sie hätten sich aber nothwendig in eine einzige große Eidgenossenschaft verschmelzen müssen und dazu waren sie bei ihrer gegenseitigen Eifersucht nicht fähig. Der schlaue Aratus gab sich zwar alle Mühe, den achäischen Städtebund auszubreiten und bewog den Tyrannen von Argos unter denselben ehrenvollen Bedingungen, wie früher den Lydiades von Megalopolis, dem Bunde beizutreten; aber Sparta und Athen scheute er, weil er nicht hoffen durfte, auch über diese größeren Staaten das geistige Uebergewicht zu behaupten, wie über die kleinern Städte, und weil er nur das Werkzeug der ägyptischen Politik war, welche Griechenland lieber in viele Staaten getheilt, als einig sah. Im Ganzen blieb es also in Griechenland beim Alten, nur daß seit dem Tode des zweiten Demetrius Makedonien keinen Einfluß mehr auf dasselbe übte.

Diesen Einfluß herzustellen, kam Antigonus, zubenannt Doson (der Versprecher), ein Sohn des Demetrius Poliorketes, früher Herr geworden in Kyrene, nach Makedonien, übernahm die Vormundschaft für den jungen Philipp und heirathete selbst dessen Mutter. Seine Politik ging nun dahin, vor allem die freien Bünde zu sprengen, und um Epirus und Thessalien auf der einen, die

Achäer auf der andern Seite auseinanderzuhalten, gewann er die Aetoler. Die Nachrichten der Geschichtschreiber sind hier sehr dürftig, doch erfahren wir, er habe Makedonien wieder eine feste Stellung gegeben, die Achäer in die Defensive geworfen und sich die Hände frei gemacht, um die alte Politik seines Hauses gegen die Ptolemäer wieder aufzunehmen.

Unerwartet aber warf sich seinen Plänen und der ganzen Strömung der Zeit noch einmal, zum letztenmal, eine edle Freiheitsbegeisterung der griechischen Jugend entgegen. Jener junge spartanische König Kleomenes, mit dem man Agis III. Wittwe Agiatis verheirathet hatte, lernte von dieser seiner Gattin für die sittliche Wiedergeburt Griechenlands glühen, wie ihr früherer Gatte, und faßte den edlen Entschluß, den grausamen Mord desselben zu sühnen und zu rächen und sein edles Werk fortzusetzen. Im Hause seines eigenen Vaters Leonidas sah er die alte Corruption in abschreckender Weise, schmutzige Habgier, herzlose Arglist und Gewaltthat, wüste Schwelgerei, Verweichlichung und Weiberherrschaft, während seine tugendhafte Gattin ihm dagegen im eigenen Hause das Bild jedes Adels des Leibes und der Seele, des Wandels und der Gedanken zeigte. Der Stoiker Sphairos soll ebenfalls dazu beigetragen haben, ihn sittlich zu ermannen. Nach dem Tode seines Vaters aber heirathete seine Mutter den Megistonos, welcher dem Stiefsohne gleichgesinnt ebenfalls einer Reform geneigt war.

Das Unglück war, daß die alte Eifersucht zwischen Sparta und Megalopolis die Geister mehr einnahm, als der Gedanke der Nationaleinheit aller Griechen. Das erste, womit die Ephoren von Sparta den jungen König Kleomenes beauftragten, war die Besetzung von Belbina, einem kleinen Städtchen, auf dessen Besitz die Megalopoliten Anspruch machten. Megalopolis gehörte aber zum Achäerbunde, welcher sofort gegen Sparta rüstete. Eine unglaubliche Thorheit, in einer solchen Zeit, in der alles die Griechen zur Einheit aufforderte und drängte, sich doch nur selbst zu zerfleischen. Aratus allein scheint das begriffen zu haben oder wollte wenigstens im ägyptischen Interesse einen unnützen Krieg unter den Griechen selbst

vermeiden, da er seine Kräfte gegen die Makedonier sparen mußte. Er vermied also als Stratege der Achäer eine Schlacht und zog sich zurück, im Jahr 227. Der Unwille der Achäer aber zwang ihn, im nächsten Jahre eine Schlacht zu wagen, in welcher Kleomenes ihn besiegte. Weil aber die Ephoren in Sparta sahen, welchen großen Anhang der junge siegreiche König im Heere fand, mißtrauten sie ihm, riefen ihn zurück und gaben den Achäern Frieden.

Aber in Sparta selbst wurde von Seiten der herrschenden Oligarchen gegen den jungen König gewühlt. Sein Stiefsohn, das von Agis III. hinterlassene Kind, starb an Gift. Des Agis Bruder Archidamus, welcher verbannt worden war, wurde von den Ephoren zurückgerufen, aber gleich nach seiner Ankunft ermordet und beide Morde gab man dem Kleomenes schuld. Die wahren Schuldigen können indeß nur die Ephoren gewesen seyn, weil Kleomenes lediglich kein Interesse hatte, jene Morde zu begehen, denn des Agis Kind war ihm nicht gefährlich und Archidamus sogar sein Gesinnungsgenosse. Es gelang indeß den Ephoren nicht, die Popularität des Kleomenes zu erschüttern, und um ihn los zu werden, erneuerten sie den Krieg mit dem achäischen Bunde und Kleomenes mußte Sparta verlassen, um zu Felde zu ziehen, im Jahr 226. Diesmal war Lydiades Stratege des Bundes, erlitt aber bei Leuktra eine furchtbare Niederlage und fand selbst den Tod. Aratus wurde beschuldigt, ihn aus Neid nicht gehörig unterstützt zu haben. Kleomenes aber benutzte den Ruhm dieses neuen Sieges und die Begeisterung seiner Truppen, kehrte nach Sparta zurück, umringte den Sitzungssaal der Ephoren, ließ sie bis auf einen ermorden, hob ihr ganzes Institut auf, verbannte 80 Oligarchen, und vollendete das von Agis III. begonnene Werk mit einem Schlage, indem er nicht nur wieder alle Schulden tilgte, sondern auch alle Güter der Reichen einzog und allen Grund und Boden von Lakedämon gleichmäßig vertheilte, wie es schon Agis bezweckt hatte. Er selbst und sein Stiefvater gingen mit gutem Beispiel voran, übergaben alle ihre Güter dem Staate, schafften im Hause allen Luxus ab und lebten wieder so ärmlich wie die alten Spartaner.

Dieser Vorgang scheint einen tiefen Eindruck auf die ärmere Klasse in ganz Griechenland gemacht zu haben und wenn der junge König von Sparta an der Spitze seines trefflichen Heeres noch weitere Siege hätte erfechten können, so würde sich das arme Volk überall an ihn angeschlossen haben. Dieser Gefahr wollten nun die Oligarchen in ganz Griechenland und an ihrer Spitze Aratus um jeden Preis vorbeugen. Der achäische Bund allein war zu schwach, es noch mit Kleomenes aufzunehmen, mit dem sich jetzt auch die Aetoler verbanden: Aratus faßte daher den verzweifelten Entschluß, die Macht zu Hülfe zu rufen, welche bisher dem achäischen Bunde am feindlichsten gewesen war, nämlich Makedonien. Antigonus Doson, welcher damals in Kleinasien mit den Aegyptern um den Besitz von Karien kämpfte, ging wirklich auf des Aratus Anträge ein, entweder weil ihm die Neuerungen des Kleomenes ebenso gefährlich schienen, wie den Oligarchen, oder weil sich damals schon die ägyptische Politik umgewandelt und vom achäischen Bunde abgewendet hatte, um ihre Pläne gegen Makedonien mit Hülfe des Stärkeren in Griechenland durchzusetzen. Dieser Stärkere aber war jetzt Kleomenes. Bevor noch die Makedonier zu Hülfe kamen, schlug Kleomenes die Achäer noch einmal am Hekatombeion, im Jahr 224. Dann wurde unterhandelt. Wie es scheint wollte eine große Partei im achäischen Bunde von Makedonien nichts wissen und Kleomenes verfehlte nicht, ihnen klar zu machen, wieviel besser sie thun würden, wenn sie, alle Peloponnesier und Hellenen gemeinschaftlich dem Makedonier widerstünden. Er wünsche nur, daß die Achäer ihn selbst zum Haupt ihres Bundes wählen sollten. Das wurde mit großem Jubel aufgenommen und man lud ihn nach Lerna ein, wo ihm das gewünschte neue Amt feierlich übertragen werden sollte. Unterwegs aber zog ihm ein unvorsichtiger Trunk einen Blutsturz zu, und man brachte ihn anstatt nach Lerna todtkrank nach Sparta zurück. So wurde die schönste Hoffnung Griechenlands vereitelt. Man weiß nicht, ob durch eine Mitschuld des Aratus. Wenigstens wurden des letztern Pläne durch nichts so sehr gefördert, als durch das Unglück des Kleomenes. Er selbst trat jetzt wieder als Stratege an

die Spitze des achäischen Bundes und übergab Akrokorinth, den Schlüssel zum Peloponnes, dem Makedonier, im Jahr 223. Bei diesem Anlaß wurde der arme Aristomachus, Tyrann von Korinth, zum Opfer gebracht und durch eine grausame Hinrichtung beseitigt. Der von seiner Krankheit kaum wiedererstandene Kleomenes konnte Korinth nicht retten, weil ihm Argos Widerstand leistete.

Unterdeß rückte Antigonus Doson mit Herresmacht heran und jagte den achäischen Bundesgenossen, die eben noch für Kleomenes geschwärmt hatten, wieder eine solche Angst ein, daß sie ihn in Korinth als Gott anbeteten und ihm Altäre errichteten, wie einst die feigen Athener seinem Vater. Weil das Volk in Griechenland seine Sache selbst aufgab, konnte nun Kleomenes in ihm seine Stütze nicht mehr finden und nahm die Hülfsanträge der Aegypter an. Sie wollten ihm eine Flotte schicken, er aber mußte ihnen seine Mutter, Kratesikleia und seinen kleinen Sohn zu Geiseln geben. Seine treue Gattin war damals schon gestorben. Aber die Aegypter waren zu sehr in Asien verwickelt, als daß sie dem Kleomenes die versprochene Hülfe hätten leisten wollen. Dieser mußte daher allein mit seinen Spartanern den schweren Entscheidungskampf mit dem mächtigen Makedonier aufnehmen. Zwar gelang es ihm, Megalopolis zu erobern und als die Todfeindin Spartas zu zerstören, im J. 222, allein im folgenden Jahre hatte Antigonus nicht nur die Ereignisse in Asien benutzt, um Aegypten dahin zu vermögen, daß es den Kleomenes im Stich lasse, sondern er hatte auch den Demetrius von Phares, welchen die Römer über das von ihnen erworbene illyrische Gebiet gesetzt, mit seinen tapfern Illyriern zu Bundesgenossen geworben und rückte nun vor, um den Krieg durch seine Uebermacht mit einem großen Schlage zu beendigen. Bei Sellasia wurde die entscheidende Schlacht geliefert, in welcher Kleomenes trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr den Sieg verlor. Unter seinen Feinden zeichnete sich der junge Philopömen von Megalopolis, welcher den Fall seiner Vaterstadt rächen wollte, durch seine Tapferkeit am meisten aus, er, welcher später selbst für Griechenlands Freiheit kämpfte,

daher auch niemals gegen den edlen Kleomenes hätte kämpfen sollen, im Jahr 221.

Aller Widerstand hörte auf. Antigonus zog in Sparta ein, welches ihm die oligarchische Partei öffnete, schaffte alle Neuerungen des Kleomenes ab und stellte das alte Unwesen wieder her. Aber er blieb nicht lange im Peloponnes, denn Händel mit den Illyriern riefen ihn zurück und noch in demselben Jahre starb er unmittelbar nach einem Siege, den er über die Illyrier erfochten hatte, in Folge der Anstrengungen an einem Blutsturz.

Kleomenes floh nach Aegypten, blickte aber dort nur in die tiefste Sittenverderbniß hinein, gab jede Hoffnung auf, daß von dort aus etwas für Griechenland geschehen würde, und wurde selbst bei Hofe so schwer verdächtigt, daß er um der Einkerkerung und einem schimpflichen Tode zu entgehen, es vorzog, mit den treuen Spartanern, die ihm gefolgt waren, eine offene Revolution in Alexandria zu wagen, um die Ptolemäer zu stürzen, oder, wenn es nicht gelänge, wenigstens ehrenvoll mit dem Schwerdt in der Hand unterzugehen. Es gelang nicht. Zwar stürmten sie auf die Straßen mit dem Rufe: Freiheit! überfielen den Commandanten der Stadt und rissen ihn aus seinem Wagen, aber das Volk blieb ruhig und als ihnen ein Sturm auf die Akropolis mißlang, entschloßen sie sich, da alles verloren war, sich selber zu tödten. Vom eigenen Dolche durchbohrt sank Kleomenes zusammen, sein treuester Freund Panteus küßte die erblaßten Lippen und durchstach sich neben ihm. König Ptolemäus fand nur ihre Leichen, war aber so ergrimmt, daß er auch des Kleomenes ehrwürdige Mutter und Kinder und die Frauen aller übrigen mit ihm nach Aegypten gekommenen Spartaner hinrichten ließ, im Jahr 220.

4.

Philipp II.

Doson hinterließ das makedonische Reich seinem Sohn Philipp II., der unter den schwierigsten Umständen die Vereinigung Makedoniens und Griechenlands und die Unabhängigkeit beider gegen außen zu behaupten unermüdet, obwohl vergeblich rang, denn nichts Edles und Großes, ja nicht einmal das Nützliche und Nothwendige konnte unter den damaligen Griechen durchgesetzt werden. Einander selber beständig in den Haaren liegend, immer vor dem gemeinschaftlichen Feinde anklagend, an den gemeinschaftlichen Feind verrathend taumelten sie dem Untergange entgegen. Zum Beweise, daß die Menschen, wenn sie Ehre und Sitte vergessen, nothwendig auch den gesunden Verstand verlieren. Weil die griechische Bildung das Sittliche ausschloß, mußte das Volk elend zu Grunde gehen.

Mit der Schuld mischt sich der böse Dämon in die Völker ein und verwirrt ihnen die Sinne. Wer konnte wahnsinniger handeln, als die Griechen, welche den herrlichen Kleomenes vom vaterländischen Boden vertrieben! Der achäische, der ätolische Bund feindeten einander an. Sparta und das wiederhergestellte Megalopolis haßten sich und wütheten gegen einander fort, ohne an etwas anderes zu denken, und glichen den Todtenköpfen bei Dante, die einander noch in der Hölle bekämpfen. Athen kümmerte sich um die Freiheitsbestrebungen im übrigen Griechenland nicht, es hatte zu viel zu thun, um den reichen Despoten Kunstwerke und Hetären auf Bestellung zu liefern. Die zur See mächtig gewordenen Städte Byzanz und Rhodus neideten einander den Reichthum und befehdeten sich auf Tod und Leben. Auf der friedlichen und gesegneten Insel Kreta wartete die griechische Bevölkerung die künftige Plünderung durch die Römer nicht ab, sondern eine Gemeinde zerstörte die andere und rottete die Einwohner der Nachbarstadt mit wahnsinniger Henkerslust aus.

Der Makedonier Philipp allein erkannte den Werth der Vereinbarung und da er von seinem Vater die Hegemonie in Griechenland geerbt hatte, versammelte er im Jahr 220 die Abgeordneten der Bundesstädte in Korinth und ließ den s. g. Bundesgenossenkrieg gegen den ätolischen Bund beschließen, um diese ewigen Friedensstörer zu demüthigen, die Aetoler in den gemeinschaftlichen Bund aufzunehmen. In Sparta aber bemächtigte sich ein gewisser Lykurgos durch Bestechung der Ephoren des königlichen Titels und verbündete sich mit den Aetolern gegen die Achäer. Es gab einen häßlichen Krieg. Die Aetoler wurden aus der Stadt Aegina herausgeschlagen, als sie schon drin waren; aber auch die Achäer erlitten eine Niederlage unter Mikkas. Philipp II. verheerte Aetolien, während das ätolische Hauptheer unter Skopas eben so Makedonien verheerte und die Bildsäulen der Könige daselbst zertrümmerte, 219. Nun fielen auch die wilden Dardaner wieder in Makedonien ein und Philipp mußte sich gegen sie wenden; die Aetoler aber unternahmen unter Dorimachos einen zweiten Raubzug und zerstörten diesmal die uralte Eiche und alle Heiligthümer zu Dodona. Philipp aber kehrte zurück und eilte nach dem Peloponnes, wohin die Aetoler ebenfalls verheerend eingedrungen waren. Hier bei Kaphya schlug er die Aetoler unter Euripidas, indem er ihm einen Hinterhalt legte. Dann ging er nach Aetolien selbst über, eroberte die Hauptstadt Thermon und rächte die früheren Zerstörungen der Aetoler, indem er hier ebenfalls alle Tempel in Trümmer legen ließ. In dieser Stadt allein soll er 2000 Statuen zerstört haben, woraus wir den Schluß ziehen müssen, daß die Aetoler trotz ihrer Wildheit als reich gewordene Räuber doch auch den Luxus der Künste bei sich eingeführt hatten, 218. Auch darf man die Aetoler nicht für unvernünftige Barbaren halten, denn als im folgenden Jahr die Nachricht kam, Hannibal, der große Feldherr der Karthager, habe in Italien die Römer besiegt, waren es gerade die Aetoler, welche die Griechen und Makedonier gemeinsam zum Frieden mahnten. Agelaos, der Aetoler, ermahnte alle Parteien zur Einigkeit, denn es sey einerlei, ob Karthago, ob Rom siege, der Sieger werde jedenfalls

so mächtig werden, daß er von Italien herüber auch nach Griechenland kommen werde. Schon hatte Rom festen Fuß in Illyrien gefaßt. Niemand wußte die Gefahr besser zu würdigen als Philipp, der daher gerne auf die Vorschläge der Aetoler einging. So wurde denn rasch Friede gemacht zu Naupaktos, und der unvernünftige Bundesgenossenkrieg nahm ein Ende, 217.

Philipp unterdrückte eine gegen ihn gerichtete makedonische Verschwörung des ehrgeizigen Apelles durch rasche Vernichtung der Verschworenen, rüstete sodann eine große Flotte und fuhr auch damit aus, um dem Hannibal gegen die Römer beizustehen, kehrte aber allzu verzagt wieder um, als ihm die ersten römischen Schiffe begegneten, die er für Vorläufer einer viel größeren Flotte hielt. Die Römer aber schickten alsbald Boten nach allen griechischen Staaten und suchten dieselben gegen Philipp aufzureizen, ihnen vorspiegelnd, der König habe keinen andern Zweck, als sie alle zu knechten und die Freistaaten in Hellas sollten mit dem Freistaat Rom gegen ihn zusammenhalten. Nun konnte Philipp nicht mehr daran denken, gegen Rom auszuziehen, weil er sich in der eigenen Heimath bedroht sah. Was für Unterhandlungen er damals mit Hannibal gepflogen hat, ist nicht bekannt worden, jedenfalls aber wollten sie sich von Epirus hinüber nach Tarent die Hand reichen. Philipps Zögern erklärt sich entweder dadurch, daß er den Rücken nicht frei hatte, oder dem Karthager mißtraute. Es wurden auch geheime Unterhandlungen mit Aegypten und Syrien gepflogen, aber ohne Erfolg. Die Nachkommen der Diadochen hätten, wenn sie damals alle einig gewesen wären und für Karthago gen Rom die Offensive ergriffen hätten, allen Gefahren, womit sie Rom nachher bedrohte, vorbeugen können, aber sie ahnten jene Gefahren noch nicht und waren durch gegenseitigen Haß verblendet. Im Jahr 214 belagerte Philipp die den Römern zugeneigte Stadt Apollonia in Epirus, da kam ein römisches Heer unter Valerius herüber und brachte dem Makedonier durch Ueberfall eine schreckliche Niederlage bei, verfolgte jedoch diesmal seinen Sieg noch nicht, sondern kehrte wieder nach

Italien zurück, weil Rom damals immer noch zu viel mit Karthago zu thun hatte.

Während dieser Vorgänge hatte sich Aratus an der Spitze des achäischen Bundes so zweifelhaft benommen, daß Philipp es für gerathen hielt, sich des alten Intriganten durch Gift zu entledigen, 213. Man hat das dem Könige zum schweren Verbrechen gemacht. Römische Geschichtschreiber haben überhaupt im römischen Interesse jede Art von Verdächtigung und Gehässigkeit auf den armen Philipp gehäuft, ihn bald einen Schwächling, bald einen unsinnigen Tyrannen genannt, um damit Roms Vergehen gegen ihn zu entschuldigen. Allein je gewisser Rom das unglückliche Makedonien und Griechenland mit der schnödesten Arglist umstrickte, um es dann erbarmungslos unter seine ehernen Füße zu treten, um so gewisser haben auch die römischen Schriftsteller und vor allen Polybius in ihren Darstellungen die Wahrheit verdreht. Und selbst noch aus diesen falschen Berichten der Römer geht doch so viel Thatsächliches hervor, daß sich immer noch mit Bestimmtheit erkennen läßt, Philipp war weder ein schwacher und furchtsamer, noch ein blind rasender Tyrann, sondern ein kluger und muthiger Vertheidiger seiner Krone unter immer neuen, immer größeren Schwierigkeiten gegen übermächtige und boshafte Feinde, unter feigen und treulosen Freunden.

Wie nothwendig es für Philipp gewesen ist, den Aratus wegzuschaffen, mag man daraus erkennen, daß Makedonien damals von allen Seiten bedroht wurde. In Rom hatte man nur die Absicht, so lange man dort noch mit Karthago kämpfte, die Nachfolger der Diadochen durch gegenseitige Zwietracht zu neutralisiren, damit sie Karthago nicht beistünden. Gegen Philipp aber, als den nächsten, reizte Rom aus demselben Grunde alle Nachbarn auf und fand nur zu viele käufliche Agenten unter den Griechen selbst. Während Rom den König Attalus von Pergamus in Kleinasien, den König Pleuratus in Thrakien und den König Skerdilaides von Illyrien gegen Philipp aufhetzte, unterstützte es zugleich eine rein demokratische Revolution, welche zu gleicher Zeit in Sparta und Messene ausbrach

und unter dem Vorwande, die Gütertheilung des Kleomenes noch einmal durchzusetzen und die Macht der Oligarchen zu brechen, nur den Zweck hatte, den makedonischen Einfluß im Peloponnes zu schwächen. Die Römer wollten die Freiheitsbestrebungen der Griechen unterstützen, um sie für ihre Zwecke auszubeuten. Sie hatten die Aetoler schon für sich gewonnen, durch Aratus hofften sie wahrscheinlich auch den achäischen Bund zu gewinnen. Philipp aber hielt diesen letztern fest und huldigte auch seinerseits den griechischen Freiheitsbestrebungen, indem er dahin wirkte, daß Philopömen, der letzte wahre Freiheitsfreund in Hellas, Stratege des Bundes wurde.

Philipp hielt sich gut gegen die Römer, so lange diese noch immer mit Karthago beschäftigt waren und nur kleinere Heere schicken konnten. Die Römer eroberten Anticyra im Jahr 210, aber Philipp schlug sie und die Aetoler bei Lamia, 209. In einer Schlacht bei Elis fiel er vom Pferde und wurde lange um ihn gekämpft, bis es den Seinen gelang, ihn zu retten. In Messene besiegte Philopömen die Aetoler, 208, und nochmals die Aetoler und Spartaner unter Macharidas bei Mantinea, 207, der letztere fiel, von Philopömens Speer durchbohrt. Nun schloßen endlich die Aetoler Frieden und auch Rom bequemte sich heuchlerisch wenigstens zu einem Waffenstillstand, da es immer noch genug mit Karthago zu thun hatte.

In dieser Zwischenzeit gelangte Nabis in Sparta zur Tyrannis und übte die unerhörtesten Greuel daselbst zum Hohne der demokratischen Freiheit, die dort eben erst von den Römern gut geheißen worden war. An der Spitze des verworfensten Pöbels und überallher zusammengelaufener Räuber und Mörder, unter denen sich die kretischen Seeräuber an Menge und Wildheit hervorthaten, quälte er die Reichen und Vornehmen in Sparta bis aufs Blut. Er ließ zuweilen reiche Leute zu sich kommen und forderte ihnen Geld ab. Wenn sie sich weigerten, so sagte er: Apega, bitte du ihn doch! Das war aber nicht die wirkliche Apega, sein Weib, sondern eine ihr ähnliche Puppe, die den Betreffenden in ihre Arme schloß und mit Stacheln und Messern, die aus ihrer Brust hervortraten, so lange torquirte, bis er zu zahlen versprach. Nabis machte sich auch

ein Vergnügen daraus, die Männer, sein Weib, die Weiber persönlich zu martern.

Während Philopömen gegen diesen Wütherich im Peloponnes kämpfte, zog Philipp nach Asien hinüber, um den Attalus zu demüthigen, bekam aber einen neuen Feind an Rhodus, welches damals die Thorheit beging, für Rom gegen das gemeinsame Nationalinteresse der Griechen und Makedonier zu fechten. Zwei blutige Seeschlachten führten zu keiner Entscheidung, 202.

Da endete der lange karthagische Krieg, Rom blieb Sieger und warf jetzt seine tödtenden Blicke auf das arme Griechenland und auf die in Zwietracht befangenen Reiche der Diadochen, welche schwer büßen sollten, daß sie Karthago nicht geholfen hatten.

5.

Philopömen.

Der römische Senat gab damals der Welt ein Schauspiel des furchtbarsten Hohnes, den jemals der Stärkere sich gegen den Schwächeren erlaubt hat. Boten des Attalus, der Insel Rhodus und sogar die Stadt Athen traten in Rom als Kläger auf gegen Philipp, als ob Rom hier ein Richteramt gebührt hätte. Die Kläger aber waren schon vorher vom Senat bestellt und mußten so reden, als ob erstens Philipp es sey, der Rom angreifen wolle und die Existenz des römischen Staates mit ungeheurer Uebermacht bedrohe, und als ob zweitens Philipp der abscheulichste Tyrann und gottloseste Mensch wäre, den von der Erde zu vertilgen der römischen Tugend gezieme und wodurch sich Rom den Dank der Menschheit verdienen werde. Durch diese Lügen sollte das römische Volk bewogen werden, den Krieg und die Eroberung Makedoniens zu beschließen, wobei die im Senate vertretene Aristokratie der großen römischen Familien keinen edleren Zweck hatte, als sich zu bereichern. Die römische Habgier war nach dem Siege über Karthago nur noch

gieriger geworden und die griechischen Städte versprachen eine unermeßliche Beute.

Am tiefsten würdigte sich Athen herab, indem es nicht nur die Anklage Philipps in Rom übernahm, sondern auch seine Thore dem Attalus öffnete und dem Philipp den Krieg erklärte, dem, der im weiten Umfange, in welchem die griechische Sprache geredet wurde, allein noch die Ehre vertrat. Aber das war die natürliche Folge der griechischen Bildung, jenes hohen ästhetischen und intellectuellen Atticismus, dem es an jedem religiösen und sittlichen Halt gebrach.

Nicht so tief schmählich, aber in kläglicher Verblendung, so recht wie ein liberaler Philister unserer modernen Zeiten, handelte Philopömen, indem er auch noch den achäischen Bund gegen den armen Philipp aufhetzte, in der einfältigen Voraussetzung, die römische Republik werde sich der griechischen Freiheit annehmen und dieselbe schützen, während der makedonische König ihr natürlicher Feind seyn und bleiben müsse. Auch die Aetoler schwankten. Vergebens stellte ihnen ihr Strateg Demokritos vor, Rom werde sie alle zu Sklaven machen; die römischen Gesandten wußten ihnen dennoch zu schmeicheln, und als Philipp die erste Niederlage durch die mit Rom verbundenen Illyrier und Dardaner erlitten hatte, traten auch sie zu Rom über, 199. Nun schien Philipp verloren, so vielen Feinden zugleich konnte er nicht mehr widerstehen. Aber die Römer zauderten noch, den letzten Schlag gegen ihn zu führen, bis sie es erst durch ihre Intriguen dahin brachten, daß Antiochus in Asien mit Aegypten Krieg begann. Jetzt erst war Rom sicher, daß Philipp von dem großen makedonischen Reiche in Asien und Afrika her nicht werde unterstützt werden, und jetzt erst rückte es ins Feld. Philipp hatte unterdeß noch einen Sieg über die Aetoler erringen können, aber wie ein Löwe unterlag er zuletzt der Menge der Jäger und Hunde.

Im Jahr 197 erreichte der römische Consul Flamininus den König Philipp bei Kynoskephalä, durchbrach in keilförmiger Schlachtordnung die makedonische Phalanx und erfocht einen vollständigen Sieg, worauf Philipp den Frieden mit großen Opfern erkaufen mußte. Rom wollte ihn noch nicht ganz verderben, son-

dern brauchte ihn noch, um die Zwietracht unter Griechen und Makedoniern zu unterhalten. Es fürchtete, wenn es jetzt schon die griechisch redenden Lande in Europa alle erobern und zu römischen Provinzen machen wolle, werde es nicht nur mit Aufständen derselben, sondern auch mit dem großen makedonischen Reiche in Asien und Aegypten zu thun bekommen; und es hoffte, alle diese Länder weit leichter in seine Gewalt zu bringen, wenn es noch eine Zeitlang nur zusehe und deren innere Verwesung fördere. Philipp mußte seinen Sohn Demetrius nach Rom als Geißel stellen, eine große Summe zahlen, Plätze herausgeben, allem Einflusse auf Griechenland entsagen. Flamininus dagegen nahm sein Hauptquartier in Athen, maßregelte ein wenig den übermüthigen Nabis, schränkte ihn auf sein Sparta ein und nahm alle griechischen Staaten und Städte durch besondere Agenten unter das römische Protectorat. Während er überall die Freiheit zu schirmen versprach, ließ er überall die wahren Freunde der Freiheit, unter dem Vorwande, es seyen Römerfeinde, meuchelmorden, verurtheilen oder verbannen.

Im nächsten Jahr 196 verkündete er im Namen Roms während der isthmischen Spiele allen Griechen „Freiheit und Unabhängigkeit und die Befugniß, nach eigenen Gesetzen zu leben.“ Das Volk brach in lauten Jubel aus, man umarmte sich und war außer sich vor Freude. So melden die Geschichtschreiber, die kein Wort niederzuschreiben wagen durften, was dem römischen Staatsinteresse zuwidergelaufen wäre. Wir wissen daher nicht, ob dem Flamininus nur ein bestellter Pöbel zugejauchzt hat, oder ob es wirklich noch Thoren genug in Griechenland gab, die dem Worte des Römers glaubten.

Die Wahrheit ist so sehr entstellt worden, daß man sogar fragen darf, ob wohl Nabis wirklich ein so häßlicher Tyrann gewesen ist, wie er uns geschildert wird? Nachdem sich Flamininus seiner als Bundesgenossen gegen Philipp bedient hatte, fiel er im Jahr 193 plötzlich über ihn her, als ob seine Tyrannei sich mit der neuen griechischen Freiheit nicht vertrage, in Wahrheit aber nur, um seine Macht zu schwächen. Als das geschehen war, erhielt Nabis

wieder Frieden, wie Philipp. Einige Jahre später aber, als er Umtriebe gegen Rom machte, mußte Philopömen an der Spitze der Achäer und mit Hülfe der Aetoler ihn vernichten. Nabis wurde geschlagen und nachher durch den treulosen Aetoler Alexamenos, der in seine Dienste getreten war, hinterlistig ermordet. Indem aber der Mörder noch in den Schätzen des Todten wühlte, wurde auch er umgebracht, 192. Philopömen nöthigte Sparta, in den achäischen Bund zu treten, aber jetzt war es zu spät.

Mittlerweile war Antiochus in Syrien auf die ungeheure Gefahr aufmerksam gemacht worden, welche alle makedonischen Reiche von Rom aus bedrohte, er dachte aber nicht an Krieg mit Rom, weil er sich dazu nicht stark genug fühlte. Rom selbst war es, was ihn herausforderte und ihm den Krieg aufzwang. Philipp aber wurde, wenn er seine eigene Existenz fristen wollte, von Rom gezwungen, mit gegen Antiochus zu Felde zu ziehen. Dieser kam im Jahr 191 aus Kleinasien herüber nach Chalkis auf Euböa und hoffte, eine großartige Erhebung aller Griechen werde ihn unterstützen, indeß er selbst die kostbare Zeit mit den Feierlichkeiten und Freuden einer Hochzeit vergeudete. Die Griechen erhoben sich nicht, nur ein Haufen erbitterter Aetoler schloß sich an Antiochus an, der die Thermopylen besetzte, sich aber von den Römern umgangen sah und eilig wieder nach Asien hinüber floh. Auch seine Flotte ließ sich von der römischen bei Chios schlagen und noch einmal bei Myonnesos, und zitternd bat Pausias, König von Bithynien, und Eumenes, König von Pergamus, um der Römer Freundschaft, während Antiochus sich nach Phrygien zurückzog. Hier wagte er endlich die erste und letzte Schlacht gegen die Römer, verlor sie und bat um Frieden, 189. Es scheint unglaublich, wie tief die makedonischen Großmächte herabgesunken waren, daß Antiochus (den man sogar den Großen nannte) erst gar keine Schlacht wagen wollte und am Ende nach dem ersten Schlage alles aufgab. Er mußte 15,400 Talente Kriegsentschädigung zahlen, alle seine Schiffe und Elephanten ausliefern und alles Land westlich vom Taurus abtreten.

Rom behielt nichts in Kleinasien, sondern schenkte das Eroberte

seinen Bundesgenossen, vornehmlich dem Eumenes, der selber nach Rom ging und vor dem stolzen Senate kroch und schweifwedelte. Auch wiederholte Rom hier das trügerische Spiel der Griechenbefreiung und gab allen griechischen Städten Kleinasiens die Autonomie zurück. Durch die scheinbare Großmuth wiegte es seine Bundesgenossen in Sicherheit und übereilte sich durchaus nicht im Erobern, sondern wartete, bis die reife Frucht ihm von selbst in den Schooß fiel. Rom verzehrte die griechisch-makedonischen Staaten nicht auf einmal, sondern, wie es in einem berühmten Gleichnisse heißt, Blatt für Blatt wie eine Artischoke.

Als das römische Heer unter Manlius mit Beute beladen durch Thrakien zurückkehrte, wurde es von den wilden Einwohnern überfallen und erlitt großen Verlust an Menschen und Schätzen. Aber auch dieses Unglück wurde von der römischen Politik schlau benutzt, um den König Philipp zu beschuldigen, er habe die Thraker aufgehetzt. Sogleich wurde den Aetolern Erlaubniß gegeben, über Makedonien herzufallen und sich die Grenzbezirke dieses Landes zuzueignen. Kaum aber hatten sie das auf eigene Rechnung gethan, so nahmen es ihnen die Römer wieder übel und befahlen ihnen, künftig nie ohne Erlaubniß von Rom aus Krieg zu führen, erklärten sie also für Unterthanen.

Philopömen gab sich damals alle erdenkliche Mühe, die Spartaner beim achäischen Bunde festzuhalten, als das einzige Mittel, den Peloponnes gegen die römische Unterjochung zu behaupten, aber Rom hatte schon überall seine Agenten und vereitelte die letzten patriotischen Bemühungen in Griechenland. Sparta rief den Schutz der Römer und ihre römische Gerichtsbarkeit an, ein politischer Selbstmord, wie er am wenigsten dieser uralten Gemeinde von Helden hätte zugetraut werden sollen. Zugleich riß sich Messene vom achäischen Bunde los, getrieben von dem Römling Dinokratos, der den armen Philopömen, als er sich einmal zu weit von seinen Truppen entfernt hatte, abschnitt, gefangen nahm und den Giftbecher leeren ließ, 183. Aber Lykortas, an der Spitze der Achäer, rächte ihn durch einen großen Sieg über die Messenier. Dinokratos tödtete

sich selbst, um der Gefangenschaft zu entgehen. In feierlichem Zuge ließ dann Lykortas die Asche des Philopömen in einem Kruge, welchen der Geschichtschreiber Polybius trug, ganz mit Blumen bedeckt nach Megalopolis bringen. Den Zug der siegreichen Achäer begleiteten wehklagende Weiber und Kinder und in Fesseln die gefangenen Messenier, die nachher am Grabe des Philopömen sämmtlich vom Volke gesteinigt wurden.

Das war der letzte moralische Sieg der Griechen. Die Furcht vor Rom nahm nach dieser Herzenserleichterung wieder überhand und der Römling Kallikrates schwang sich zum Strategen des achäischen Bundes auf, um ihn unter das Joch Roms zu bringen.

Makedonien wurde immer mehr verkürzt. Trotz der Bitten des Demetrius, der als Geißel in Rom war, wurde sein Vater, König Philipp, als habe er die Thraker aufgereizt, gezwungen, alle seine Besitzungen am thrakischen Meere zu räumen. Dem Philipp wurde unter anderm auch zum schweren Vorwurfe gemacht, daß er in der Stadt Maroneia ein großes Morden angestiftet habe. Da es indeß in seinem Interesse nicht liegen konnte, die Römer ohne Noth zu reizen, muß man annehmen, daß er sich nur in der Nothwehr schlimmer Feinde und Verräther zu entledigen gesucht hat. Alle Perfidie war damals auf Seiten Roms. Von dieser neuen Weltmacht ging nicht nur der Schrecken des Todes, sondern auch der Pesthauch der Sünde aus. Niemals hat sich ein Volk so sehr an allem versündigt, als das römische. Wohin es nur seine Hände ausstreckte, vernichtete es oder entsittlichte. Die römische Staatskunst schien einen Reiz darin zu finden, Natur in Unnatur zu verwandeln und unter den nächsten Blutsverwandten selbst Vertrauen in tödtlichen Argwohn, angeborene Liebe in wahnsinnigen Haß. Der junge Demetrius, der in Rom sehr gefiel, wurde doch vom Senate nur benützt, um Zwietracht in das bisher einige Haus des König Philipp zu bringen, denn Rom erklärte, nicht Philpps älterer und legitimer Sohn Perseus, sondern der jüngere und illegitime Demetrius sollte Makedoniens Thron erben. Die römischen Geschichtschreiber beschuldigen nun den Perseus, er sey damals ein wahn=

sinniger Wütherich geworden. Aber wenn er es geworden wäre, dürfte man sich kaum wundern und Rom allein trifft die Schuld. Gewiß ist, daß Demetrius, als er heimkam, an Gift starb, welches ihm Perseus mischen ließ. Ein Seitenverwandter, Antigonus, von den Römern aufgereizt, benützte nun wieder des Vaters Trauer, um ihn gegen Perseus zu reizen und sich selbst die Thronfolge zu sichern. Mitten in diesen Wirren starb der unglückliche König Philipp, 179. Perseus aber behauptete den Thron und Antigonus wurde umgebracht.

6.

Perseus.

Perseus ist von den Römern eben so arg verleumdet worden, wie Philipp. In der schwierigen Lage, in der er war, fast schon wehrlos unter den Krallen des unbarmherzigen römischen Raubthiers benahm er sich dennoch mit eben so viel Klugheit als Muth und blieb der Ehre, den Thron Alexanders des Großen inne zu haben, auch noch im letzten Augenblicke würdig. Indem er die Reihe der Demetrier schloß, bewährte er den alten Adel des makedonischen Blutes ungleich besser, als die Ptolemäer und Seleukiden.

Vor sich hatte er die Römer, um sich die feigen Griechen, Roms servilste Diener, und hinter sich den arglistigen Eumenes, der durch der Römer Gunst sein kleines Reich zwischen denen der Demetrier, Ptolemäer und Seleukiden zu erweitern trachtete, ungefähr wie später die Rheinbundstaaten sich durch Frankreichs Gunst auf Kosten Oestreichs und Preußens auszubreiten suchten. Allein Perseus verzagte nicht und hatte den genialen Gedanken, Hülfe aus dem Norden zu holen. Die Bastarner, ein wahrscheinlich germanisches Volk jenseits der Donau, waren schon von seinem Vater Philipp gegen Rom aufgeboten worden. Wenn sie, die Deutschen, und Griechen vereinigt das damals noch nicht allmächtige Rom überwäl=

tigt hätten, wie wunderbar anders würde sich alles im Abendlande gestaltet haben! Allein es war ihre Bestimmung nicht. Die Bastarner wurden, wahrscheinlich nicht ohne Zuthun der schlauen Römer, durch die thrakischen und illyrischen Stämme in den Gebirgen, welche Ungarn von Italien trennen, aufgehalten und gingen über die Donau zurück, 175.

Nun hatte Perseus keine Stütze mehr. Die Seleukiden und Ptolemäer, anstatt mit ihm vereint gegen Rom zu stehen, schlugen sich unter einander herum. Rhodus ließ sich von Rom alles gefallen und wagte nicht zu widerstehen, als ihm Rom den Besitz Lykiens absprach. Der achäische Bund gestattete, Roms Befehlen gehorchend, keinem Makedonier mehr, Griechenland zu betreten. Eumenes aber ging selbst nach Rom, um dort öffentlich vor dem Senate den König Perseus anzuklagen, als habe er eine ungeheure Armee ausgerüstet, um Rom zu verderben, und als gebiete er über unermeßliche Schätze. Der verfolgte Edelhirsch, den man zu Tode hetzen wollte, wurde als ein furchtbares Wesen dargestellt, vor dem das römische Volk Ursache habe zu zittern. Diese Komödie vor dem Senate schien aber den römischen Staatslenkern zu spielen nothwendig, um die Augen der Völker zu verblenden, die römische Eroberungspolitik zu maskiren und was Länderraub und Völkermord war, als Nothwehr zu entschuldigen, 172.

Vergebens bat Perseus um Frieden. Rom schickte den Consul Licinius mit einem starken Heere, Perseus jedoch mit dem Muth, den eine gerechte Sache einflößt, besiegte die Römer in einer blutigen Schlacht am Peneus, 171. Nun aber ließ er sich durch einen gewissen Euander überreden, seinen Sieg nicht zu verfolgen, sondern die Römer zu schonen, um sie zum Frieden geneigter zu machen. Das hatte natürlicherweise nun zur Folge, daß die Römer Zeit gewannen, um sich wieder zu sammeln und zu verstärken. Indeß wurden sie unter dem Consul Hostilius auch im folgenden Jahr 170 zur See und zu Lande abermals geschlagen. Auch der nächste Consul Marcius Philippus drängte zwar die Makedonier zurück und rief das Volk in den von ihm eroberten Bezirken zur Freiheit auf, fand

es aber keineswegs geneigt, eine Republik unter römischem Protectorate gleich dem elenden achäischen Bunde zu bilden, sondern blieb dem Könige treu. Wie mochten auch die Römer glauben, die immer noch auf ihre Tapferkeit stolzen Makedonier würden sich freiwillig zu der Stellung der Achäer erniedrigen lassen, denen der Consul Philippus, als sie ihm Hülfstruppen gegen Perseus anboten, verächtlich antwortete: Ich brauche eure Hülfe nicht!

Während Philippus unthätig in Makedonien stehen blieb, suchte Perseus noch einmal Hülfe im Norden. Ein getisches Heer unter Clondicus (nach andern Cloilus) kam über die Donau, ging jedoch wieder zurück, weil Perseus, wie die Römer sagen, zu geizig war, um ihnen den ausbedungenen Sold zu zahlen. Das ist wieder eine der vielen römischen Verleumdungen. Perseus würde die ihm so nöthige Hülfe gewiß gerne bezahlt haben, wenn sein Schatz nicht schon erschöpft gewesen wäre. Niemand stand ihm bei, als der illyrische König Gentius, dessen Macht aber gering war und den ein römisches Heer unter Anicius im Jahr 168 überwältigte und gefangen fortschleppte.*).

Als nun in demselben Jahr der energische Consul Aemilius Paulus gegen Perseus ausrückte, konnte dieser mit seinen geschwächten Mitteln der Uebermacht nicht länger widerstehen und erlitt bei Kynoskephalä eine schreckliche Niederlage. In dieser blutigen Schlacht sollen 20,000 Makedonier gefallen seyn. Perseus floh in das Heiligthum von Samothrake. Diese Insel wurde aber von der römischen Flotte ganz umringt und der unglückliche Fürst mußte sich mit seinen drei Söhnen und einer Tochter gefangen geben.

Nicht nur die Makedonier hatten ihren muthvollen und treuen Widerstand, sondern auch die feigen und treulosen Nachbarn ihre Neutralität schwer zu büßen. In Epirus ließen die Römer alles vorhandene Silber und Gold in Haufen zusammentragen und wegführen. In Aetolien wurden 550 der vornehmsten und reichsten

---

*) Gentius war ein eifriger Botaniker. Nach ihm ist der Enzian genannt, **Gentiana.**

Männer hingerichtet und ihre Güter eingezogen, alle Beamten und Gemeindevorsteher aber mit Weib und Kind nach Rom geschleppt. Daſſelbe geschah in Böotien und auch in Rhodus wurden alle, die sich mehr zu Perseus als zu Rom geneigt hatten, jetzt ohne Gnade hingerichtet, aus dem achäischen Bunde aber alle den Römern irgend Verdächtige, tausend an der Zahl, nach Italien abgeführt. Wo aber bisher Könige geherrscht hatten, in Makedonien und Illyrien, wurde jetzt mit großer Ostentation die Republik eingeführt und Rom entblödete sich nicht, durch einen Senatsbeschluß zu verkünden: „Alle Völker werden nun erkennen, daß Rom nur für die Freihet streitet und auf den Trümmern der Throne die Volksfreiheit gründet.“

Diesen Hohn hatten die Griechen wohl verdient, nachdem sie von der Freiheit einen so übeln Gebrauch gemacht hatten.

Aemilius Paulus hielt mit dem ungeheuren Raube, den er aus Makedonien und Griechenland heimführte, erst im folgenden Jahr 167 einen dreitägigen Triumpheinzug in Rom. Voran zogen 250 Wagen voll von herrlichen Statuen, die er aus den Tempeln und Palästen weggenommen hatte, dann folgten die Trophäen, erbeutete Waffen aller Art, ferner goldene und silberne Gefäße von der herrlichsten Arbeit und gefüllt mit geraubtem Gelde, 120 bekränzte Stiere, dann der Wagen des König Perseus und dahinter alle Gefangene, zuletzt der König selbst mit seinen weinenden Kindern, in Ketten unmittelbar vor dem Wagen des Triumphators. Hinter diesem wurden sodann 400 goldene Kronen getragen, die ihm aus den griechischen Städten als Ehrengeschenk überreicht worden waren. Wenn auch edlere Herzen in Kummer gebeugt seyn mochten, die Mehrheit der Griechen trug eine niederträchtige Freude über die Siege Roms zur Schau, und die Seleukiden und Ptolemäer, an die zunächst die Reihe kommen sollte, von Rom unterjocht zu werden, wetteiferten, ebendemselben Rom zum Sieg über Perseus Glück zu wünschen. Perseus selbst und die Seinen wurden zwar am Leben gelassen, starben aber nach und nach im Kerker und das ruhmvolle Geschlecht der Demetrier war von der Erde verschwunden.

Prusias, König von Bithynien, eilte nach Rom, um dem Se-

nate daselbst Glück zu wünschen, schor sich das Haar und setzte einen Hut auf, gleich den Freigelassenen, indem er sich einen „Freigelassenen des römischen Volkes" nannte, und an der Schwelle vor dem Senat niederkniete und die Senatoren „seine rettenden Götter" nannte. Zu dieser niedrigen Rolle gab sich Prusias her, damit es den Anschein habe, als sey er wie Eumenes und alle Griechen in Europa und Asien durch die Römer vor Perseus geschützt und aus einer ungeheuren Gefahr errettet worden. Von diesen kleinen Königen galt, was später von den deutschen Rheinbundkönigen: sie bettelten um Schande.

Von Rom ausgeplündert, mit Füßen getreten und tief verachtet konnten die Griechen jetzt ihre sogenannte Freiheit in Zittern und Beben genießen. Makedonien allein ertrug die Schmach nicht. Im Jahr 149 erhob sich ein gewisser Andriscus, angeblich ein Sohn des frühern Königs Philipp, wurde aber von den Römern unter Metellus besiegt und als unbotmäßig Makedonien sofort seiner Freiheit wieder beraubt und zu einer römischen Provinz gemacht. Auch in Sparta regte sich noch etwas von der alten Größe. Sparta hatte sich zwar dem achäischen Bunde anschließen müssen, wollte sich aber innerhalb desselben noch eine gewisse Selbständigkeit bewahren. Ein solcher Unabhängigkeitssinn konnte nicht mehr geduldet werden. Damokritos, der Stratege des Bundes, griff die Spartaner an und schlug sie, wurde jedoch selbst auf Befehl der Römer verbannt, welche seine Handlungsweise als Eigenmächtigkeit auffaßten. Er hätte erst in Rom um Erlaubniß fragen sollen.

Im Jahr 147 wurde Kritolaos, der lange in der Verbannung gelebt hatte, Stratege des achäischen Bundes und fachte noch einmal, viel zu spät, den Haß gegen Rom an. Unter diesen Umständen wurden die römischen Gesandten Papirius, der jüngere Scipio Africanus, Gabinius und Fannius bei der Bundesversammlung in Korinth, als sie reden wollten, vom Volke überschrieen, angefallen und vertrieben. Die Römer aber rächten diese Schmach augenblicklich.

Zwar brachte Kritolaos noch ein achäisches Heer zusammen, wurde aber bei Skarpha von einem römischen Heere unter Metellus

gänzlich geschlagen und verschwand seit diesem Tage, indem er sich, wie man glaubt, aus Verzweiflung selbst umbrachte. An seine Stelle trat Diäos, welcher den Muth noch nicht verlor und noch einmal ein Heer sammelte, um wenigstens das feste Korinth zu vertheidigen. Es muß ein verzweifelter Haufe gewesen seyn, den er in die Waffen brachte, denn es befanden sich viele Sklaven darunter, denen er die Freiheit gab unter der Bedingung, daß sie das Vaterland vertheidigten. Metellus ließ Korinth einstweilen liegen und unterwarf den übrigen Isthmus. Als ihm aber im folgenden Jahr 146 Mummius nachfolgte, schlug dieser das Heer der Achäer, worauf Diäos zuerst seine Gattin, dann sich selbst umbrachte, um nicht lebendig gefangen zu werden. Der Rest der Achäer und ein großer Theil der Einwohner von Korinth verließ diese Stadt freiwillig, um Leben und Freiheit zu retten. Als nun Mummius vor die Stadt rückte und ihre Thore offen fand, besorgte er anfangs eine Kriegslist; sobald er aber inne wurde, daß die Stadt wirklich nicht vertheidigt werde, beschloß er, sie zu zerstören, nicht sowohl zur Strafe für den Schimpf, den römische Gesandte hier erlitten hatten, als im Interesse der römischen Kaufmannschaft, welche die Concurrenz des korinthischen Handels los seyn wollte. Mummius plünderte die Stadt aus, ließ eine ungeheure Menge der herrlichsten Statuen und Gefäße aus den Tempeln hinwegführen, um Rom damit auszuschmücken, verkaufte sodann alle noch zurückgebliebenen Einwohner als Sklaven und ließ zuletzt die ganze herrliche Stadt, nächst Athen die schönste in Griechenland, aber noch reicher, durch Feuer zerstören. Aus den in der Glut zusammenschmelzenden Metallen verschiedener Art entstand ein neues, welches man nachher aus dem Schutte ausgrub und unter dem Namen des korinthischen Erzes wegen seiner Schwere und Zähigkeit hochschätzte und neu verarbeitete.

Die Zerstörung von Korinth brach den letzten Widerstand der Griechen, welche von nun an auch den letzten Schein von Freiheit verloren. Griechenland wurde unter dem Namen Achaia eine römische Provinz.

Viertes Buch.

Großgriechenland.

1.

Unteritalien.

Unter dem Namen Großgriechenland wurde das ganze Unteritalien (Neapel und Sicilien) begriffen wegen der dort von den Griechen gegründeten Städte, obgleich das Land auch noch neben den Griechen von einheimischen italischen Stämmen bewohnt blieb.

Italien, welches sich von den Alpen an in südöstlicher Richtung als eine lange Halbinsel tief ins Mittelmeer erstreckt, gleicht bekanntlich einem Stiefel. In diesen Stiefel hinein drängten sich zunächst zu Lande und von Nordosten her die Ausläufer derjenigen arischen Stämme, die zuerst von Asien nach Europa kamen. Die ältesten Nachrichten nennen uns in Italien eine Menge besonderer Völkernamen, von denen jedoch immer eine gewisse Anzahl zu einer und derselben Gruppe gehörten. Die ältesten Bewohner Italiens, oder die zuerst in das noch menschenleere Land einzogen, sind wahrscheinlich die Sikuler (oder Sikaner) gewesen, die allmählig bis nach Sicilien vorgedrängt wurden, der großen Insel, welche noch jetzt ihren Namen trägt. Ihre Bedränger auf dem Festlande von Italien

waren Stämme des großen samnitischen Volks, an der Südspitze die Bruttier, weiter nördlich bis Pästum Lucaner, noch weiter nördlich bis Capua Campaner und gegen das adriatische Meer hin die eigentlichen Samniter. Vermuthlich sind diese Stämme den Pelasgern verwandt gewesen.

Die Mehrheit der griechischen Einwanderer warf sich auf die große und schöne Insel Sicilien. Nach dem griechischen Mythus lebten dort in den ältesten Zeiten nur ungeheuerliche Kyklopen und menschenfressende Lästrigonen, die aber Heerden weideten, so daß man sich unter ihnen Hirtenstämme denken muß von ursprünglicher Rohheit und ohne alle Cultur. Nachher kamen griechische Colonisten an die Ufer des unteritalischen Festlandes und der Insel Sicilien, deren überlegenen Waffen und Culturmitteln die Unterwerfung der ältern Einwohner nicht schwer fallen konnte. Die Colonien kamen aber sehr zerstreut aus den verschiedensten Gegenden Griechenlands und zu verschiedenen Zeiten an, so daß sie nie weder vereint waren, noch es später wurden.

Die älteste und größte dieser Colonien war Syrakusä, gegründet im Jahr 736 durch Archias von Korinth, dann folgte Gela 675 von Rhodus aus, Messana (das heutige Messina) 668 von Messene aus. Später entstanden Naxos (lat. Taorminium, das heutige Taormina) von Athen aus, und von hier aus wieder Catana (das heutige Catanea), wie auch Leontium; von Gela aus das mächtige Agrigent (jetzt Girgenti), von Megara aus Hyble und Selinus (jetzt die schöne Ruine von Selinunt). Dazu Segesta (Egesta), Drepanum (Trapani), das überaus fruchtbare Enna, wo Demeter soll geboren worden seyn, Eryx mit dem großen Tempel der Aphrodite voll von Hierodulen; das kleine sicilische Lokri &c. Das vorher nur von Hirten bewohnte Land wurde erst durch die griechischen Colonisten angebaut und lieferte einen ungeheuern Kornreichthum, wie auch den trefflichsten Wein am Fuße des feuerspeienden Berges Aetna, der ihm seine innere Gluth mitzutheilen schien. Daher begann auf der Insel bald ein reges Leben zahlreicher und bichtbevölkerter Ortschaften und Syrakus erwuchs zur größten aller Städte, welche

jemals alte Griechen bewohnten. — Auf dem gegenüberliegenden Festlande Italiens entstanden gleichfalls eine Menge blühender Griechenstädte: Tarentum, das heute noch steht, Sybaris, Kroton, Posidonium (Pästum), Neapolis (das heutige Neapel), Heraklea, Elea, das fruchtreiche Megapontum ꝛc.

Die frühesten Erinnerungen Siciliens deuten auf einen Verkehr mit der Insel Kreta und mit Phönikien, doch sind nur schwache mythische Spuren davon übrig. Ein sikelischer König Kokalos soll den kretischen König Minos, als er den Dädalos ausgeliefert haben wollte, zu sich gelockt und im Bad erstickt haben. Vom Tyrannen Phalaris in Agrigent heißt es, er habe am liebsten neugeborene Kinder gegessen und habe sich einen hohlen Ochsen von Erz verfertigen lassen, um darin Menschen lebendig zu braten, und der Ochs sey so künstlich geformt gewesen, daß das aus ihm herauskommende Geschrei des Verurtheilten dem Gebrüll eines Ochsen ähnlich gewesen sey, der Tyrann aber habe den Künstler Perillus selbst zuerst in den Ochsen stecken lassen. Das scheint auf den Molochdienst der Phöniker hinzuweisen, der einmal auf der Insel eingeführt wurde. An den Phalaris knüpft sich die berühmte Sage von „der Bürgschaft." Damon nämlich (nach andern Chariton) leistete für seinen Freund Phintias (oder Menalippus), als ihn Phalaris hinrichten lassen wollte, so lange Bürgschaft, bis derselbe seine Angelegenheiten würde geordnet haben, und sollte statt seiner sterben, als der Verspätete eilig zurückkam. Phalaris soll endlich ein verdientes Ende gefunden haben, indem er den Philosophen Zenon foltern ließ, dieser Greis aber unter der Marter das Volk zur Rache aufrief, worauf die Bürger herbeiliefen und den Tyrannen steinigten.

In der Stadt Katanea, welche heute noch so heißt und am Fuße des feuerspeienden Aetna liegt, war der älteste Gesetzgeber Siciliens geboren, der berühmte Charondas, welcher so streng auf die Befolgung seiner Gesetze hielt, daß er sich selbst für sie opferte; denn als er einst gegen Räuber ausgezogen war und in der Eile sein Schwert abzulegen vergessend, in die Volksversammlung trat, erin-

nerte er sich plötzlich, daß er bei Todesstrafe verboten hatte, bei der Versammlung bewaffnet zu erscheinen, und stieß sich sogleich das Schwert ins Herz.

Nicht mindern Ruhm genoß der Gesetzgeber von Lokri, Zaleukos. Die Alten erzählen von ihm, er habe unter andern das Gesetz gegeben, daß Ehebrecher geblendet werden sollten. Nun beging sein eigener Sohn einen Ehebruch, das Volk wollte ihm aus Rücksicht für den Vater die Strafe erlassen, Zaleukos aber ließ seinem Sohne ein Auge blenden und sich selbst das andere, damit sein Sohn die Sehkraft behalte und doch das Gesetz erfüllt werde.

Die Angriffe der Karthager auf Sicilien begannen schon im 6. Jahrhundert. Seitdem dreht sich alles Interesse in Sicilien um den fast ununterbrochenen Krieg, welchen theils Syrakus mit den übrigen griechischen Colonien, theils die sicilischen Griechen insgesammt mit den Karthagern zu führen hatten.

Auf dem Festlande machte sich die Stadt Sybaris durch ihre Ueppigkeit und Verweichlichung bemerklich, Handelsglück und Reichthum hatte die lydische Sitte hierher verpflanzt. Die Männer entnervten zu Weibern! Damit der Teint nicht verderbe, waren über alle Straßen Tücher gespannt; damit keiner im Schlafe gestört werde, durfte in der Stadt kein lautes Handwerk verrichtet werden, ja nicht einmal ein Hahn krähen. Ein Rosenblatt im Bette reichte hin, den reichen Smyndirides, indem er darauf lag, im Schlafe zu stören. Derselbe Jüngling nahm 1000 Köche zu seiner Hochzeit mit. Die Sybariten wetteiferten, es in allem Luxus und in allen Wollüsten einander zuvorzuthun. Goldene Kronen wurden dem ausgesetzt, der einen neuen Genuß erfand. Die Feinheit der Webereien stieg hier so hoch, daß ein Frauengewand viele Talente kostete. Alkisthenes ließ sich das kostbarste Kleid verfertigen, das man jemals gesehen hatte. Ganz Italien kam herbei, es zu bewundern und später soll es der ältere Dionysius von Syrakus den Karthagern für die ungeheure Summe von 120 Talenten verkauft haben. Wie Suidas berichtet, schickten die Sybariten den Amyris nach Delphi, um das Orakel über ihre Zukunft zu fragen. Der Gott antwortete, die

Sybariten würden untergehen, wenn Menschen mehr vermöchten als Götter. Bald nach seiner Heimkehr sah er, wie ein Herr seinen Sklaven strafte und nicht losließ, obgleich derselbe zu einem Götteraltare geflüchtet war, ihn aber schonte, sobald er zum Grabe seines (des Herrn) Vaters floh. Da packte Amyris zusammen und verließ sein Vaterland. Jeder hielt ihn für verrückt, bald aber, als Sybaris zerstört wurde, erkannte man, wie klug er gehandelt hatte. Nach einer andern Nachricht bei Aelian unterlag Sybaris „des Sängers Fluch.“ Die Einwohner hatten nämlich einen Zitherspieler erschlagen und der beleidigte Gott der Sänger rächte ihn durch den Untergang der Stadt. Sybaris soll in der glänzendsten Zeit 300,000 Einwohner gehabt haben, aber sie wurde von der geringer bevölkerten Nachbarstadt Kroton aus im Jahr 510 überwältigt. Ein gewisser Zelys warf sich zum Tyrannen auf. Viele Sybariten flohen nun nach Kroton und suchten dort Hülfe. Die Krotoniaten aber zerstörten die ganze Stadt und trieben die Einwohner aus, bis ihre Reste erst im Jahr 441 neben den Trümmern ihrer alten Stadt das neue Thurii erbauten.

Kroton war eben so berühmt durch seine kraftvollen Athleten, wie Sybaris durch seine Weichlinge. Milon von Kroton erreichte fast den Ruhm des Herakles als der stärkste Mann seiner Zeit, bis er einmal einen dicken Baumstamm auseinanderreißen wollte, aber mit den Händen sich einklemmte und von wilden Thieren zerrissen wurde. Kroton war auch ein Sitz der Wissenschaften, denn hier gründete Pythagoras seine Schule und von hier ging der Arzt Dimokedes aus. Einem Pythagoräer, dem Archytas, verdankte auch Tarent seine Blüthe, indem er hier als Stratege die Demokratie kraftvoll und würdig organisirte. Der Name Tarent wurde mythisch von Taras, einem Sohne des Poseidon, abgeleitet, weil die Stadt ausgebreiteten Handel trieb und eine mächtige Flotte unterhielt. — Am weitesten nordwärts lag die Griechenstadt Neapolis, damals noch unbedeutend. Sie hieß auch Parthenopolis nach der Sirene Parthenope, wie man überhaupt den Sitz der Sirenen an

diese Ufer verlegte, die heute noch verführerisch genug sind. In der Nähe lag Heraklum, das später romanisirte berühmte Herkulanum.

Auch in das Dunkel, welches die älteste Vorzeit Sardiniens zudeckt, dringen die ersten Strahlen nur aus dem griechischen Mythus ein. Phorkus, ein Sohn des Poseidon, soll mit dem Atlas, der von Afrika herüberkam, zur See gekämpft haben. Seine Tochter, die schreckliche Medusa, baute sich mitten auf der Insel einen Zauberpalast. Nachher kam Jolas von Athen und gründete hier die erste griechische Colonie, die aber gleich den sicilianischen bald den Angriffen Karthagos ausgesetzt wurde. — Schon im 6. Jahrhundert wollte Malchus, Feldherr der Karthager, die Insel erobern, wurde aber von den tapfern Einwohnern mit großem Verluste zurückgeschlagen. — Nach der Insel Corsika sollen zuerst Phokäer, dann Tyrrhener gekommen seyn, aber die benachbarten Etrusker und die damals schon im Mittelmeere vorherrschenden Phöniker verbanden sich gegen die griechischen Eindringlinge und besiegten ihre Flotte in der Nähe der Insel im Jahr 536, die erste Seeschlacht, deren in der Geschichte Erwähnung geschieht. Die Phokäer verließen nun Corsika und gründeten die berühmte Colonie Massilia (Marseille) auf dem gallischen Festlande. — Malta (Melite) war zuerst von Phönikern, dann von Griechen colonisirt, bis auch hier die Karthager die Oberhand behielten.

2.

Syrakus.

Die Geschichte von Syrakus ist in ihren Anfängen dunkel. Wir erfahren nur, daß die Aristokratie der Gamoroi daselbst durch den Demos vertrieben wurde, aber von den Nachbarorten aus Umtriebe machte, in Folge deren sie durch den Tyrannen Gelon von Gela zurückgeführt und mit dem Demos versöhnt wurde. Dieser Gelon wird als ein überaus weiser Regent geschildert, dem die Syrakusaner im Jahr 485 freiwillig das Königthum übertrugen

und der ihre Stadt vergrößerte, indem er 10,000 Familien aus unterworfenen Nachbarstädten dahin verpflanzte. Sein Plan war, Syrakus allmählig zur Hauptstadt der ganzen großen Insel zu machen. Aber er fand nicht nur Widerstand bei den Eingeborenen und bei den griechischen Städten, welche ihre Unabhängigkeit behaupten wollten, sondern auch bei den Karthagern, die von Afrika aus, um den ganzen Westen des Mittelmeers beherrschen zu können, auch in Sicilien festen Fuß zu fassen suchten.

Es ist nicht mehr zu ermitteln, ob die Karthager, indem sie gerade im Jahr 480 einen gewaltigen Kriegszug gegen Sicilien unternahmen, mit Xerxes einverstanden waren, der um dieselbe Zeit in das alte Hellas eindrang. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie nicht ohne Uebereinstimmung handelten, denn es war schon längst das Interesse der Karthager, wie der Phöniker, sich von der Concurrenz zu befreien, die ihnen die griechischen Seestaaten machten, und Gelon bot damals ausdrücklich den Griechen seine Hülfe an. Er erfocht sodann einen glänzenden Sieg über die von Hamilkar befehligten Karthager bei Himera, indem er seine eigene Reiterei, als ob sie zu den Bundesgenossen der Karthager gehörte, sich mitten unter die Feinde einschleichen und dann über dieselben herfallen ließ. Diesen Sieg in Sicilien erfocht der Großgrieche an demselben Tage, an welchem der Athener bei Salamis siegte.

Nach Gelons Tode im Jahr 477 folgte ihm sein Bruder Hiero, welcher einen Seesieg über die Etrusker erfocht, die Seeherrschaft der Griechen auch gegen Karthago behauptete und an seinem Hofe die größten Geister Griechenlands versammelte, den Aeschylos und Pindar, der ihn besungen hat als den, „der das Scepter der Gerechtigkeit im heerdenreichen Sikelien trägt und die Blumen jeglicher Tugend pflückt.“ Sein Nachfolger, der dritte der Brüder, Thrasybulos, war weder so weise, noch so glücklich, denn er unterdrückte die Bürger und trotzte ihrem Unwillen mit 15,000 fremden Söldnern, wurde aber dennoch aus der Stadt vertrieben, im Jahr 466.

Die reine Demokratie wurde nun wieder hergestellt, was sich die Aristokratie nicht gefallen lassen wollte, während aber aus diesem

Grunde Zwietracht im Innern der Stadt herrschte, ersah Ducetius, der letzte König der Sikuler, die Gelegenheit und hoffte, alle Griechen von der Insel vertreiben zu können, 451. Es glückte ihm, den Feldherrn von Syrakus zu bestechen, so daß sich derselbe schlagen ließ, allein die übrigen Griechen, insbesondere die Bürger von Agrigent, wurden der Sikuler Meister. Nun brach aber ein neuer Hader zwischen diesen kleineren griechischen Städten und Syrakus aus, denn die Bürger der letzten Stadt wollten die Hegemonie über die ganze Insel behaupten. Die Syrakuser belagerten Leontium, welches dringend in Athen um Hülfe bat. Als aber Athen seine Flotte schickte, stand das eifersüchtige Sparta seinerseits wieder den Syrakusanern bei. Wie traurig es den Athenern unter Alkibiades und Nikias auf Sicilien erging, ist oben schon erzählt worden. Des Nikias Untergang erfolgte im Jahr 413.

Nun begannen aber die Karthager neue Angriffe auf Sicilien. Ihr Feldherr Hannibal eroberte die Städte Selinus und Himera, wo er aufs gräßlichste unter den Einwohnern wüthete, begnügte sich indeß, diese Städte zu zerstören, ohne sich darin fest zu setzen. Doch war die Besorgniß, die mächtigen Karthager würden als Eroberer zurückkehren, in Syrakus so groß, daß man hier dem Diokles eine Reform der Staatsverfassung auftrug, um die Einigkeit und alte Macht der Stadt herzustellen. Dies führte aber zu einem Aufruhre der Gegenpartei unter Hermokrates, welcher getödtet wurde und dessen Anhänger aus der Stadt fliehen mußten. Unterdeß kamen die Karthager wirklich zurück und belagerten unter Hannibal Agrigent. Zwar gelang es den Syrakusanern, die karthagische Flotte unter Himilko zu schlagen, Agrigent aber konnte sich nicht halten und die Einwohner verließen die Stadt freiwillig. Ein gewisser Gelias, welcher selbst sehr reich war, wollte dem habgierigen Feinde die im Tempel der Athene seit alter Zeit aufgehäuften Schätze nicht lassen, legte den Tempel in Asche und verbrannte mit. Die Agrigentiner aber, welche nach Syrakus geflohen waren, klagten die demokratischen Heerführer daselbst des Verrathes an, weil sie Agrigent nicht gerettet hatten, und es gelang ihnen, die demokratische Partei zu stürzen

und die aristokratische Partei des Hermokrates wieder empor zu bringen. Des letztern Eidam Dionysius wurde im Jahr 405 zum Feldherrn gewählt, ergriff die Gunst des Augenblicks mit rascher Entschlossenheit, bildete sich eine ansehnliche Schaar von Leibwächtern, bemächtigte sich der Akropolis und erklärte sich keck zum König. Die Syrakusaner empörten sich zwar gegen ihn, stürmten und plünderten seine Wohnung und mißhandelten seine Gattin so entsetzlich, daß sie vor Scham und Jammer Gift nahm, Dionysius aber, welcher eben gegen die Karthager ausgerückt war, kehrte zurück, überwältigte die Empörer und ließ alle Häupter der Demokratie mit Weibern und Kindern tödten. Unterdeß hatte Himilko die Stadt Gela erobert, durch eine Pest aber waren ihm so viele Leute verloren gegangen, daß er die Insel verließ, 404.

Nunmehr war Dionysios unablässig bemüht, die Hauptstadt besser als bisher zu befestigen und seine Herrschaft über die Nachbarstädte auszubreiten. Von neuem aber erhob sich Aufruhr gegen ihn und er wurde in der Akropolis belagert und eine zeitlang wirklich hart bedrängt, bis es ihm gelang, das Volk durch die Erklärung, er wolle abdanken und die Stadt verlassen, zu täuschen und durch einen kühnen Ausfall mit seinen Söldnern zu überraschen und zu schlagen. Er blieb Herr der Hauptstadt, unterwarf auch die meisten übrigen Städte in der Runde und fühlte sich stark genug, um den Karthagern von neuem den Krieg zu erklären. Die Karthager hatten sich damals nur der Stadt Motya bemächtigt, die auf einer Insel nahe bei Sicilien lag und auf der sie die Vorräthe für ihre Flotte bargen. Als nun Dionysius diesen Schlupfwinkel ihnen zu entreißen unternahm, kam Himilko mit einer großen Flotte, ihn zu schützen, schlug die Flotte der Syrakusaner, eroberte Messana und rückte vor Syrakus selbst, 396. Hier wollte das Volk lieber den Tyrannen stürzen, als gegen den Feind kämpfen, allein Pharakidas, der an der Spitze einer spartanischen Flotte den sikelischen Griechen zu Hülfe gekommen war, brachte dem Volke wieder Vernunft bei, so daß es dem Dionysius Gehorsam gelobte und sich tapfer gegen die Karthager vertheidigte. Diese aber, vor den Mauern in der glühend-

sten Sommerhitze und zum Theil auf Sumpfboden gelagert, wurden wieder von der Pest heimgesucht und verloren 150,000 Mann. Wenn diese Nachricht nicht übertrieben ist, so müssen sie mit großer Macht ausgerüstet gewesen seyn und damals eine rasche Eroberung der ganzen großen Insel Sicilien bezweckt haben. Durch die Pest aber wurden sie so geschwächt, daß Dionysius bei einem Ausfall aus der Stadt ihr Lager und ihre Schiffe in Brand stecken konnte. Er würde den Himilko mit dem Rest seiner Truppen gefangen genommen haben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ihn gegen ein schweres Lösegeld heimlich fortzulassen. Auch durfte derselbe den Mago mit verschiedenen karthagischen Besatzungen in den bereits von ihm eroberten Städten zurücklassen. Es lag im Interesse des Königs Dionysius, die Karthager nicht ganz aus Sicilien zu vertreiben, denn nur so lange er das Volk mit den Karthagern schrecken konnte, fand er selbst Gehorsam, im Jahr 392.

Er war ein Tyrann ganz in dem schlimmen Sinne, den das Wort bei uns erhalten hat. Er gefiel sich nämlich in Grausamkeiten und Treulosigkeiten, weshalb er von andern immer dasselbe Böse fürchtete, was er selbst ausübte. Er war daher über alle Maaßen argwöhnisch, schlief nur in einem festungsartig verschanzten Bette, ließ sich nie von einem Barbier, sondern nur von seinen eigenen Töchtern rasiren und auch nie mit einem Messer, sondern nur mittelst glühend gemachter Nußschalen. In Syrakus hatte er eine Höhlung so bauen lassen, daß er, wenn er oben lauschte, das leiseste Wort hören konnte, was unten gesprochen wurde. Das diente ihm zur Erforschung von Geheimnissen und die Höhle heißt bis auf den heutigen Tag das Ohr des Dionysius. Niemand, auch sein vertrautester Freund nicht, war seines Lebens bei ihm sicher, weil er selbst das seinige nicht für sicher hielt. Einer seiner Günstlinge, Damokles, rühmte einst des Tyrannen Glück, da wollte ihn Dionysius dieses Glück ganz kennen lernen lassen und befahl ihn als König zu bedienen. Als Damokles aber nach einem herrlichen Mahl im königlichen Bett eingeschlafen war und wieder erwachte, sah er dicht über sich einen Degen, die Spitze gegen sich gekehrt, an einem ein-

zigen Haare hängen und floh erschrocken aus dem Bette. Das ist meine Glückseligkeit, sagte der Tyrann, sie hängt an einem Haare.

Auf eine charakteristische Weise tritt bei Dionysius schon in so früher Zeit, lange vor dem heiligen Kriege in Altgriechenland, die Verachtung der Götter hervor. Der Tyrann von Syrakus wagte schon damals, die Tempel auszuplündern, den goldenen Mantel von der Bildsäule des Zeus, weil er im Sommer dem Gott zu warm sey, und den goldenen Bart von der des Asklepios, weil dem Sohne eines bartlosen Vaters (des Apollo) ein Bart nicht zieme, unter Hohn und Spott abzureißen.

Im Jahr 390 unternahm Dionysius einen Feldzug nach Calabrien hinüber, in der Hoffnung, durch Unterwerfung der griechischen Colonien daselbst sein sicilisches Reich zu erweitern. Man bemerkte, daß er in diesem ungerechten Kriege sich sehr grausam benahm. Sein Bruder Leptines, der den Feind mild behandelte, fiel deshalb in Ungnade. Die Stadt Rhegium (jetzt Reggio) wehrte sich verzweifelnd, bis der äußerste Hunger die griechischen Bürger zum Capituliren zwang. Da ließ der Tyrann alle Bürger als Sklaven verkaufen, den tapfern Befehlshaber der Stadt aber, Philo, aufs grausamste hinrichten, 387.

Nicht lange darauf wollte Dionysius Altgriechenland selbst mit Krieg überziehen. Er hatte nämlich die Eitelkeit, ein schöner Geist seyn zu wollen, und machte erbärmliche Verse. Philoxenos, ein guter Versemacher, tadelte ihn und mußte dafür zur Strafe in den Steingruben arbeiten. Als ihn der Tyrann nachher wieder frei ließ, ihm aber noch einmal seine Verse vorlas in der Meinung, jetzt müßten sie doch gelobt werden, rief Philoxenos aus: Bringt mich nur gleich wieder in die Steingruben! Der Tyrann entblödete sich nicht, zwei Sänger abzuschicken, die bei den olympischen Spielen seine Verse vortragen und um den ersten Preis der Dichtkunst werben mußten. Sie wurden nur mit lautem Lachen angehört und fortgejagt. Da fiel Dionysius in die tiefste Betrübniß, die in Wuth überging, so daß er mehrere seiner nächsten Freunde umbrachte und ein Bündniß mit den Illyriern schloß, um sich an den Griechen zu

rächen. Sein Plan aber, den reichen Tempel in Delphi zu plündern, wozu er schon eine Flotte bereit hatte, wurde vereitelt, weil die Illyrier wieder von ihm abfielen. Weil er sich aber nicht umsonst bemüht haben wollte, fuhr er unter dem Vorwande, die Seeräuber züchtigen zu wollen, nach der etruskischen Küste hinüber und plünderte dort den durch seinen Reichthum berühmten Tempel von Agylla, 384. Im folgenden Jahre wurde er von neuem durch die Karthager unter Mago angegriffen, erfocht aber einen glänzenden Sieg bei Kabala. Mago fiel in der Schlacht. Dessen gleichnamiger Sohn kehrte mit Verstärkungen zurück und rächte den Vater. Dionysius wurde geschlagen, sein Bruder Leptines kam um. Doch wurde ein Frieden vermittelt und Selinus den Karthagern abgetreten.

In der folgenden Friedenszeit gelang es dem Tyrannen, in Athen ein Trauerspiel auf die Bühne zu bringen und einen Preis dafür zu erhalten. Ob die Verse desselben besser gewesen sind, als es seine frühern waren, oder ob er nur durch Bestechung siegte, steht dahin. Dieser Erfolg machte ihn unendlich glücklich. Er brachte den Göttern die größten Opfer dar und reihete Fest an Fest, bis er der Schwelgerei erlag. Man glaubte, die Aerzte hätten ihn durch einen allzu starken Schlaftrunk getödtet, im Jahr 368.

3.

Dion und Timoleon.

Dionysius hatte an einem Tage zwei Frauen zugleich geheirathet, die Doris und Aristomache, und hatte auch von beiden Kinder. Die Aristomache besaß einen sehr befähigten Bruder, den Dion, welcher ein Schüler und Liebling des großen Philosophen Platon geworden war, denn Dionysius hatte diesen Weisen von Athen her zu sich berufen, was mit der Ehre zusammenhing, die man den Versen des Tyrannen in Athen erwiesen hatte. Als nun

Dionysius starb, hätte ein Sohn der Aristomache unter der Leitung des Dion sein Nachfolger zu werden verdient, dieser letztere besaß aber nicht Einfluß genug, um eine solche Entscheidung durchzusetzen, sein vertrauter Umgang mit Platon hatte den Tyrannen geärgert. Platon wurde heimgeschickt und unterwegs auf Befehl des Tyrannen auf der Insel Aegina als Sklave verkauft. Dion selbst war eine zu edle Natur, als daß sich die Höflinge in Syrakus nicht vor ihm gescheut hätten. Unter diesen Umständen wurde ein Sohn der Doris, der jüngere Dionysius zum König ernannt und Dion beseitigt.

Dieser jüngere Dionysius hatte indeß soviel vom Ruhme des Platon gehört, daß er ihn kennen lernen wollte und nach Syrakus zurück berief. Auch hing er sich bald mit einer schwärmerischen Liebe an ihn, wurde aber eifersüchtig auf den Dion, welchem der Philosoph die größte Achtung bewies. Die Höflingspartei, geleitet von einem gewissen Philistos, verleumdete nun den Dion, um zuerst diesen zu stürzen, als sey er heimlich mit den Karthagern einverstanden. Der junge Tyrann verbannte denselben und nun mochte auch Platon nicht länger bleiben und kehrte nach Athen zurück, wo auch Dion verweilte. Somit hatte die Höflingspartei in Syrakus triumphirt, aber der junge Tyrann sehnte sich nach dem Philosophen, der ihn wie bezaubert zu haben schien, und ertrug es nicht, daß derselbe sich wieder ganz allein dem Dion widmete, lud ihn daher zur Rückkehr ein. Platon kam wirklich, aber nur in der Absicht, auch seinem Freunde Dion die Rückkehr zu erbitten. Das aber war es nicht, was der Tyrann ihm gewähren wollte. Sobald er davon anfing, hatte die neue Freundschaft schon wieder ein Ende und der heitere Aristipp, welcher damals gleichfalls als Hofphilosoph in Syrakus gefüttert wurde, sagte dem Platon lachend einen üblen Ausgang vorher. Weit entfernt, den Dion auf Platons Bitte zurück zu rufen, zog Dionysius jetzt erst dessen sämmtliche Güter ein und ließ den Platon in der Burg verhaften. Archytas aber, Tyrann der mächtigen Seestadt Tarent, reklamirte den gefangenen Philosophen, welcher sein Freund war, und Dionysius wagte nicht, ihm seine Auslieferung zu verweigern. Nun werdet ihr wohl recht auf mich

schelten, wenn du wieder in deiner Akademie bist, sagte Dionysius zum Abschied. Platon aber erwiederte: Es wäre schlimm, wenn wir in der Akademie von nichts anderm zu reden wüßten, als von dir.

Aus bösem Zorn gegen Dion zwang Dionysius jetzt dessen zurückgelassene Gattin, die tugendhafte und liebenswürdige Arete, einen seiner Günstlinge, den ihr verhaßten Timokrates, zu heirathen. Da ließ sich Dion nicht länger halten, den gottlosen Tyrannen zu bestrafen und sein Vaterland von ihm zu befreien. Nachdem er auf der Insel Zakynthos seine Freunde und alle aus Sicilien Verbannten und Unzufriedenen gesammelt hatte, zog er im Jahr 356 mit 20,000 Mann wider Syrakus aus und besiegte den Tyrannen, da dem letzteren, obgleich er die Uebermacht hatte, Truppen und Volk nicht genug anhingen. Dionysius wich mit List der Gefahr aus, verbannte sich einstweilen freiwillig nach Italien, ließ aber die Burg unter der Hut seines Sohnes zurück, erweckte dem Dion einen Nebenbuhler in dem Söldnerführer Heraklides und verleumdete ihn, als strebe derselbe, obgleich er dem Volke Freiheit verkünde, doch selbst nach der Tyrannis. Durch solche Mittel bewirkte man in der That des edlen Mannes Entfernung. Als nun aber Nypsius, ein Anhänger des Dionysius, sich der Burg in Syrakus mit List bemächtigte und von hier aus mit seinen Söldnern ein fürchterliches Blutbad in der Stadt anrichtete, riefen die reuigen Bürger den Dion zurück, der nun erst die Burg eroberte. In derselben war auch Arete eingeschlossen gewesen, deren zweiter Gatte eiligst die Flucht ergriff. Sie schämte sich, vor Dion hinzutreten, seine Schwester Aristomache aber führte sie ihm zu und er umarmte die Unschuldige mit Freuden.

Nunmehr bemühte sich Dion, sein Volk durch eine gründliche Verfassungsreform glücklich zu machen, als ob es möglich wäre, ein schon an Ueppigkeit und Tyrannei gewöhntes Volk zu bessern. Es war ihm geglückt, den widrigen Demagogen Sosis zu beseitigen, er ließ nun auch den heimtückischen Heraklides umbringen, um endlich freie Hand zu haben. Daß sich der Demos nicht in athenischer Art selbst regieren könne, ohne zu verderben, sah er ein, er gab also

Syrakus eine mehr aristokratische Verfassung. Das scheint man ihm aber in Athen selbst am übelsten genommen zu haben, denn ein Athener, Kallippos, zettelte eine Verschwörung gegen ihn an, ermordete ihn meuchlings, als er kaum sein großes Reformwerk begonnen hatte und ließ seine Gattin und Schwester ersäufen, im Jahr 353. Er selbst aber wurde umgebracht und zwar mit demselben Schwert, welches dem Dion den Tod gegeben hatte.

In der allgemeinen Verwirrung, die nun in Syrakus entstand, kehrte Dionysius zurück und stritt mit Iketas, dem Tyrannen von Leontium, um den Besitz der Stadt, als plötzlich auch die Karthager wieder erschienen, die Händel in Sicilien benutzend, um die Insel zu erobern. Da mischte sich Korinth ein und sandte eine Flotte unter Timoleon, um Sicilien gegen die Karthager zu beschützen, 343. Dieser geniale Feldherr besiegte die Karthager und den Iketas, der sich an sie angeschlossen hatte, bei Adranum, worauf auch Dionysius sich ihm ergab. Timoleon duldete aber die Anwesenheit des Tyrannen in Syrakus nicht länger, sondern schickte ihn nach Korinth, wo er hinfort als Privatmann lebte und sich durch seinen Umgang mit Schauspielerinnen und Sängerinnen vollends verächtlich machte. Er soll auch eine Zeitlang Knaben in einer Schule unterrichtet haben, um sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Timoleon nahm das Reformwerk des Dion wieder auf und handelte rasch und energisch. In Syrakus wurde nicht nur die Akropolis, als eine Zwingburg der Tyrannei, bis auf den Grund geschleift, sondern man wühlte auch sogar die Gräber der früheren Tyrannen aus. Dasselbe geschah in andern sicilischen Städten, denn Timoleon unterwarf den Iketas und die Tyrannen noch mehrerer Städte, die er theils hinrichten ließ, theils nach Korinth in die Verbannung schickte, während er von dorther und aus allen Theilen Griechenlands Verbannte und Colonisten sammelte, um das verödete Syrakus wieder zu bevölkern. Die Karthager schickten im Jahr 340 noch einmal ein großes Heer nach Sicilien, aber auch diesmal unterlagen sie dem Genie des Timoleon und einem schrecklichen Hagelwetter in einer großen Schlacht am Fluß Kremissos und wichen wieder zurück.

Timoleon aber regierte mit Weisheit und Glück in vollem Frieden, bis er erblindete und deshalb in den Ruhestand überging, aber die Syrakusaner folgten auch jetzt noch in allen Dingen seinem Rath und versetzten ihn, als er im J. 325 starb, unter die Götter.

Zu derselben Zeit aber wurde das süditalische Festland durch Bürgerkriege zerrüttet, an denen Syrakus keinen Theil nahm, obgleich alle Griechen gemeinsam hätten zusammenstehen sollen. Das einheimische Volk der Samniter und Lucaner hatte sich nämlich aufgelehnt gegen die griechischen Colonien und die kleinern derselben erobert. In Campanien verschmolzen die einheimischen Barbaren mit den Griechen und Capua wurde der Hauptsitz dieser gemischten Bildung. Wenn die Griechen den Barbaren ihren Geist, die Barbaren aber den Griechen ihre naturwüchsige Kraft und Sitte mitgetheilt hätten, und wenn sie einig zu handeln verstanden hätten, so würde sich in Unteritalien und Sicilien ein herrliches Reich haben bilden können, welchem Rom schwerlich gewachsen gewesen wäre. Statt dessen versank Campanien in die griechische Ueppigkeit und Verweichlichung, wechselten die tapfern Samniter im Kampf wider Römer und Griechen ab und suchte das lucanische Landvolk die griechischen Städter zu unterjochen, das mächtige Sicilien aber kehrte ihnen den Rücken zu.

Die griechischen Städte, zumal Tarent, suchten Hülfe gegen die Lucaner in Altgriechenland. Archidamos, König von Sparta, kam herüber, erlitt aber eine Niederlage im Jahre 338 am nämlichen Tage, an welchem der Makedonier Philipp den großen Sieg bei Chäronea erfocht. Nun suchte Tarent Hülfe in dem nahen Epirus und Alexander, Bruder der Olympias, Oheim des großen Alexander, kam mit einem Heere, besiegte die Lucaner, die kleineren Stämme der Daunier und Messapier, die Samniter selbst und war im Begriff, mit den Römern im Bunde das Heldenvolk der Samniter auszurotten, als Tarent plötzlich vor dem Sieger selbst Angst bekam, von demselben unterjocht zu werden fürchtete und sich gegen ihn rüstete. Alexander, nach und nach von seinen Söldnern verlassen, konnte nichts mehr ausrichten und wurde ermordet, 422.

4.

Agathokles.

Im nächsten Jahrzehnt nach dem Tode des Timoleon gelangte Sosistratos zur höchsten Würde in der syrakusanischen Republik, fand jedoch bald einen gefährlichen Nebenbuhler an dem jungen Agathokles.

Das war einer der merkwürdigsten Emporkömmlinge des Alterthums, der Sohn eines Verbannten aus Rhegium. Aus Armuth mußte er in seiner Jugend das Töpferhandwerk lernen, zog aber durch seine Schönheit die Augen des syrakusanischen Feldherrn Damas auf sich, wurde dessen Ganymed, diente unter ihm im Kriege, beerbte ihn nachher und heirathete dessen Wittwe. Dadurch reich geworden, schmeichelte er dem Pöbel und genoß wegen seiner Stärke und Schönheit und wegen seines Kriegsglückes großes Ansehen, erregte aber des Sosistratos Neid und wurde verbannt. Von Kroton aus jedoch, in dessen Dienst er sich wieder als Feldherr auszeichnete, überfiel er den Sosistratos, vertrieb ihn und warf sich plötzlich, von der Volksgunst getragen, zum Tyrannen auf, indem er die 600 herrschenden Familien in Syrakus mit ihrem Anhang theils ausrottete, theils vertrieb, im Jahr 317. Um das gemeine Volk zu gewinnen, hob er alle Schulden auf und vertheilte das ganze Gebiet von Syrakus zu gleichen Portionen an die Armen, er selbst aber nahm den Titel König an.

Die dem Blutbad entronnenen Aristokraten waren nach Karthago geflüchtet und diesem Staate schienen die Wirren in Sicilien wieder günstig, um einen neuen Eroberungsversuch zu machen. Hamilkar erschien mit einem großen karthagischen Heere, schlug den Agathokles bei Himera und trieb ihn nach der Hauptstadt zurück. Agathokles war aber so überlegenen Verstandes, daß er aus dem Unglück selbst Vortheil zog. Um der Aristokraten vollends los zu werden, erlaubte er jedem, der die Belagerung der Hauptstadt fürchtete,

sich aus derselben zu entfernen. Von dieser Erlaubniß machten 1600 Personen Gebrauch, gerade die reichern und vornehmern, aber der Tyrann ließ sie unterwegs umbringen und zog alle ihre Güter und Häuser ein. Sodann ließ er seinen Bruder Antandros zurück, um das feste Syrakus gegen Hamilkar zu vertheidigen, er selbst aber ging mit der Flotte geradewegs nach Afrika, landete am karthagischen Ufer und war so tollkühn, seine Flotte zu verbrennen, damit seinem Heere jeder Rückzugsweg abgeschnitten blieb und sie zur äußersten Tapferkeit gezwungen wären, im J. 310. Es gelang ihm daher auch, eine karthagische Stadt nach der andern zu unterwerfen, mit den unzufriedenen Unterthanen daselbst Verbindungen anzuknüpfen und vor die Hauptstadt Karthago selbst zu rücken. Die Ueberraschung dort war groß, der Schrecken allgemein. In dem Augenblick, in welchem man den Fall von Syrakus und die Eroberung Siciliens zu erfahren glaubte, erschien eine feindliche Armee in Afrika selbst und stand schon vor den Thoren. Ein Heer zog aus, den Feind zurückzutreiben, erlitt aber eine Niederlage. Nun wurde eiligst Hamilkar aus Sicilien zurückgerufen. Allein auch er unterlag in einer neuen Schlacht und gerieth selber in Gefangenschaft, 309.

Von nun an trachtete Agathokles, in Afrika zu bleiben und sich der Herrschaft in diesem Welttheil zu bemeistern. Bevor er aber das sehr feste Karthago angreifen konnte, bedurfte er großer Verstärkungen und diese bot ihm Ophellas, der damalige Beherrscher von Kyrene. Agathokles schickte eine Gesandtschaft an ihn, und bot ihm arglistig den Besitz von Karthago und ganz Afrika an, wenn er ihm ein Heer zu Hülfe schicken wolle. Ophellas war ein großer Knabenliebhaber, weshalb Agathokles nicht anstand, ihm seinen eigenen bildschönen Sohn mitzuschicken, um ihn zu verführen. Ophellas kam nun wirklich mit 20,000 Mann nach einem mühsamen Marsch durch Wüsten bei dem Sicilianer an, dieser aber ließ ihn alsbald durch Meuchelmord umbringen und gewann sein Heer, um das allein es ihm zu thun war, bei ihm zu bleiben. Hierauf nannte er sich König von Afrika und begann, die große Stadt Karthago mit aller Macht zu belagern, im Jahr 307.

Seine längere Abwesenheit von Sicilien machte aber den Städten daselbst, besonders Agrigent, wieder Muth, sich dem Joch der Hauptstadt zu entziehen und Xenodochus an der Spitze der Rebellen bedrängte Syrakus dergestalt, daß Agathokles, indem er das afrikanische Heer unter dem Befehl seines Sohnes Archagathos zurückließ, schnell nach Sicilien hinübersegelte, wo er auch bald seine Herrschaft wiederherstellte. Als er nun aber wieder nach Afrika ging, fand er dort sein Heer schwürig, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er sah sich dadurch zu einem übereilten Angriff auf die Karthager gezwungen, wurde geschlagen und — ließ das besiegte Heer und seine eigenen Söhne im Stich, um schnell wieder nach Sicilien zu entweichen. Die wüthende Soldateska ermordete seine Söhne und trat in den Dienst der Karthager. So kläglich endete sein großes Unternehmen, im Jahr 306.

Nach Sicilien zurückgekehrt, rächte er sich am Schicksal nach der Eroberung von Egesta durch die grausame Niedermetzelung aller Einwohner mit Weibern und Kindern. Auch den Dinokrates, der sich an die Spitze seiner zahlreichen Gegner gestellt hatte, besiegte er in der Schlacht und ließ alle Gefangenen ermorden. Seitdem begünstigte ihn wieder das Glück und er unterwarf die ganze große Insel Sicilien mit einziger Ausnahme desjenigen Theiles, an welchem die Karthager noch feste Plätze hatten. Hierauf gedachte er seine Herrschaft auch noch auf dem Festlande auszudehnen, nahm das Gebiet der Bruttier ein und eroberte auch die kleinen liparischen Inseln. Allein er sollte seine Erwerbungen nicht lange mehr fortsetzen, denn ein gewisser Mäno, den er seinen zügellosen Lüsten zu dienen gezwungen hatte, vergiftete ihn mittelst eines Zahnstochers, der das Fleisch in seinem Munde und endlich am ganzen Leibe faulen machte, im Jahr 289.

Bei außerordentlicher Schnellkraft des Geistes, unerschütterlichem Muth und genialer Combination behielt er die Sitte des Emporkömmlings aus dem gemeinen Volke bei und wälzte sich in der schmutzigsten Wollust. Nichts machte ihm größeres Vergnügen, als bei der Tafel

vornehmen Gästen die irdenen Töpfe zu zeigen, die er ehemals selbst verfertigt hatte, und sie mit den Massen Goldes zu vergleichen, die ihn jetzt umgaben. — Die Ausartung genialer Männer, der wir unter den Hellenen so oft begegnen, wird durch den unsittlichen Grundzug in der Nationalität erklärt und durch das Benehmen des Volkes im Ganzen vielfach entschuldigt. Kein Grieche konnte sich auf den andern verlassen. Wie redlich es Dion meinte und welche großartigen Pläne der kühne Agathokles verfolgte, sie fanden bei ihren eigenen Landsleuten nur Neid und Hindernisse. Die Großgriechen, alle einander feind, nie in Masse gegen Karthago oder Rom vereinigt, mußten zuletzt dem einen oder andern dieser mächtigen Nachbarn unterliegen und dasselbe Schicksal erfahren, wie die Athener und Spartaner im alten Hellas. Wären alle Griechen im 5. und 4. Jahrhundert vor Christo zusammengestanden, die ganze bewohnte Erde hätte ihnen unterworfen werden müssen. Weil sie aber immer unter einander selbst haderten, unterlagen sie den Barbaren.

Ueppigkeit und Sittenverderbniß rissen in Großgriechenland sogar noch früher ein, als im alten Hellas. Aller Geist concentrirte sich in Kunstwollüstelei und aristippischer Philosophie. Der Cultus der kalligypischen Aphrodite bildete sich zuerst in Syrakus aus. Das Wenige, was uns die alten Schriftsteller vom innern Leben der großgriechischen Hauptstadt berichten, läßt doch keinen Zweifel übrig, daß es dort ungefähr so bestellt war, wie in dem reichen Korinth und in dem gebildeten Athen. Die Demokratie scheint sich in Syrakus nie so entschieden entwickelt und so lange behauptet zu haben, wie in Athen, sondern wich immer sehr bald wieder der Tyrannei. Die Umtriebe gegen den edlen Dion beweisen aber hinlänglich, welchen „süßen Pöbel" Syrakus damals beherbergt haben muß.

5.

Pyrrhus.

Nach dem Tode des Agathokles gerieth Sicilien in entsetzliche Verwirrung. Sein Mörder Mäno wurde von Hiketas vertrieben, suchte Hülfe in Karthago und kam mit einem karthagischen Heere zurück, wurde aber von Hiketas besiegt. Dieser mußte nachher Agrigent bekämpfen und während seiner Abwesenheit stritten sich Sosistratos und Tönon in Syrakus um die Herrschaft. Die Mamertiner aber (von Mars, Mamers, dem Kriegsgott so genannt), ehemalige Söldner des Agathokles, setzten sich in Messana fest, erschlugen dort alle Männer und behielten die Weiber und Töchter. Das nämliche thaten die römischen Soldaten in Rhegium, nachdem diese Stadt sich unvorsichtig aus Rom Hülfe gegen die Karthager erbeten hatte.

Nun war aber Pyrrhus, der König von Epirus, dessen Thaten im alten Griechenland oben schon erzählt sind, mit der Laneia, einer Tochter des Agathokles, vermählt und suchte gerade damals einen neuen Schauplatz seiner Thaten, da ihm der in Griechenland nicht günstig war. Er konnte nicht ruhen und in ihm lebte ein mächtiger Ehrgeiz, denn er rühmte sich, vom göttlichen Achilleus selber abzustammen. Als er noch ein kleines Kind war, verfolgte ihn Kassander, der Epirus seinem makedonischen Reiche einverleiben wollte. Treue Diener retteten das Kind und brachten es zum illyrischen König Glaukias, der sich erst seiner nicht annehmen wollte, bis der kleine Pyrrhus zu ihm hinkroch, ihn beim Kleide faßte und sich stolz an demselben aufrichtete. Das freute den Illyrier und er pflegte und erzog den Knaben, bis sich Demetrius seiner annahm, in dessen Dienst er sich selbst zum großen Feldherrn ausbildete. Er heirathete außer der Tochter des Agathokles von Syrakus und der Tochter des Ptolemäers noch, um Epirus vom Norden her zu sichern, eine illyrische und eine päonische Prinzessin, denn damals war es jedem vornehmen Griechen erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als er

wollte. Nachdem ihm aber, wie früher schon erzählt ist, sein Plan, Herr in Makedonien zu werden, mißlungen war, ließ er sich, um nun wieder neuen Thaten und neuem Ruhm nachzugehen, von den Tarentinern gern überreden, ihnen gegen die Römer zu helfen, welche damals ihre Herrschaft in Unteritalien auf Kosten der Griechen auszubreiten anfingen. Die griechische Colonie Tarent hatte schon früher theils aus Epirus, theils aus Sparta Hülfe geschöpft, um ihre italischen Nachbarn, die Samniter, gegen Rom zu schützen, allein die Römer drangen, wenn auch langsam, doch unwiderstehlich weiter vor.

Tarent unterschied sich in seinen Sitten durchaus nicht von den übrigen griechischen Seestädten. Es hatte sich allein zu großem Reichthum und zu einer Seemacht erhoben, wurde aber von den andern griechischen Colonien in Unteritalien beneidet und vermochte sie nicht unter einen Hut zu bringen. Das Volk in der Stadt aber war üppig geworden und brachte seine Zeit lieber im Theater, als im Feldlager zu. Man war mit Rom im Frieden, duldete aber, daß die Römer sich nach und nach der griechischen Städte Lokri, Kroton und Thurii bemächtigten und in Sena (jetzt Sinigaglia) eine neue Colonie anlegten. Erst als die Römer nach ihrer Gewohnheit das Recht der Schwächern mißachtend und die, welche sie verderben wollten, übermüthig herausfordernd, gegen den Friedensvertrag mit einer Flotte im Hafen von Tarent ankerten, wurden die Tarentiner plötzlich toll, wie von der Tarantel (der berüchtigten giftigen Spinne, welche dort zu Hause ist) gestochen. Das Volk war gerade im großen Theater nahe am Hafen und Philocharis, ein Demagoge, reizte es zur Wuth auf. Alles stürzte aus dem Theater dem Hafen zu, überwältigte die römischen Schiffe und ermordete die Mannschaft, im Jahr 281. Auch von Thurii wurden die Römer vertrieben. Hierauf erschien eine römische Gesandtschaft, deren Sprecher Posthumius war, in Tarent, um Genugthuung zu fordern oder den Krieg zu erklären. Das Volk war schon wieder im Theater versammelt und hier erfrechte sich der Schauspieler Philonides, nachdem die römischen Gesandten wegen ihrer purpurverbrämten Togen und fremder Aussprache schon vom Volke verhöhnt worden waren, dem ehrwürdigen

Posthumius das Gewand vollzuspeien. Ein ungeheures Gelächter brach aus, der römische Gesandte aber hob sein Kleid empor und rief: „Lacht, weil ihr noch lachen könnt, denn nachher werdet ihr lange weinen müssen. Dieses Kleid wird in vielem Blute wieder rein gewaschen werden.“

Tarent rief sofort den berühmten Pyrrhus zu Hülfe, ohne auf Meton zu achten, der im Theater sich viel Mühe gab, vor diesem Könige zu warnen. Der eure Freiheit, rief er, schützen soll, wird sie euch rauben. Aber die Furcht vor Rom überwog, Pyrrhus wurde gerufen und seine Ankunft erschien immer dringender, als ein Heer der Tarentiner von dem römischen Consul Aemilius geschlagen war. Man überredete den Pyrrhus, er als Enkel des Achilleus, solle gleichsam den trojanischen Krieg erneuern, sofern die Römer angebliche Nachkommen des troischen Anchises seyen.

Pyrrhus schiffte im Jahr 280 nach Tarent hinüber, aber ein Sturm zerstreute und zerstörte zum Theil seine Flotte und er selbst kam nur mit Noth ans Ufer. In Tarent selbst wurde er zwar gut aufgenommen, niemand aber wollte sich seiner Disciplin unterwerfen. Die Griechen glaubten, er werde alles allein thun und sie brauchten sich gegen Rom nicht mehr anzustrengen. Als er ihnen aber ihre Vergnügungssucht zum Vorwurf machte, ihre Theater, Bäder und Promenaden schloß und die jungen Leute zu den Waffen trieb, schrie alles wehe über ihn. Auf der andern Seite erblickte er zum erstenmal das reinliche, feste und regelrechte Lager der Römer und wurde von Bewunderung für sie erfüllt. Mehrmals hat er nachher seinen Kummer darüber ausgedrückt, daß er für die elenden Griechen gegen ein so achtungswürdiges Volk kämpfen müßte, welches er sich lieber befreunden möchte. Indeß verließ er sich auf die bewährte Tapferkeit seiner Epiroten, auf sein eigenes Kriegsgeschick und auf die Elephanten, die er zum erstenmal nach Italien brachte und vor denen die Römer erschracken. Es gelang ihm in der That, in der ersten Schlacht bei Heraklea die Römer unter dem Consul Lävinus zu überwinden. Nun faßten auch die Samniter Muth und schloßen sich an Pyrrhus an, so wie auch andere italische Völkerschaften, welche

gern das Joch der Römer abwarfen. Schon war Pyrrhus im Begriff, unmittelbar nach Rom selbst vorzurücken, als ihn eine besonnene Ueberlegung zurückhielt. Durch den Sturm auf dem Meere und durch die Schlacht nämlich war der epirotische Kern seines Heeres sehr geschwächt worden und auf die schnell zugelaufenen Bundesgenossen konnte er sich nicht verlassen, da die Römer ungebeugten Muthes ihm ein neues, treffliches Heer entgegen führten. Er versuchte es mit List und schickte seinen Vertrauten, den einsichtsvollen und beredten Kineas nach Rom, um die Senatoren einzeln zu gewinnen. Der blinde Appius Claudius aber durchkreuzte seinen Plan mit einer feurigen Rede im Senate, in welcher er jeden Friedensantrag zurückzuweisen rieth, so lange der Feind auf italischem Boden stehe. Diese Meinung behielt die Oberhand. Rom beharrte beim Kriegszustande, schickte aber eine Gesandtschaft, an deren Spitze Fabricius stand, ins Lager des Pyrrhus, um die römischen Gefangenen von ihm loszukaufen. Die Geschichtschreiber melden, wie damals der König und der römische Botschafter an Großherzigkeit gewetteifert hätten. Pyrrhus bot dem letzteren Gold an, jedoch Fabricius verschmähte es. Er suchte ihn zu erschrecken, indem er einen großen Elephanten plötzlich von hinten den Rüssel über ihn ausstrecken ließ, aber Fabricius erschrack nicht. Da entließ der König, des Römers Tugend bewundernd, alle Gefangenen ohne Lösegeld.

Karthago, welches die Einmischung des gefährlichen Kriegshelden Pyrrhus im griechischen Unteritalien ungern sah, bot Rom seine Hülfe an, die Römer aber antworteten stolz, sie führten keine Kriege außer mit eigner Macht. Als Kineas zum König zurückkehrte, sagte er vom römischen Senat, derselbe gliche einer Versammlung von Königen.

Der Krieg wurde fortgesetzt und Pyrrhus siegte noch einmal über die Römer bei Asculum, im Jahr 279. Allein seine Siege erschöpften ihn. Er glaubte nicht auf die Dauer den zähen Widerstand der Römer brechen zu können, und weil gerade damals nach dem Tode seines Schwiegervaters Agathokles in dem schrecklich ver-

wirrten Sicilien seine Hülfe angerufen wurde, hoffte er dort neue Lorbeern zu erringen und zog sich nicht ungern aus der Nähe der Römer zurück. Wahrscheinlich hat er gehofft, wenn er sich erst in Sicilien würde festgesetzt haben, von dort neue Kräfte zu schöpfen, um den Krieg mit Rom wieder zu beginnen.

Er landete im Jahr 278 auf Sicilien, unterwarf sich die meisten Städte daselbst mit leichter Mühe, vermochte aber die Karthager nicht aus Lilybäum zu vertreiben. Er faßte nun den kecken Entschluß, mit seiner Flotte nach Afrika hinüber zu segeln, wie vor ihm Agathokles gethan hatte, um die Karthager von Sicilien abzuziehen, allein er konnte diesen Vorsatz nicht ausführen, denn auf Sicilien selbst bildete sich unter den wetterwendischen Griechen eine große Partei, die sich lieber den Karthagern hingab, als sich von einem epirotischen Könige wollte regieren lassen. Der König sah sich also, wenn er nach Afrika ging, im Rücken gefährdet. Unterdeß waren auch die Römer wieder in Unteritalien vorgedrungen und Tarent flehte den König abermals dringend um Hülfe an. Das diente ihm nun wieder zum erwünschten Vorwande, um das treulose Sicilien verlassen zu können. Allein eine karthagische Flotte lauerte ihm auf und zerstörte ihm unterwegs 70 Schiffe und als er bei Rhegium landete, fiel er in einen Hinterhalt der Mamertiner und konnte sich nur mit großem Verluste durchschlagen. Hier sah man ihn nach der Erzählung des Plutarch, wie er am Kopfe verwundet, über und über mit Blut bespritzt, mit einem schrecklichen Blicke das Schwerdt erhob und mit einem einzigen Hieb einen Mamertiner in zwei Hälften spaltete. Nun war er aber zu sehr geschwächt, um Tarent noch wirksam gegen die Römer schützen zu können. In der ersten Schlacht, die er ihnen bei Benevent lieferte, verließ ihn das alte Glück, im Jahr 275. Der römische Consul Curius Dentatus scheuchte die Elephanten des Königs durch Feuerbrände zurück, so daß die großen Thiere umkehrten und im Heere der Epiroten selbst wütheten. Pyrrhus mußte fliehen und sich begnügen, eine Besatzung in Tarent zu lassen, indem er selbst nach Griechenland zurückkehrte, wo er bald darauf, wie schon erzählt ist, vor Argos den Tod fand. Tarent hielt sich

noch bis zum Jahr 272, in welchem es durch den von Pyrrhus dort zurückgelassenen Commandanten Milon verrathen und vom Consul Papirius erobert wurde. Zwei Jahre später unterwarfen die Römer auch die abtrünnige römische Legion in Rhegium. Von hier wurden die Gefangenen zum abschreckenden Beispiel nach Rom gebracht und daselbst enthauptet. Ganz Unteritalien, mit Ausnahme Siciliens, wurde römische Provinz.

Somit hatte denn auch Pyrrhus das schöne und reiche Großgriechenland so wenig retten können, wie Dion, Timoleon oder Agathokles. Die Griechen waren zu verderbt, um sich selber helfen zu können und sogar ein großer Mann, der sich an ihre Spitze stellte, konnte nichts mit ihnen ausrichten. Aber auch Karthago war damals verblendet genug, sich mit Rom gegen die Griechen zu verbinden, anstatt mit den Griechen gemeinsam den viel gefährlicheren Feind in Rom zu bekämpfen.

6.

Hiero.

Ein Syrakusaner, Hiero, zwar nur der Sohn einer Sklavin, jedoch Nachkomme des ersten König Gelon und von Geburt an durch Wunderzeichen (Bienenschwärme sollen das im Wald ausgesetzte Kind mit Honig genährt haben) hochgestellt, hatte unter Pyrrhus Kriegsruhm erworben und wußte durch seine Milde und Klugheit alle Parteien für sich zu gewinnen, so daß er zum Könige von Syrakus erwählt wurde. Einen Haufen unbotmäßiger Söldner ließ er überraschen und niederhauen. Auch gegen die Mamertiner, die von Messana aus ihre Herrschaft weiter verbreiteten, erfocht er einen glänzenden Sieg und belagerte Messana, im Jahr 264.

Dieser Vorfall hatte die wichtigsten Folgen, denn die Mamertiner riefen Rom zu Hülfe und andererseits stand Karthago jetzt dem Hiero bei. Rom ergriff diese Gelegenheit, sich in die sicilischen

Dinge einzumischen, mit Freuden, wenn auch nicht ohne ein Gefühl von Scham, denn sie verfochten die ungerechteste Sache, indem sie treulosen Söldnern und Räubern beistanden. Während nun der römische Consul Appius Claudius Messana entsetzte, glaubte sich Hiero durch seinen karthagischen Bundesgenossen verrathen und schloß sich seitdem eng an Rom an, unter der Bedingung, daß er Herr von Sicilien bleiben, aber die Römer in ihrem nunmehr beginnenden großen Kriege wider Karthago mit Lebensmitteln unterstützen solle. Er that noch mehr, indem er ihnen auch gelegentlich seine Flotte lieh.

Während dieses langen Kampfes zwischen Rom und Karthago, dem ersten und zweiten s. g. punischen Kriege, blieb nun Sicilien in einer glücklichen Ruhe und Hiero, der über ein halbes Jahrhundert regierte, brachte den Wohlstand der Insel auf eine früher unbekannte Höhe. Insbesondere verbesserte und mehrte er den Ackerbau auf dem fruchtbaren Eilande dermaßen, daß er sowohl die Römer, als auch die Aegypter, ja selbst einmal die Karthager in höchster Noth mit seinen Kornausfuhren vor Hungersnoth schützte. Seine Weisheit und Güte erweckte ihm nicht nur im Ausland die höchste Achtung, sondern sicherte auch den Frieden im Innern. Niemals war Sicilien glücklicher und in so tiefem Frieden. Die rings um ihn her kämpfende Welt störte diesen Frieden nicht, weil er nach allen Seiten nur wohlthätig eingriff. Als die Insel Rhodus im Jahr 229 durch ein Erdbeben zerstört wurde, war es Hiero, der das meiste zum Trost der Verunglückten und zum Wiederaufbau der Stadt beitrug. Hiero vergrößerte und verschönerte auch Syrakus selbst und bediente sich dabei des Archimedes, des größten Physikers und Mechanikers im Alterthum. Von diesem ließ er unter anderm ein Riesenschiff bauen, um es dem König Ptolemäus von Aegypten zu schenken, einen schwimmenden Palast mit Gärten.

Erst im zweiten punischen Kriege drangen die Karthager wieder einmal in Sicilien ein und richteten große Verheerungen daselbst an, ohne die Insel behaupten zu können, im Jahr 216. Doch ließ sich Hieros Sohn, Gelon, dadurch hinreißen, die Partei der Kar-

thager zu ergreifen, und der plötzliche Tod dieses ungerathenen Sohnes wurde durch ein Gerücht dem strengen Vater Schuld gegeben. Hiero selbst aber starb nicht lange darauf im höchsten Alter, im Jahr 215.

Ihm folgte sein Enkel **Hieronymus**, des Gelon Sohn, als ein Knabe von fünfzehn Jahren, der, wie die römischen Geschichtschreiber erzählen, zum argen Tyrannen heranwuchs, den edeln Thraso, Hieros Eidam, der an dessen römischer Politik festhielt, hinrichten ließ und sich zu seinem eigenen Verderben an Karthago anschloß. Man muß indeß die römischen Quellen mit Vorsicht benutzen. Als Hieronymus die römischen Gesandten mit der Kriegserklärung entließ, machte er ihnen den schweren Vorwurf, Rom habe unmittelbar nach seines Großvaters Tode eine Flotte nach Syrakus in der Absicht geschickt, sich der Herrschaft in dieser Hauptstadt zu bemeistern, wenn die Bürger nicht früh genug über die Nachfolge einig geworden wären. Man darf annehmen, daß er von der römischen Geschichtschreibung verleumdet worden ist, weil ihm Rom die Politik, die er ergriff, nicht verzeihen konnte. Es läßt sich allerdings fragen, welche Politik für Syrakus empfehlenswerther war, die des Hiero oder seines Enkels? Der Erfolg spricht für Hiero, dem sein langes Bündniß mit Rom nur Vortheil brachte. Allein Hiero erfreute sich der Großmuth und Duldung von Seiten Roms nur in dem Maaße, in welchem Rom ihn gegenüber dem damals noch mächtigen Karthago nöthig hatte. Als die Waagschale des Sieges sich immer mehr auf die römische Seite neigte, brauchte Rom auch weniger Rücksicht mehr auf Syrakus zu nehmen und nahm sie nicht mehr. Hieronymus that also nur, was er thun mußte, um sich der römischen Ueberwältigung zu erwehren.

Aber es war schon zu spät, er selbst schon zu schwach und Karthago nicht mehr im Stande, ihm wirksam zu helfen. Nur sein Großvater Hiero hätte im Bunde mit Karthago der Römer noch Meister werden können, allein dann würde Sicilien seine Unabhängigkeit an Karthago verloren haben, wie es dieselbe nachher an Rom verlor. Sicilien hätte nur im Bunde mit allen übrigen

Griechen diesseits und jenseits des adriatischen Meeres sich unabhängig zwischen Rom und Karthago behaupten können, außerdem mußte es von dem einen oder andern Nachbar verschlungen werden.

Die römische Politik wartete nicht einmal, bis Hieronymus seine Rüstungen gegen Rom vervollständigt hatte, sondern sorgte dafür, daß er durch eine Verschwörung aus dem Wege geräumt und daß in Syrakus überhaupt das Königthum abgeschafft wurde, im Jahr 214. Rom mißbrauchte auch hier, wie im alten Griechenland, den Namen der Freiheit, um das Volk zu bethören. Die königliche Partei, an deren Spitze Andronodorus stand, wollte, von Karthago unterstützt, den Thron wieder aufrichten, unterlag aber und alle Glieder des königlichen Geschlechts auch die unschuldigen Frauen und Kinder wurden auf eine jammervolle Weise abgeschlachtet.

Nunmehr gelangten Hippokrates und Epikydes zur höchsten Gewalt in Syrakus und wirkten mit vieler Klugheit den Plänen der Römer entgegen. Es handelte sich um die Stadt Leontium, auf deren Besitz Syrakus Anspruch machte. Die Römer unter Consul Marcellus belagerten und eroberten sie, Hippokrates behauptete sich noch in der Akropolis, mußte aber auch sie aufgeben, um Syrakus, wenn nicht mehr zu retten, doch noch auf das heldenmüthigste zu vertheidigen. Während dieser weltberühmten Belagerung von Syrakus aber leistete der oben genannte Archimedes das Beste, indem er durch seine kunstreichen Maschinen den Belagerern schwere Verluste beibrachte. Eine dieser Maschinen schleuderte Steine von mehr als zwölf Centner Schwere auf die Thürme und Schiffe der Römer und zertrümmerte die s. g. Sambuca, einen hohen von acht Galeeren getragenen Thurm, von wo aus Marcellus die Stadt beschoß. Eine andere Maschine war der s. g. Rabe mit seiner Klaue, einem riesenhaften Enterhaken, welcher wie eine Harpune in die römische Flotte geschleudert, die geenterten Schiffe wegriß, daß sie an den Felsen zerschellen, oder sich gefangen geben mußten. Eine dritte Maschine bestand aus einer großartigen Zusammenstellung von Brennspiegeln, deren gemeinschaftlicher Phocus die römische Flotte traf und in Brand steckte. Marcellus sah sich dadurch zum Rückzug gezwun-

gen, während zugleich Himilko mit einer karthagischen Flotte ankam und den Römern Agrigent entriß. Nun gab sich aber Hippokrates zu voreilig der Siegeshoffnung hin, machte einen Ausfall und wurde von den Römern geschlagen. Ebenso vergeblich waren die Aufstände einzelner Städte in Sicilien, welche sich hauptsächlich deshalb gegen die Römer empörten, weil diese das Nationalheiligthum der Insel, den Mittelpunkt des reichen sicilischen Fruchtlandes, die der Demeter geweihte Stadt Enna erobert und sämmtliche Einwohner im Theater daselbst niedergehauen hatten. Auch die Karthager richteten nichts mehr aus, denn nachdem sie unter Himilko des Marcellus Lager vergeblich gestürmt hatten, mußten sie wieder zurückweichen. In Syrakus selbst fingen die Lebensmittel zu mangeln an und der Hungersnoth folgte eine Pest, von der auch das karthagische Lager angesteckt wurde. In dieser Noth lähmten vollends Feigheit und Verrath den Muth der Vertheidigung. Merikus, ein Führer spanischer Soldtruppen, ließ die Römer bei Nacht heimlich in die Stadt. Diese konnte nun nicht mehr gerettet werden, denn plötzlich waren die römischen Waffen in allen Gassen verbreitet. Die sich wehrten, wurden erschlagen und die Häuser geplündert. Dem übrigen Volk wurde das Leben geschenkt. Von Archimedes wird erzählt, er sey in seine mathematischen Studien so vertieft gewesen, daß er von der Eroberung der Stadt gar nichts gemerkt und dem ersten in sein Zimmer eindringenden römischen Soldaten nur zugerufen habe: Störe meine Zirkel nicht! Der Soldat aber habe ihn umgebracht. Dies geschah im Jahr 212.

Nachdem Syrakus gefallen war, behauptete sich Epikydes nur noch in Agrigent. Die Karthager unter Mutines sollten ihn unterstützen, beide aber unterlagen dem Marcellus in einer letzten Schlacht. Dem Nachfolger des letzteren, dem Consul Lävinus, blieb nur die formelle Besitznahme Siciliens übrig, nachdem Mutines selbst aus Eifersucht auf seinen Collegen Hanno den Römern auch noch Agrigent verrathen hatte, im Jahr 210. Ganz Sicilien wurde nunmehr, wie vorher schon Tarent und das griechische Unteritalien zur römischen Provinz gemacht.

Fünftes Buch.

Karthago.

1.

Allmähliges Wachsthum Karthagos.

An der Nordküste von Afrika in der Nähe des heutigen Tunis gründeten die Phöniker im Jahr 878 vor Christo die nachher weltberühmt gewordene Stadt Karthago (von den Griechen auch Karchedon genannt). Pygmalion, der junge König von Tyrus, hatte, so meldet die Sage, seinen Oheim Acerbas (oder Sichäos), den Gemahl seiner ältern Schwester Dido (oder Elissa) umbringen lassen, um ihn, weil derselbe Oberpriester des Melkarth war, der reichen Tempelschätze zu berauben, Dido aber und viele andere, welche den jungen Tyrannen verabscheuten, entflohen zu Schiffe. Da wo sie landeten und sich niederlassen wollten, mußte Dido den einheimischen Libyern den Grund und Boden abkaufen. Nach der Sage verlangte sie nur so viel, als man mit einer Ochsenhaut umspannen könne, ließ dann aber eine solche Haut in feine Riemen schneiden und damit so viel Land umspannen, um darauf die feste Burg Byrsa zu gründen. Gewiß ist, daß sie in friedlichen Verkehr mit den Libyern trat und denselben einen Tribut bezahlte, d. h. sie erkaufte von den Räuberhorden in der Wüste die Sicherheit ihrer Handelskara-

wanen. Ein libyscher Nachbarfürst, Hiarbas, warb um ihre Hand, sie wollte sich aber nicht mehr vermählen und endete, um seinen stürmischen Bewerbungen zu entgehen, ihr Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen. Ihre Sage ist durch die römischen Dichter noch weiter ausgeschmückt worden, indem sie den Aeneas aus dem Brande Trojas nach Italien fliehen und unterwegs bei der schönen Dido landen lassen, die sich bis zum Sterben in ihn verliebt und sich, da er sie verläßt, den Tod gibt. Ihre unglückliche Geschichte ist auch noch von der neueren Poesie und Kunst unzähligemal behandelt worden.

Allmählig entstand um die Burg her eine Stadt. Die Karthager, sich schon stark genug fühlend, zahlten den Tribut nicht mehr und begannen die benachbarten libyschen Stämme sich zu unterwerfen. Die Verfassung ihrer Stadt war, gleich der tyrischen, eine aristokratische. Im Beginn des 6. Jahrhunderts trachtete ihr Feldherr Malchus, nachdem er die Libyer besiegt hatte, auch schon nach dem Besitz Siciliens, wo er einige Fortschritte machte, und Sardiniens, von wo er zurückgeschlagen wurde. Wegen dieser Niederlage verbannten ihn die Karthager, Malchus aber hatte eine ansehnliche Partei für sich, kehrte mit Heeresmacht zurück und belagerte Karthago. Gerade damals kam sein Sohn Kortalo mit großer Beute aus Sicilien zurück und trug das Ehrenkleid eines Oberpriesters, hielt sich daher für mehr als sein Vater, oder wollte an dessen Verrath nicht Theil nehmen, kurz er verweigerte dem Vater eine Zusammenkunft. Da ließ ihn dieser verhaften und in seinem Ornat kreuzigen.

Nachher, gegen das Ende des 6. Jahrh. gelangte Mago, ein überaus weiser und gerechter Mann, der ein berühmtes Werk über Ackerbau und Obstzucht hinterließ, zur höchsten Gewalt in Karthago und sein Geschlecht behauptete dieselbe lange Zeit, obgleich immer nur unter republikanischen Formen. Sein Sohn Hasdrubal fiel in Sardinien, sein zweiter Sohn Hamilkar kämpfte in Sicilien. Im J. 509 schloß Karthago den ersten Vertrag mit Rom und zwar gegen die Etrusker. Dieses damals noch mächtige Volk im heutigen Toskana machte den Karthagern die Herrschaft zur See und den Römern die

zu Lande streitig, das Bündniß gegen den gemeinsamen Feind war also natürlich. Karthago behauptete in diesem Vertrage eine bedeutende Ueberlegenheit, indem es die Römer damals noch nöthigte, den ganzen Westen des Mittelmeers den Karthagern zu überlassen und sich nie mit einem Schiffe auf diesem Meertheil erblicken zu lassen.

Die karthagische Politik wird vollkommen klar, wenn man erwägt, daß gerade damals Phönikien und Aegypten den Persern unterworfen worden waren, und daß durch dieses Ereigniß die phönikische Seemacht gebrochen war. — Nichts scheint natürlicher, als daß die Pflanzstadt Karthago nunmehr die Hegemonie zur See übernahm, welche vorher der Mutterstadt Tyrus gehört hatte. Die Phöniker selbst scheinen das natürlich und ihrem Interesse gemäß gefunden zu haben, denn ihre alten Colonien überwarfen sich mit Karthago nicht, blieben jedoch immer nur in einer lockern Verbindung wie mit dem Vorort, so unter sich. Insbesondere behauptete Utika neben Karthago, als die ältere Colonie, ihre Selbständigkeit.

Indem Karthago an Tyrus Statt die Seeherrschaft im Westen des Mittelmeeres übernahm, dachte es ohne Zweifel auch an weitere Niederlassungen im Westen. Man muß sich in die damalige Zeit versetzen, in welcher die Macht der Perser wie ein Ungewitter von Osten hereingebrochen war und die ältesten Reiche zertrümmert hatte. Sollte von Aegypten aus auch Karthago angegriffen werden und wie Tyrus fallen, so mußte man an sichere Zufluchtsstätten und Gründung neuer gesicherter Reiche denken. Hieraus und nicht etwa blos aus einer Handelsspeculation oder wissenschaftlicher Neugier erklärt sich die Expedition des Hanno, der auf Befehl und im Interesse des Staates Karthago auf 60 Schiffen mit 30,000 Colonisten (Männern und Weibern) durch die Säulen des Herkules aus dem Mittelmeer ins atlantische Meer hinausschiffen mußte, um Gegenden zu suchen, welche für Niederlassungen am geeignetsten seyn würden. Sein Reisebericht (der berühmte Periplus) ist kurz und weniger interessant, als man erwarten sollte, denn er erzählt nur von den verschiedenen Colonien, welche er gleich anfangs an den nächsten nordwestlichen Küsten Afrikas angelegt habe, und dann von den

Wüsten, an denen er vorbei und von den Flüssen, in denen er hinaufgefahren, von den wenigen wilden und affenartigen Einwohnern, die er angetroffen, und endlich von seiner Umkehr am Südhorn (wahrscheinlich das grüne Vorgebirge), weil ihm die Lebensmittel ausgingen. — Dieser Expedition entsprach eine zweite des Himilko (Magos Enkel) gleichfalls außerhalb den Säulen des Herkules, aber in nördlicher Richtung zu den Hyperboreern und Albionen (nach Irland und England), worüber die Nachrichten noch dürftiger sind. Die Karthager verschwiegen gleich den Phönikern, aus Handelsinteresse, was sie auf ihren weiten Reisen gesehen hatten oder verbreiteten darüber nur Märchen. So wie sie sich ausdrücklich im Vertrage mit Rom ausbedungen, daß kein Römer jemals über „das schöne Vorgebirge" (Capo Bon oder Capo Blanco bei Tunis) hinaus nach Westen steuern dürfe, so war es auch bei ihnen strenges Gesetz, jeden Fremden, den sie auf dem westlichen Meere antrafen, augenblicklich zu ersäufen.

Die Expeditionen ins atlantische Meer hätten keinen Sinn gehabt, wenn nicht Karthago zugleich die Hegemonie über alle ältern phönikischen Colonien im Westen erstrebt und gewonnen hätte. Mit Gades wurde ihnen das leicht, weil es diese wichtige Pflanzstadt sich zu Dank verpflichtete durch die Hülfe, die es ihr gegen die benachbarten spanischen Stämme leistete. Auch die balearischen Inseln traten in ein, wenn auch nur lockeres Band mit Karthago, Malta kam ganz in Karthagos Besitz, aus Corsika wurden die Phokäer vertrieben, mit Hülfe der Römer die Etrusker bekämpft. Um völlig Herr im westlichen Mittelmeer zu werden, bedurfte Karthago nur noch Siciliens und Sardiniens, deren Eroberung es daher unermüdlich verfolgte. Die Barbaren in Libyen, Spanien und Gallien, wenn auch zahlreich, waren den Karthagern doch bei weitem nicht so gefährlich, als die verhältnißmäßig kleinen Culturstaaten der an den italischen Küsten angesiedelten Griechen. Deshalb wurde auch der Krieg in Sicilien so überaus hartnäckig. Die Karthager hatten hier auf der kleinen Insel Motya einen Halt etwa wie jetzt die Engländer in Gibraltar, und als sie weiter vordrangen, wurde Panor-

mus (das heutige Palermo) ihre Hauptcolonie. Aber ihr Kriegsglück auf Sicilien wechselte beständig, sie gewannen Städte und verloren sie wieder.

2.

Verfassung und Bildung der Karthager.

Wie das Volk der Karthager, so ging auch seine ganze Eigenthümlichkeit, Sprache, Sitte, Religion, Verfassung und Bildung aus dem Phönikischen hervor.

Das karthagische Reich war kein Einheitsstaat, sondern ein Städtebund, eine lockere Conföderation, deren einzelne Bundesglieder nur in Nothzeiten, oder um eines großen Vortheils willen dem Vorort besondern Eifer und Gehorsam zeigten, nicht selten aber ihm trotzten. Besser glückte es den Machthabern in Karthago, die Barbaren Libyens und später Spaniens und Galliens in ihr Interesse zu ziehen, indem sie theils die kriegerischen Völker in ihren Sold nahmen und gut bezahlten, theils den Fürsten gegen ihre Nachbarn Hülfe leisteten und den Getreuen besondere Vortheile gewährten.

Die Hauptstadt Karthago selbst war, wie alle andern phönikischen Städte, eine Republik mit vorwiegend aristokratischem Charakter. Wie die griechischen Republiken nach dem Muster der phönikischen, so war auch die römische nach dem der karthagischen gebildet. Die ältesten Lehrmeister im Verfassungswesen und in der Abwägung der gesetzgebenden und verwaltenden Faktoren waren die Phöniker, und Griechen und Römer nur ihre Schüler. — Das Vollgewicht der Staatsgewalt lag in einem Senate, welcher aus den vornehmsten, reichsten, einflußreichsten und populärsten Männern gewählt wurde. Aus der Mitte dieses Senats ging durch Wahl sodann ein engerer Rath hervor, an dessen Spitze zwei lebenslängliche Suffeten die Verwaltung leiteten. Im Kriege wurden besondere Feldherrn gewählt, unabhängig von den Suffeten. Völlig selbständig

übte endlich ein Tribunat von 100 Richtern die Rechtspflege aus und controlirte die übrigen Behörden in der Einhaltung der Verfassung. Diese Grundzüge genügen, um zu beweisen, wie viel die spartanische und später die römische Staatsverfassung von den Puniern geborgt hat.

Punier (zusammengezogen aus Phönikern) hießen die Karthager bei den Römern, aber mit einer schlimmen Nebenbedeutung. Punische Treue (punica fides) hieß sprüchwörtlich so viel als Treulosigkeit. Schon die künstliche Gegenüberstellung, Abwägung und Controlirung der politischen Gewalten beweist, wie wenig sie einander selber trauten. Sie hatten in der That den kaufmännischen Egoismus, eine aller Moral spottende Gewinnsucht und die Lust, andere zu überlisten, als Erbtheil schon aus Tyrus mitgebracht, scheinen aber in der afrikanischen Umgebung noch verhärteter und grausamer geworden zu seyn, wie noch in neuester Zeit selbst die feinen und humanen Franzosen in Algier mitten unter heimtückischen und blutgierigen Barbaren ein wenig verwildert sind. Bedenkt man ferner, daß die Karthager aus ihrem Mutterlande den greulichen Molochdienst mitbrachten und ihre eigenen Kinder zu opfern gewohnt waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir gerade hier die Menschheit verhärteter und grausamer finden als irgend anderswo auf dem weiten Erdenrunde. — Im Uebrigen kann man die karthagische Aristokratie einigermaßen mit der spätern venetianischen, holländischen und englischen vergleichen. Es waren gemüthlose, inhumane, aber im höchsten Grade kluge und welterfahrene Männer, welche das Staatsvermögen hüteten und mehrten, hätte auch die ganze übrige Welt darüber zu Grunde gehen müssen.

Unter den alten reichen und mächtigen Geschlechtern der karthagischen Aristokratie thaten sich hauptsächlich das der Hanno und das der Barkas hervor. Beide beneideten einander ihren Einfluß und suchten einander zu verderben, was oft dem Staate selbst schweren Schaden brachte. Beide trachteten auch einmal nach Alleinherrschaft und Königthum, aber nie erreichten sie ihr Ziel, eben weil sie einander die Waage hielten und die stolze Aristokratie jeden Usur-

pationsversuch zu vereiteln wußte. Nach der schrecklichen Niederlage, welche die Karthager, wie wir im vorigen Buche berichteten, unter Timoleon erlitten, im Jahr 340, hoffte sich Hanno mit Hülfe der ihm ergebenen Söldner auf den Thron zu schwingen. Schon war alles eingeleitet, daß er am Hochzeittage seiner Tochter den ganzen zu dieser Feier eingeladenen karthagischen Senat vergiften lassen wollte, als der Plan verrathen wurde. Zwar behauptete sich Hanno mit seinen Söldnern noch auf der Burg, unterlag aber zuletzt und wurde martervoll gepeitscht, geblendet und ans Kreuz geschlagen. — Dasselbe klägliche Schicksal erlitt im Jahr 308 der karthagische Feldherr Bomilkar, als er, durch die Härte der hundert Richter erzürnt, ebenfalls an der Spitze der Söldner sich den Königstitel anmaßte. — Vorsichtiger handelten die Barkas, welche sich eine Macht außerhalb Karthago zu gründen trachteten, erst in Sicilien und als es nicht gelang, in Spanien.

Die Aristokratie in Karthago brauchte sehr viele dienende Arbeitskräfte, Matrosen für ihre zahlreichen Schiffe, Soldtruppen für ihre Kriege, Karawanenführer und Knechte für die Handelsreisen zu Lande, Handwerker aller Art für ihre industriellen Unternehmungen, Landbauern für die Anpflanzung von Getreide, Wein und Südfrüchten. Um diese Masse von Proletariern nun in Ordnung zu erhalten, war ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dieselbe zu befriedigen durch hohen Sold oder bequeme Ansiedelungen. Ihr Colonialsystem hing genau damit zusammen und förderte zugleich den Zweck, die barbarischen Nachbarvölker entweder durch die Colonisten zu verdrängen oder sie mit denselben allmählig zu vermischen und in den Kreis der Civilisation hineinzuziehen. Römische Geschichtschreiber haben die Umgegend von Karthago als ein wahres Paradies geschildert, erfüllt von den reichsten Landhäusern und lieblichsten Gärten. — Uebrigens erzählt Diodor, die Karthager hätten sich zuweilen auch überflüssiger Söldner, um keine Verpflichtung mehr für sie übernehmen zu müssen, dadurch entledigt, daß sie dieselben auf einer der liparischen Inseln hätten aussetzen und dort verhungern lassen, von deren bleichenden Gebeinen die Insel den Namen Knocheninsel erhielt.

Ein Priesterstand wurde in Karthago nicht geduldet. Die Aristokraten besorgten die Opfer selbst. Daraus erklärt sich viel im karthagischen Sittenzustand. Die Menschenopfer nahmen einen durchaus politischen Charakter an. Ein gesonderter Priesterstand hätte der stolzen Aristokratie gewiß nie die blutigen Opfer abgerungen, welche diese aus eigenem Antrieb sich auferlegte, wenn es das Staatsinteresse verlangte, denn mehr als einmal ließen die Senatoren und Suffeten ihre eigenen Söhne, und zwar in großer Zahl zumal, dem Moloch opfern, um eine große Gefahr vom Staate abzuwenden. Dabei geschah das Unerhörte, daß selbst die dabeistehenden Mütter nicht weinen, noch klagen durften, wenn ihre geliebten Kinder im glühenden Arme des Götzen verbrannten. Das menschliche Gefühl regte sich und es war Sitte geworden, fremde Kinder zu schlachten. Als aber Karthago durch den Agathokles in schwere Bedrängniß kam, brachten die vornehmsten Karthager 200 ihrer eigenen Kinder freiwillig zum Opfer dar und noch 300 andere Familien boten die ihrigen an, um den Zorn der Götter zu besänftigen und den Staat zu retten. — Dieselbe Opferfähigkeit aus Patriotismus bewährten zwei edle Jünglinge aus Karthago, als es einmal galt, die Grenze dieses Reichs nach der Seite von Kyrene hin festzustellen. Beide Nachbarstaaten waren übereingekommen, je von den Hauptstädten zwei Jünglinge ausgehen zu lassen. Da, wo sie zusammentreffen würden, sollte die Grenze seyn. Die beiden karthagischen Brüder (Philänen genannt) strengten sich an und legten eine viel weitere Strecke zurück, als die Kyrenäer. Diese letztern wollten nun die Grenze nicht gelten lassen, es sey denn, wenn die beiden Philänen sich sogleich an Ort und Stelle lebendig begraben ließen. Jene aber thaten es, ließen sich begraben und erwarben somit ihrem Reiche ein großes Stück Land.

Wenn die Religion nicht durchaus von der Politik bedingt und beherrscht worden wäre, so würde sie auch nicht so tief erniedrigt worden seyn. Der Cultus nämlich, den die Liebesgöttin in Karthago und allen seinen Colonien genoß, war nur durch das Staatsinteresse hervorgerufen. Um die dem Staate so unentbehrlichen Matro=

sen und Söldner stets bei guter Laune zu erhalten, mußte ihrem Vergnügen die Ehre des ganzen weiblichen Geschlechts, so weit punischer Einfluß reichte, Preis gegeben werden. Wie dieser Cultus in den Colonien um sich griff, beweist der Ruhm der Gaditanerinnen, welcher mit dem der Syrerinnen wetteiferte. Die schönen Hierodulen der Aphrodite zu Gades (Cadix) wurden durch ihren reizenden Tanz in den luftigsten Gewanden weltberühmt und so sehr Mode, daß sie auf ihr Gewerbe weit umherzogen und insbesondere die Lieblinge Roms wurden.

Von der Religion der Karthager ist wenig zu bemerken, was nicht schon von der phönikischen berichtet worden wäre. Der phönikische Melkarth oder Herakles scheint, indem die Colonisation immer weiter nach Westen vorrückte und an den Säulen des Herakles vorläufig das Ende der Welt fand, auch immer mehr als ein Sonnenheros aufgefaßt worden zu seyn. Zu Gades, dem letzten bewohnten Punkt der damals bekannten Erde im Westen, wurde am Hauptfest des Melkarth ein großer Scheiterhaufen angezündet, was ohne Zweifel auf den scheinbaren Untergang der Sonne im äußersten Westen Bezug hatte, wie auch nach griechischem Mythus Herakles sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Die Mythe vom Vogel Phönix, welcher sich durch Selbstverbrennung im eigenen Nest immer wieder verjüngt, hängt mit dem Cultus des Melkarth wie mit dem Namen der Phöniker genau zusammen.

Von der Literatur der Karthager ist gar nichts übrig. Sie war auch, als die eines praktischen Handelsvolkes, nicht bedeutend. Von ihrer Kunst wissen wir eben so wenig. Doch deutet ihre Liebe zu schönen Gärten darauf hin, daß sie, wie die Juden, ein Gefühl für das Schöne in der Landschaft besaßen, im Gegensatz gegen die Griechen, welchen dieses Gefühl abging. Die Bauten der Karthager in ihrer Glanzzeit müssen kolossal gewesen seyn. In der Burg der Hauptstadt waren Quartiere für 20,000 Mann, unten eine Stallung für 300 Elephanten, oben eine für 4000 Pferde angebracht. Die Elephanten waren den Karthagern ursprünglich nicht bekannt, als aber die Ptolemäer in Aegypten anfingen, südafrikanische

Elephanten zum Kriege abzurichten, gleich den indischen, ahmten auch die Karthager diese Sitte nach. Im Uebrigen hatten sie Streitwagen wie die Aegypter und unter den Hülfsvölkern der Karthager zeichneten sich die numidischen Reiter durch ihre wunderbare Schnelligkeit (wie in denselben Gegenden noch heute die Beduinen) und die balearischen Schleuderer aus, die mittelst eines Riemens Steine schleuderten.

3.

Der erste punische Krieg.

Die Barbaren in Afrika, Spanien, Sardinien und Corsika waren von den Karthagern ohne große Anstrengung unterworfen worden. Mit dem Mutterland Phönikien standen sie in gutem Einvernehmen. Von Kyrene und Aegypten waren sie durch Wüsten getrennt. Den italischen Etruskern zeigten sie sich zur See überlegen. Der erste gefährlichere Feind, mit dem sie hartnäckig zu kämpfen bekamen, waren die Griechen in Sicilien. Die Phöniker in Asien waren seit Alexander dem Großen dem Griechenthum unterlegen. Wenn nun aber die Karthager in gleicher Weise dem griechischen Einfluß von Unteritalien und Kyrene her unterworfen worden wären, so würde daraus wenig Gewinn für die Weltgeschichte erfolgt seyn, aber auch nicht, wenn umgekehrt das Griechenthum dem punischen oder semitischen Geist erlägen wäre. Denn beide Nationalitäten, die griechische wie die punische, waren schon gleich sehr demoralisirt. Sobald eine frischere, gediegenere und wohldisciplinirte Nationalkraft mit ihnen zusammenstieß, mußten sie beide ihr erliegen, und das war die römische.

Wir haben die wechselvollen Kämpfe der Karthager um und in Sicilien schon ausführlich kennen lernen. Rom blieb anfangs beiseite liegen oder schien sogar der natürliche Verbündete Karthagos gegen die Großgriechen zu seyn. Sobald aber Rom nach Ueberwindung des Pyrrhus seine Herrschaft im untern Italien ausdehnte, be-

gann auch sein Interesse dasjenige Karthagos zu durchkreuzen. Schon war es im vollen Besitz Unteritaliens, als ihm die Mamertiner erwünschten Anlaß gaben, sich auch in die Angelegenheiten Siciliens zu mischen. Die große Republik Rom, die so viel mit Tugend prahlte, würdigte sich herab, den bluttriefenden Räubern in Messana die Hand zu reichen, nur um einen Vorwand zu haben, seine unüberwindlichen Legionen auch am Fuße des Aetna lagern zu lassen. Die Karthager, die Tarent nicht gerettet hatten, wollten nun wenigstens Sicilien erhalten und so begann ein Kampf auf Tod und Leben zwischen der Landmacht Rom und der Seemacht Karthago, ein Kampf, welcher länger als ein Jahrhundert währte und in drei großen Akten sich vollzog, die man die punischen Kriege nennt.

Den ersten punischen Krieg eröffnete im Jahr 264 der römische Consul Appius Claudius, indem er den von Hiero und den Karthagern bedrängten Mamertinern in Messana beistand, den Hiero zum Bundesgenossen Roms gewann und die Karthager vertrieb, deren Feldherr Hanno seine Ungeschicklichkeit am Kreuze büßen mußte. Die letztern behaupteten aber noch das feste Agrigent und warben in Spanien und selbst unter den Galliern zahlreiche Söldner wider Rom. Der Krieg wurde nun von beiden Seiten sehr vorsichtig geführt, bis Hannibal in Agrigent sich nicht länger halten konnte und das Entsatzheer unter einem zweiten Hanno durch die Consuln Postumius und Mamilius eine Niederlage erlitt. In Folge derselben entwich Hannibal und überließ Agrigent den Siegern, 262.

Die Römer sahen inzwischen ein, daß ihnen ihre Landsiege nicht viel nützten, so lange sie nicht eine Flotte hätten. Die Karthager waren so übermüthig, ihnen zu sagen: das Meer gehört uns, ein Römer kann sich im Meer nicht einmal die Hände waschen, wenn wir es nicht erlauben. Jeder Küstenplatz war den karthagischen Schiffen zugänglich. Siegten nun die Römer auch hier oder dort, so wurden sie immer wieder durch neue Landungen und Angriffe von der See her überrascht. Sie faßten daher den Entschluß, sich gleichfalls eine Flotte zu rüsten. Ein karthagisches Schiff, welches auf den Strand gelaufen war, diente ihnen zum Modell und in

kurzer Zeit hatten sie schon 120 Schiffe gebaut. Die erste Abtheilung dieser jungen Flotte, 17 Schiffe, wurde zwar von den Karthagern genommen, mit den übrigen aber erfocht der Consul Duilius gegen alle Erwartung einen großen Seesieg über die Karthager, welche dabei 50 Schiffe verloren. Dieses Wunder erklärt sich durch eine neue Erfindung, deren sich Duillius bediente, nämlich der Enterhaken, mit welchen er die karthagischen Schiffe neben den römischen Bord an Bord festhalten ließ, so daß die römischen Krieger hinübersteigen und Mann gegen Mann die ganze Ueberlegenheit ihrer Kriegskunst geltend machen konnten. Das geschah im Jahr 260. Hannibal, der die Flotte der Karthager befehligt hatte, wurde zwar diesmal noch verschont, als er aber noch eine zweite Seeschlacht verlor, nach seiner Rückkehr in Karthago ohne Erbarmen ans Kreuz geschlagen. Der zweite Hanno vertheidigte die Stadt Olbia in Sardinien heldenmüthig, bis er fiel, 258. So verloren die Karthager Flotten, Heere und Feldherrn.

Beide Theile machten aufs neue erstaunliche Rüstungen. Rom baute 330 Kriegsschiffe und schickte 140,000 Mann aus, um nach Afrika überzusetzen. Die Karthager aber kamen ihnen mit 350 Schiffen und 150,000 Mann entgegen, im Jahr 256, und auf der Höhe von Eknomos kam es zu einer großen Seeschlacht, in welcher die römischen Consuls Regulus und Manlius über den karthagischen Feldherrn Hamilkar abermals einen glänzenden Sieg davon trugen und der letztere fast ein Drittel seiner schönen Schiffe verlor. Nunmehr landete R e g u l u s in Afrika, schlug das erste karthagische Heer, welches ihm unter Hasdrubal entgegentrat und rückte vor Karthago selbst, machte aber so ungerechte Friedensbedingungen, daß die Stadt sich lieber aufs äußerste vertheidigen, als sich ergeben wollte. Sie nahm, nachdem alle karthagischen Feldherren geschlagen worden waren, ihre Zuflucht zu dem Spartaner Xanthippus, einem sehr kriegskundigen und berühmten Söldnerführer, der auch in kurzer Zeit die Streitkräfte Karthagos trefflich organisirte und obgleich er nur 18,000 Mann zusammenbrachte, doch mit diesen das noch 30,000 Mann starke Heer des Regulus nicht nur schlug, sondern völlig vernichtete.

Die sieggewohnten Römer waren zu sorglos gewesen und wurden durch den Angriff der Elephanten von vorn und der numidischen Reiterei in den Flanken plötzlich außer Fassung gebracht. Regulus selbst gerieth in Gefangenschaft, 255.

Zwar erfochten die Römer bald darauf unter Aemilius Paulus einen neuen Seesieg, verloren aber den größten Theil ihrer Flotte durch einen Sturm. Die Karthager machten nun neue Anstrengungen und schickten den Hasdrubal im Jahr 254 mit einem großen Heere nach Sicilien, wo sich die Römer zwar der Stadt Panormus bemächtigten, allein abermals durch einen Seesturm 150 Schiffe verloren. Man wurde in Rom so kleinmüthig, daß man der Seeherrschaft zu entsagen und nur noch 60 Schiffe zu halten beschloß. Man ermuthigte sich aber wieder, als der Consul Metellus im Jahr 250 bei Panormus wieder einen großen Landsieg über den Hasdrubal erfocht, welcher zur Strafe dafür von den unerbittlichen Karthagern gekreuzigt wurde.

Man hatte sich im Kriege erschöpft und verblutet. Der Senat von Karthago schickte daher den gefangenen Consul Regulus nach Rom zurück und ließ durch denselben den Frieden anbieten. Regulus selbst jedoch rieth in Rom, den Frieden nicht anzunehmen, weil Karthago nicht Mittel genug besitze, den Krieg so lange als Rom auszuhalten, daher später einen noch viel demüthigenderen Frieden werde eingehen müssen. Hierauf kehrte er, trotz der flehentlichen Bitten seiner Gattin Marcia, um sein Wort zu halten, nach Karthago in die Gefangenschaft zurück. Dieses großherzige Opfer ist mit Recht von aller Welt bewundert und als einer der glänzendsten Beweise von Römertugend gepriesen worden. Ueber das fernere Schicksal des Regulus aber hat man nur zweifelhafte Nachrichten. Einer Sage zu Folge hätten ihn die Karthager in ein von außen nach innen mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gesteckt und von einem Berge hinab gerollt, zur Rache aber hätte die Marcia zwei vornehme karthagische Gefangene, welche man ihr zu diesem Zweck überließ, verhungern lassen. Nur einer von ihnen wurde noch gerettet. Einer Nachricht bei Diodor zu Folge ist Regulus natürlichen Todes gestorben, hat

Marcia in falschem Glauben gehandelt und ist dafür stark getadelt worden.

Der Krieg dauerte fort. Die Römer belagerten Lilybäum auf Sicilien, welches die Karthager festhielten. Der allzu hitzige Consul Claudius Pulcher ließ sich von den letztern schlagen und eine neue römische Flotte unter Junius Pullus wurde abermals durch einen Sturm gänzlich zerstört, 249.

Bisher hatten die Karthager nicht viel Glück mit ihren Feldherrn gehabt, ihre eigenen waren meist gekreuzigt und der Spartaner Xanthippus nach seinen ersten glänzenden Erfolgen als Ausländer so beneidet und geärgert worden, daß er sich flüchtig gemacht hatte. Mit welchen Schwierigkeiten die Kriegführung für Karthago verbunden war, mag man daraus erkennen, daß sich die Regierung nach des Xanthippus Entfernung gezwungen sah, 4000 fremde Söldner auf einer wüsten Insel auszusetzen und dem Hungertode Preis zu geben, um ihrer Meuterei und ihrem Verrath zu entgehen. Jetzt gelangte endlich ein würdiger Mann zum Oberbefehl, nämlich Hamilkar, dem man den Beinamen Barkas (Blitz) gab, im Jahr 248. Derselbe hielt die karthagische Sache auf der Insel Sicilien aufrecht und that den Römern großen Abbruch. Aber sein College Hanno ließ sich durch die Römer zur See schlagen und wurde dafür, der zweite dieses Namens, gekreuzigt. Die abermalige Niederlage bewog endlich die Karthager, beinahe um jeden Preis Frieden zu suchen zu großem Verdruß des kriegslustigen Hamilkar. Die Römer forderten als Preis des Friedens: Die völlige Räumung Siciliens, die Entfernung aller karthagischen Schiffe von den Küsten Italiens, die Erlegung von 1000 Talenten sogleich und 2200 Talenten binnen 10 Jahren. Karthago willigte mit schwerem Herzen ein und der Frieden wurde geschlossen, 241.

4.

Hamilkar Barkas.

Indem Karthago zu seinen eigenen Kriegskosten auch noch die der Römer bezahlen mußte, waren seine Kassen erschöpft und es konnte den aus dem Kriege heimkehrenden Söldnern nicht so viel Lohn auszahlen, als dieselben verlangten. Unvorsichtigerweise hatte sie Hanno alle nach Karthago zurückgeführt, anstatt sie zu vertheilen. Mehr als 20,000 Söldner nun, gemischt aus allen Völkern, Libyer, Griechen, Spanier, Gallier, rückten nun vor die Hauptstadt und brachen, als sie immer noch nicht befriedigt wurden, in offene Empörung aus. An ihre Spitze trat Spendius, ein Campaner von riesenhafter Größe, der Gallier Autarit und der Libyer Mathas. Hanno brachte ihnen zwar eine kleine Niederlage bei, als er aber sorglos in die Stadt zurückkehrte, überfielen sie rasch sein Lager und plünderten es. Zugleich erhoben sich alle den Karthagern bisher unterworfenen Städte Afrikas, weil sie in der letzten Zeit von der Hauptstadt der Kriegsnoth wegen schwer besteuert und hart behandelt worden waren. Nur Utika und Hippo blieben Karthago treu. Schon sammelten sich 70,000 Libyer und vereinigten sich mit den empörten Söldnern. Die Hauptstadt schwebte in der größten Gefahr.

Da wurde Hamilkar Barkas herbeigerufen, der aus dem Römerkriege allein unbesiegt hervorgegangen war und seiner Thatkraft allein gelang es, die zahlreichen Gegner in Einzelgefechten zu schlagen. Einmal im Gebirge von Spendius und Autarit eingeschlossen, wurde Hamilkar durch den jungen Numidier Naravasus gerettet, der plötzlich mit seinen schnellen Reitern zu ihm überging und zum Lohne Hamilkars schöne Tochter zur Gemahlin erhielt. Unterdeß aber waren auch die Söldner auf der Insel Sardinien abgefallen, hatten den dortigen Gouverneur Bastar mit allen seinen Karthagern ermordet und nachher auch den Hanno, der ihn entsetzen sollte, gefangen und gekreuzigt. Durch dieses Beispiel angefeuert,

ließ nun auch Spendius den Gasko und alle Karthager, die in seiner Gefangenschaft waren, 700 an der Zahl, auf eine gräßliche Art umbringen, indem allen die Hände abgehauen und die Beine zerschlagen wurden und sie so lebendig in eine Grube geworfen und verschüttet wurden. Zur Rache ließ nun auch Hamilkar alle gefangenen Empörer von den Elephanten zertreten. Spendius belagerte Karthago, wurde aber durch Hamilkar zum Abzuge genöthigt und in eine Lage gebracht, in welcher ihm alle Zufuhr ausging, so daß die verhungernden Söldner schon Miene machten, ihn und die übrigen Anführer den Karthagern auszuliefern. Da in der Noth unterhandelte er mit Hamilkar. Dieser forderte nur die Auslieferung von zehn Rädelsführern. Als aber Spendius darauf einging, hielt Hamilkar ihn und seine Begleiter fest, erklärte ihnen, sie seyen es gerade, die er meine, umzingelte dann plötzlich das führerlose Heer der Söldner und ließ dasselbe bis auf den letzten Mann niederhauen oder von den Elephanten zertreten. Nur Mathas hielt sich noch in Tunis. Hamilkars Mitfeldherr, Hannibal, ließ den Leichnam des Spendius, ans Kreuz geschlagen, dicht vor die Mauern tragen, Mathas aber machte einen Ausfall, schlug die Karthager, nahm den Hannibal gefangen und ließ ihn, nachdem der Leichnam des Spendius entfernt worden war, statt dessen an dasselbe Kreuz schlagen. Allein Hamilkar rächte ihn, besiegte den Mathas in einer letzten Schlacht, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten, im Jahr 237.

Alle afrikanischen Städte unterwarfen sich wieder, nur Sardinien konnte Karthago nicht wiedererlangen, denn die Römer hatten bereits die Gelegenheit benutzt, sich dort festzusetzen und Karthago wagte nicht, diese Verletzung des Völkerrechts und der Verträge zu rügen, weil es sich noch nicht stark genug fühlte, den Krieg mit Rom zu erneuern. Rom griff hier wieder, wie immer, mit rücksichtsloser Gewalt durch und sein stolzer Senat schämte sich nicht, sich mit den treulosen Söldnern Sardiniens gegen die rechtmäßige Staatsgewalt eben so zu verbinden, wie früher mit den Mamertinern auf Sicilien.

Indeß suchte und fand Karthago für seine Verluste einen merklichen Ersatz in Spanien. Es verstand sich für die karthagische

Politik von selbst, daß sie am besten that, wenn sie sich des europäischen Westens versicherte, während Rom noch mit dem Osten zu thun hatte und durch eine große Erhebung der Kelten in Oberitalien und in den Alpen beschäftigt wurde. Wie es aber scheint, war hauptsächlich Hamilkar Barkas der Urheber des spanischen Plans, wie er denselben auch allein ausführte. Man darf an ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen seiner und der Familie Hannos glauben, in der Art, daß er den Hannos die Leitung der Dinge im Mutterlande überließ, sie ihn dagegen, um ihn los zu seyn, in Spanien machen ließen, was er wollte. Was er für das Mutterland that, beschränkte sich auf Geldspenden, die er jährlich aus Spanien sandte, um sich das Volk in Karthago geneigt zu erhalten. Im Uebrigen richtete er sich in Spanien ein, wie wenn er dort der unumschränkte Herr wäre, und wir dürfen nicht zweifeln, daß er schon frühzeitig von dort aus mit den keltischen Völkerstämmen in geheime Verbindung getreten ist und zum Aufstand derselben in Oberitalien mit angefeuert hat. Als er Karthago verließ, um nach Spanien zu gehen, ließ er seinen damals neunjährigen Sohn Hannibal am Altare den Römern ewigen Haß schwören. Es war also seine Absicht, in Spanien gegen Rom zu rüsten. Sein Zweck war Rom und Spanien nur das Mittel.

Es war natürlich, daß sich die alten phönikischen Colonien an den spanischen Küsten, nachdem Phönikien selbst von den Persern erobert worden war, an Karthago hielten, von wo allein sie Schutz fanden. Im Zustand der Eingeborenen waren seit den ältesten Besuchen und Ansiedelungen der Phöniker wesentliche Veränderungen eingetreten. Zu den ältesten wenig zahlreichen und rohen Bewohnern Spaniens, welche sämmtlich ohne Zweifel dem iberischen Volksstamm angehörten, waren unterdeß noch Kelten über die Pyrenäen gekommen und hatten sich zum Theil mit den Iberern vermischt, so daß ein neues keltiberisches Volk entstanden war. Von dem schwarzen Schleier der iberischen Weiber kommen die noch jetzt in ganz Spanien üblichen Mantillen her. Reste der reinen Iberer sind die noch jetzt existirenden Basken, Reste der reinen Kelten die Galizier, beide in den nördlichen Gebirgen Spaniens, jene östlich, diese

westlich. Die Keltiberer breiteten sich in der Mitte Spaniens aus. An den Küsten waren aber neben den phönikischen Colonien auch einige griechische entstanden, Rhodope oder Roses, von der Insel Rhodos aus gegründet, in Catalane und Zakynthos (römisch Saguntum) von der Insel Zakynthos (Zanthe) aus in Valencia. — Von den Kriegen der ältern Phöniker, wie der spätern Karthager mit den iberischen und keltiberischen kleinen Fürsten und Völkerschaften ist nur sehr wenig auf uns gekommen. Gegen die Phöniker erhoben sich die Fürsten Thero, später Arganthonius und sein Sohn Baucius. Gegen die Karthager der Keltiberer Istolacius, welcher im Kampfe mit Hamilkar Barkas umkam. Ihm folgte Indartes, welcher von den Karthagern gefangen und gekreuzigt wurde. Hierauf soll Hamilkar die nach den Barkas benannte, noch jetzt blühende Stadt Barcellona gegründet haben, als von wo aus künftig das Geschlecht der Barkas über Spanien herrschen sollte. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Hamilkar so hoch im Norden der Ebromündung, wo die Eingeborenen noch nicht unterworfen waren, sich eine Residenz erbaut haben sollte. Er lebte nicht mehr lange, denn er hatte das Unglück, indem er Elice belagerte, durch den keltiberischen Fürsten Orisso verrätherisch überfallen zu werden und auf der Flucht im Flusse Ebro zu ertrinken, im Jahr 227.

Sein Eidam Hasdrubal rächte ihn, indem er die Keltiberer besiegte und ihren König Tagus tödtete. Auch war er energisch genug und in die Pläne seines Schwiegervaters eingeweiht, daß er dessen spanische Politik fortsetzte, die Hauptstadt des barbarischen Reichs aber weiter nach Süden hin verlegen zu müssen glaubte und zu diesem Zweck Neu-Karthago (jetzt Karthagena) gründete und schnell emporbrachte. Hasdrubal verstand es, durch Güte die Häuptlinge der Eingeborenen zu gewinnen und machte sich in der That ganz Spanien bis an den Ebro unterwürfig. Der Ackerbau, die Bergwerke lieferten ihm mehr Geld, als der Handel, aus den tapfern Keltiberern formirte er neue Bundestruppen und flößte den Römern, die damals noch in schweren Kämpfen mit den Kelten lagen, so viel Besorgniß ein, daß sie eine Gesandtschaft an ihn schickten, um den

Frieden mit ihm und Karthago zu befestigen. Er aber gewährte ihnen diesen Frieden, weil die Organisation Spaniens und die große Rüstung, welcher es gegen Rom bedurfte, noch nicht vollendet waren. Aber auch er wurde mitten von seiner Laufbahn weggerissen, denn ein Diener des Tagus ermordete ihn meuchlings, um seinen Herrn zu rächen, 220.

Unterdeß war der junge Hannibal, des Hamilkar Barkas Sohn, unter den Waffen herangewachsen und hatte sich so sehr durch sein Kriegsgenie ausgezeichnet, daß ihn die Truppen zu ihrem Oberfeldherrn ernannten, ohne einen Befehl von Karthago aus abzuwarten. In Karthago aber fand man es gerathen, die Wahl einfach gut zu heißen. Hannibal nun sollte und wollte den großen Plan seines Vaters ausführen.

5.

Beginn des zweiten punischen Krieges.

Hannibal mußte, nachdem er kaum den Feldherrnstab ergriffen hatte, mit mehreren keltiberischen Völkerschaften kämpfen, den Vaccäern, Olkaden und Karpetanern, die er jedoch alle bald überwältigt hatte. Sodann that er einen verhängnißvollen Schritt und griff Sagunt an. Diese Griechenstadt hatte schon längst ihr Schicksal vorhergesehen und deshalb Schutz gesucht in Rom. Rom hatte ihr den Schutz auch zugesagt, und den Hasdrubal vermocht, die Neutralität Sagunts anzuerkennen. Hannibal aber war jetzt hinlänglich gerüstet, um den längst ersehnten Krieg mit Rom beginnen zu können, und suchte einen Anlaß dazu. Rom hatte eben die keltischen Stämme in Oberitalien besiegt und wollte Makedonien erobern, aber jene Kelten glühten noch von Haß gegen Rom und Makedonien war noch nicht besiegt. Hannibal mußte daher eilen, Rom anzugreifen, so lange er noch hoffen konnte, von den Kelten und von Makedonien her unterstützt zu werden. Er fertigte daher die römischen Ge-

sandten, die ihm Sagunts Neutralität einschärfen sollten, höhnisch ab und begann Sagunt einzuschließen, ohne von Karthago desfalls einen Befehl erhalten zu haben, 219.

Die Belagerung von Sagunt ist eine der berühmtesten in der Weltgeschichte. Die Griechen in dieser Stadt hofften anfangs immer noch, die Römer würden ihr Hülfe senden, was auch über Meer leicht hätte geschehen können. Aber die Römer hatten keine Ahnung von dem, was Hannibal nach der Eroberung Sagunts gegen sie zu unternehmen im Sinne hatte und an der Erhaltung einer griechischen Stadt lag ihnen wenig. Sie thaten also nichts für Sagunt, außer daß sie Gesandte in Hannibals Lager schickten in der Meinung, er werde sich von ihnen einschüchtern lassen. Er ließ sie aber gar nicht vor. Sie fuhren nun nach Karthago hinüber und forderten dort trotzig die Einstellung der Feindseligkeiten und die Auslieferung Hannibals. Hanno, das Haupt aller Gegner der Barkaden, rieth dringend zum Frieden mit Rom und sagte voraus, der zweite Krieg werde so unglücklich ausfallen wie der erste. Wenn Karthago nicht wolle, daß die Römer nach Afrika kämen, sollten die Karthager auch Italien unangefochten lassen. Viele gaben ihm recht, allein der karthagische Senat schämte sich doch, den jungen Hannibal auszuliefern und hätte auch nicht einmal die Mittel dazu gehabt, denn Hannibal war von seinem Heere vergöttert. Als der Senat nun mit seiner Erklärung zauderte, faßte der Führer der römischen Gesandtschaft, der alte Fabius Maximus, seine Toga zusammen und rief: Entschließt euch ein= für allemal, wollt ihr Krieg oder Frieden haben? Was du willst! antworteten ihm eben so trotzig die Suffeten. Da schüttelte der die Toga aus und rief: So habt denn Krieg! Der ganze Senat aber antwortete mit einer Stimme: Wir nehmen ihn an.

Unterdeß vertheidigten sich die Saguntiner bis ins dritte Jahr aufs heldenmüthigste. Hannibal empfing eine Wunde, setzte aber die Belagerung hartnäckig fort. Da nun keine Hülfe von außen nahte und die Lebensmittel ausgingen, entstand ein furchtbares Elend in der Stadt und doch wehrten sich die Griechen immer noch und richteten, wenn die Karthager den Tag über eine Mauer eingerissen

hatten, des Nachts schon wieder eine andere auf. Der Feind brach sich allmählig Bahn in die Stadt. Die tapfern Einwohner aber machten ihm jedes Haus streitig, bis sie im Innern der Stadt auf einen immer engern Raum zusammengedrängt wurden. Da brachten sie all ihr Silber und Gold und was sie kostbares hatten, auf den Markt und verbrannten es, damit es dem Feinde nicht in die Hände fiele. Nach dem Berichte des Livius stürzte während dieser Handlung ein Thurm ein und die Karthager drangen durch die Breche herein, worauf die Einwohner sich theils ins Feuer auf dem Markte stürzten, theils sich in ihre Häuser einschlossen und dieselben anzündeten, theils mit den Waffen in der Hand starben. Nach dem Bericht des Appian folgte die Verbrennung der Kostbarkeiten auf dem Markte ungestört, die Saguntiner aber beschlossen, sich alle heldenmüthig zu opfern, machten in der Nacht einen Ausfall ins karthagische Lager und mordeten darin so lange, bis sie selbst alle bis auf den letzten Mann umkamen. Als ihre Weiber aber am Morgen von den Mauern herab ihrem rühmlichen Untergange zusahen, wählten auch sie freiwillig den Tod, indem sie sich von den Mauern herabstürzten oder henkten und zuvor ihre Kinder umbrachten. So fiel, unsterblichen Ruhmes würdig, die Stadt Sagunt, im Jahr 218. Noch jetzt sind ihre Ruinen erhalten in Murviedro (mures veteres, die alten Mauern).

Nachdem dieses Bollwerk gebrochen war, beschloß Hannibal unverzüglich nach Italien aufzubrechen, um nach dem Plane seines Vaters die Römer in Italien selbst anzugreifen und zwar zu Lande, indem er seinen Weg durch Gallien und über die Alpen nahm. Denn wenn er zur See gekommen wäre, würde er wie Pyrrhus mit seinem Heere ohne eine feste Operationsbasis gleichsam in der Luft gestanden seyn, indem ihm nicht einmal eine feste Stadt offen stand, wie Tarent dem Pyrrhus. Auf dem Wege über die Alpen durfte er dagegen hoffen, die keltischen Völker alle gegen Rom aufzubieten und hatte dann im Norden eine sichere Basis. Alles war von seiner Seite dazu vorbereitet, während die Römer noch keine Ahnung von

seinem Vorhaben hatten. Mit einem Heere von 90,000 Mann zu Fuß und 12,000 zu Roß nebst 37 Elephanten zog er im Jahr 218 über den Ebro, unterwarf hier einige noch widerspenstige keltische Stämme, entließ dann wieder einen großen Theil des Heeres, nahm nur 50,000 zu Fuß und 9000 zu Roß mit und gelangte dann ungehindert über die Pyrenäen nach Gallien, mit dessen südlichen Völkerstämmen er bereits im Einverständniß war und die ihm um so bereitwilliger Söldner lieferten, als er aus den reichen Silbergruben Spaniens vieles Geld mitgebracht hatte. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit höchstens 15,000 Mann zurück, überzeugt, diese würden zur Behauptung des Landes genügen, da die Römer alle ihre Streitkräfte gegen ihn selbst würden richten müssen. Der Consul Scipio, welcher mit einem römischen Heere zur See nach Spanien geschickt wurde, um den Fall Sagunts zu rächen, und unterwegs in Massilia (Marseille) staunend erfuhr, Hannibal sey über die Pyrenäen gegangen, dachte nun nicht mehr an Spanien, sondern ließ alle seine Truppen aussteigen, um die mit Sagunt befreundete Griechenstadt Massilia zu schützen und Hannibal aufzuhalten und zu schlagen, bevor er Italien erreichen könne.

Hannibal war bereits an der Rhone angekommen und suchte in der Gegend des heutigen Avignon einen Uebergang, den ihm ein gallischer Volksstamm am andern Ufer verwehrte, als der Vortrapp römischer Reiter, welche Scipio von Massilia entsendet hatte, auf seinen Nachtrapp stieß. Nach einem kurzen Gefecht eilte Hannibal sogleich weiter nordwärts, um dem Römer auszuweichen, schickte eine kleine Schaar durch den Fluß den feindlichen Galliern in den Rücken, verjagte sie und setzte nun mit seinem ganzen Heere ungehindert über den Fluß und suchte die Alpenpässe zu gewinnen, ehe Scipio von Massilia aus nach Rom berichten konnte. Es lag ihm alles daran, sich mit den keltischen Bojern und Insubrern in Oberitalien zu vereinigen, ehe man in Rom von seiner Nähe etwas wußte und durch Besetzung der Alpenpässe ihm zuvor kommen konnte. Nur aus diesem Grunde wich er dem Scipio aus und wollte sich durch denselben nicht aufhalten lassen. Scipio aber besann sich rasch und eilte

mit wenigen Truppen zur See nach Italien zurück, während er den größern Theil seines Heeres seinem Auftrage gemäß jetzt doch noch nach Spanien schickte.

Man hat gefragt, warum Hannibal die Vereinigung mit den Kelten in Oberitalien nicht lieber zur See versucht habe, da ihm die Uebersteigung der Alpen viel größere Schwierigkeiten darbot? Aber gerade die Anwesenheit des Scipio in Massilia beweist, wie wachsam die Römer waren, und die Ligurer, denen die Küste des heutigen Genua gehörte, waren ein rohes Räubervolk und den karthagischen Anträgen noch nicht zugänglich.

Man hat ferner viel und oft über den Weg gestritten, den Hannibal in die Alpen einschlug. Er rückte an der Rhone aufwärts gerade nach Norden, um dem Heere des Scipio auszuweichen und rastete dann bei dem ihm im Voraus befreundeten an der Isère wohnenden mächtigen Volksstamme der Allobroger, bei denen er einen Bruderstreit ausglich und sich mit allem versorgte, was er zum Uebergang über die Schneeberge bedurfte. Hier kam auch von jenseits der Alpen der Bojerfürst Magilus zu ihm, der ihn der besten Aufnahme von Seiten der jenseits wohnenden Kelten versicherte und ihm das Geleit über das Gebirge gab. Da sich Hannibal nunmehr von den Allobrogern „zur Linken und zum Fluß Druentia" hin wendete, so muß er seinen Marsch nach Norden (vielleicht weil er erfuhr, Scipio habe Massilia wieder verlassen und störe ihn nicht mehr) abgebrochen haben und von einem Punkt an der Rhone, welcher dem heutigen Valence näher als Avignon lag, nunmehr in südöstlicher Richtung und über Eburodunum (jetzt Embrun) an der Druentia (Durence) hinauf über den Mont Genèvre marschirt seyn, und kann nicht im Widerspruch mit der ausdrücklich bezeugten Linkswendung in nordöstlicher Richtung über den Mont Cenis oder gar über den noch weiter nördlich abliegenden kleinen St. Bernhard gegangen seyn, weil er in diesem Fall von den Allobrogern aus nothwendig rechtshin und nicht linkshin hätte vorgehen müssen. Daß er die anfängliche Richtung nach Norden aufgab und plötzlich wieder südwärts marschirte, ist den Geschichtschreibern aufgefallen und deshalb haben sie die Links-

schwenkung markirt. Damit stimmt auch überein, daß Hannibal sobald er die Alpen überstiegen hatte, gleich nach Turin kam, welches in der That nahe am Fuße der Alpen liegt, da wo man vom Mont Genèvre herabsteigt. Derselbe Weg war der nächste, welchen Hannibal wählen konnte, und blieb auch später der gangbarste, so daß der Berg von den Römern den Namen Mons Janus (der mit zwei Köpfen nach zwei Ländern sieht) oder Mons Janua (die Pforte Italiens) erhielt, was später in den Namen Genèvre entstellt wurde. Uebrigens bemerkt Livius, daß schon zu seiner Zeit (um Christi Geburt) über den Weg, den Hannibal gewählt, viel gestritten worden sey, da man ihn nicht mehr genau wußte, er verwirft aber die Voraussetzung eines jeden Weges, welcher nördlicher als der über den Mont Genèvre liegt. In neuerer Zeit sind eine Menge Bücher und Abhandlungen über dieselbe Frage geschrieben worden, ohne daß man sich bis jetzt vereinigt hätte. Nach sorgfältiger Vergleichung muß ich dem Livius zustimmen.

Die Ersteigung der Alpen wurde den Karthagern ungemein erschwert, weil es schon Herbst war, also der Schnee schon tiefer lag und viele einzelne keltische Gebirgsstämme sich weder begütigen, noch schrecken ließen, sondern ihre Thäler gegen die eindringenden Fremdlinge vertheidigten. Die Kelten, wie die Pelasger, waren ein ritterliches, aber in unzählige Stämme getheiltes und ewig uneiniges Volk. Wenn Hannibal die einen Stämme desselben sich befreundet hatte, so wurden die andern um so gewisser seine Feinde. In einem Thal sperrten sie ihm den Weg und brachten große Verwirrung in seinen Zug, bis er wahrnahm, daß sie des Nachts heimgingen, um zu schlafen. Da ließ er im Dunkeln die Höhen besetzen und drang durch. Aber noch einmal wurde sein Zug überfallen und mit Steinen überschüttet, und fast noch größern Verlust erlitt derselbe, als er die Schneeregion betrat und jeder Fußtritt unsicher wurde. Eine Menge Menschen und Thiere stürzten in die Abgründe. Endlich war man oben und Hannibal zeigte seinen tapfern Truppen die fruchtbaren Ebenen des Po tief unten und deutete auf die Gegend hin, wo Rom lag, indem er ihnen zurief: nach zwei Schlachten werden

wir dort einziehen! — Das Heruntersteigen auf der steilen Südseite der Alpen war, obgleich sich hier kein Feind blicken ließ, noch gefährlicher, als das Hinaufsteigen. Hier soll Hannibal einen im Wege liegenden Felsen durch Feuer geglüht und durch aufgegossenen Essig locker gemacht haben, bis man ihn wegschaffen konnte.

Endlich kam er, nachdem er zum Uebersteigen der Alpen im Ganzen fünfzehn Tage gebraucht hatte, in das Land der Tauriner, eines keltischen Volkes, welches gerade damals mit den benachbarten Insubrern Krieg angefangen hatte. Hannibal, mit den letzteren befreundet, faßte die Tauriner im Rücken und besetzte ihre Hauptstadt (jetzt Turin). Die Römer hatten von seiner Ankunft nichts gewußt, daher auch keine Vorkehrungen gegen ihn getroffen. Wie stark sein eigenes Heer noch war, nachdem es die Alpen mit großem Verluste überschritten hatte, läßt sich nicht mehr berechnen. Schon Livius sagt, die Nachrichten schwanken von 120,000 bis 26,000 Mann. Die letztere Zahl ist offenbar zu gering angesetzt, wenn man erwägt, welch blutige Schlachten nachher das karthagische Heer bestand. Sofern Hannibal häufig Söldner annahm und wieder in die Heimath entließ, dürfte die Zahl seiner Truppen immer gewechselt haben.

6.

Hannibal.

Die Römer geboten damals im oberen Italien nicht weiter als bis zum Flusse Padus (Po), hatten aber an demselben gegen die stets kriegs- und raublustigen Kelten zwei wohlbefestigte Colonien angelegt, Placentia (jetzt Piacenza) und Cremona. Von hier aus sollten zwei römische Legionen unter den Prätoren Manlius und Atilius die empörten Bojer und Insubrer im Zaume halten, waren aber nicht einmal dazu stark genug und konnten noch weit weniger daran denken, die Karthager aufzuhalten. Dennoch eilte der Consul Scipio, nachdem er von Massilia über See nach Pisa gezogen war,

mit seinen wenigen Truppen sogleich nach Placentia, stellte sich an die Spitze der zwei Legionen (nicht mehr als 20,000 Mann) und wollte den Fluß Ticinus (Tessin) vertheidigen, in der Hoffnung, Hannibal werde sehr geschwächt angekommen seyn.

Als der karthagische Feldherr die Römer vor sich sah, zur Schlacht bereit, ließ er vor seinem Heere ein seltsames Schauspiel aufführen. Die Kelten nämlich, die er in den Alpen gefangen genommen hatte, wurden halb verhungert und in schweren Ketten, ihnen gegenüber aber die prächtigsten keltischen Kleider niedergelegt und feurige Rosse herbeigeführt. Um diese mußten nun zwei der Gefangenen kämpfen. Der Besiegte fiel ehrenvoll durch das Schwert, der Sieger empfing den reichen Lohn. „Spiegelt euch an diesen Kämpfern, rief Hannibal seinen Truppen zu. Den Tapfern erwartet Ehre und Reichthum oder ein rühmlicher Tod, den Feigen aber und Trägen erwarten nur Hunger und Ketten, wie ihr an den übrigen Gefangenen sehet.“ Das gefiel den Truppen und alle jauchzten ihm zu und schwuren, unter ihm zu siegen oder zu fallen. Als nun die Schlacht begann, wurde die Reiterei der Römer nach einem zähen Widerstande geworfen, indem ihr die blitzschnellen numidischen Reiter Hannibals in den Rücken fielen. Der Consul Scipio selbst wurde schwer verwundet und nur durch seinen siebenzehnjährigen Sohn, der ihn nachher weit an Ruhm übertreffen sollte, aus den Händen der Feinde gerettet. Der Consul aber ließ sein Fußvolk gar nicht zum Treffen kommen, brach noch in der Nacht sein Lager ab und zog sich über den Po an die hügeligen Ufer der Trebia zurück, weil er erkannt hatte, er könne der ihm weit überlegenen Reiterei des Feindes in der Ebene nicht widerstehen. Damals gingen 2200 keltische Söldner, die bei den Römern dienten, zu den Karthagern über und der römische Commandant in Clastidium ließ sich von Hannibal bestechen, ihm die dortigen Magazine der Römer zu überliefern.

Hannibal lagerte sich nahe bei Scipio, der aber in einer festen Stellung blieb und sich zu keiner Schlacht herauslocken ließ, bis er Verstärkungen erhielt. Diese führte ihm der zweite Consul Sem-

pronius zu, welcher unterdeß die Karthager aus der Insel Malta vertrieben hatte, nun aber schnell mit seiner Flotte zurückberufen wurde. Sempronius theilte die Vorsicht seines Collegen nicht, sondern glaubte, das römische Heer sey, indem es jetzt wenigstens 40,000 Mann zählte, nunmehr stark genug, es mit Hannibal aufnehmen zu können, und glühte vor Ehrgeiz, diesen in einer großen Schlacht zu besiegen, um so mehr, als sein Consulat bald zu Ende gehen sollte und er dann die Führung des Heeres an einen andern abtreten mußte. Vergebens warnte ihn Scipio, Sempronius verließ das feste Lager und ging über die Trebia zur großen Freude Hannibals, der den Unbesonnenen mit allen seinen Truppen wie mit einem Netze umgarnte und plötzlich von vorn seine Elephanten auf ihn losließ, während seine Reiter ihm in die Seite fielen und noch ein Hinterhalt bereit war, ihm in den Rücken zu kommen. Sempronius hatte in seinem allzu hastigen Eifer seinen Truppen nicht einmal Zeit zu einem Frühstück gelassen. Mit hungernden Magen hatten sie den Fluß durchsetzen müssen und begannen den Kampf ganz durchnäßt und halb erfroren, während die Karthager wohlgenährt, trocken und warm waren. Es gab einen fürchterlichen Zusammenstoß und wie tapfer sich die Römer wehrten, erkennt man daraus, daß 10,000 derselben vom Fußvolk sich in geschlossener Masse ungetrennt durch den Feind durchschlugen, während freilich die Reiterei und das leichte Fußvolk eine schreckliche Niederlage erlitten. Die Consuln zogen sich mit dem Rest ihres Heeres nach den Festungen Placentia und Cremona zurück, bis sie von Rom her neue Verstärkungen erhalten würden.

Trotz seiner Siege konnte Hannibal sein auf der Spitze der Alpen gegebenes Versprechen, nach zwei Schlachten in Rom einzuziehen, nicht erfüllen. Er war noch nicht stark genug, um die große und wohlbefestigte Hauptstadt des Römerreiches angreifen zu können. Das Apenninengebirge lag noch zwischen ihm und Rom, wo man neue Heere gegen ihn rüstete. Der Winter und das Frühjahr 217 brachten vielen Regen und Kälte, so daß alle Elephanten Hannibals zu Grunde gingen bis auf einen. Auch die Pferde verloren ihre

Hufe durch die Klauenseuche und die an die Hitze des Südens gewöhnten Afrikaner erkrankten und starben in Menge dahin. Das Uebel wurde noch ärger, als Hannibal den Apennin überschritt und in dem sumpfigen Flußgebiete des Arno mit seinem Heere beinahe stecken blieb und selbst durch eine Entzündung eins seiner Augen verlor. Dennoch überwand er alle Hindernisse und erheiterte seine Krieger durch die Plünderung des reichen Landes, in welches er nunmehr einzog, des schönen Etrurien. Das neue römische Heer unter dem Consul Flaminius ließ sich aus seiner festen Stellung herauslocken, um das Plündern des Feindes zu verhindern, und wurde von dem schlauen Hannibal während eines Nebels in einem engen Raume zwischen dem Gebirge und dem trasimenischen See unfern von Cortona dergestalt gefaßt, daß es sich fast nicht rühren und nicht wehren konnte, weil es zu sehr zusammengedrängt war. Nur 6000 schwerbewaffnete vom Fußvolk schlugen sich wieder in dichtgeschlossener Masse durch, die übrigen wurden auf eine jämmerliche Weise vom Feinde abgeschlachtet oder in den See getrieben, in welchem tausende ertranken. Mitten im Getümmel bemerkte niemand, daß zu derselben Stunde ein großes Erdbeben Städte und Dörfer in Etrurien erschütterte und in Trümmer legte. Flaminius selbst büßte seine Unklugheit mit dem Leben, denn ein Gallier durchstach ihn mit der Lanze. Die Römer verloren an diesem Tage 15,000 Todte. Auch jene 6000 Mann verirrten und wurden am folgenden Tage abgeschnitten und gefangen, desgleichen 4000 Mann Reiterei, die als Verstärkung zum römischen Heere stoßen sollten.

Hatte die Nachricht, Hannibal sey über die Alpen gekommen, in Rom anfangs nur Staunen, aber noch keine Furcht erregt, so beschlich diese Furcht den stolzen Senat und die Bevölkerung der Hauptstadt doch schon bei der Nachricht der ersten und zweiten Niederlage und wurde jäher Schrecken, als die Nachricht von der dritten anlangte. In größter Eile brach man die Brücken des Tiber ab und setzte die Stadt in Vertheidigungsstand, indem man jeden Augenblick „Hannibal vor den Thoren" glaubte. Der karthagische Feldherr wußte sich jedoch den Mauern Roms noch nicht gewachsen. Wäre

ihm eine Belagerung Roms mißlungen, so hätte sie ihm ungeheure Verluste gekostet und er hätte sich in Italien nicht mehr behaupten können. Er mußte sich, bevor er Rom angriff, erst mehr verstärken und dagegen die Römer schwächen. Beides aber konnte nur geschehen, wenn er die erst unlängst von Rom gewaltsam unterworfenen, vorher freien Städte und Völkerschaften Italiens vom Joche der Römer befreite und in sein Interesse zog. Zu diesem Zwecke hatte er bereits unter den römischen Gefangenen scharf unterschieden, die eigentlichen Römer hart behandelt und in Ketten gelegt, die Unterthanen und gezwungenen Bundesgenossen derselben aber frei gelassen, in ihre Heimath zurückgeschickt und ihre Landsleute ermahnt, sich an ihn anzuschließen und gegen Rom zu empören. Jetzt sey die Zeit dazu gekommen, ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Allein er mußte erleben, daß sich nicht eine einzige Stadt an ihn anschloß. Die etruskischen Städte waren doch schon zu lange mit Rom vereinigt und noch länger durch Reichthum und griechische Bildung demoralisirt, als daß sie noch eines edeln Aufschwungs zur Freiheit fähig gewesen wären.

Hannibal hoffte besseres Glück bei den Italikern im Osten und Süden zu finden und rechnete besonders auf die Samniter. Er brach daher rasch aus Etrurien auf und zog durch Umbrien bis ans Ufer des adriatischen Meeres, von wo aus er die erste Nachricht von seinen glänzenden Erfolgen nach Karthago schickte. Aber auch in Umbrien gelang es ihm nicht, die Bevölkerung zur Empörung aufzurufen. Die Stadt Spoletum, den Römern treu, schlug seine Stürme ab. Da glaubte er, nur die Furcht vor Rom halte die Unterthanen ab, zu ihm überzugehen und wollte sich an Furchtbarkeit von Rom nicht übertreffen lassen, sondern ließ, indem er nach Apulien vorrückte, alle waffenfähige Mannschaft, die sich nicht an ihn anschloß, ohne Gnade niederhauen. Man darf voraussetzen, die Fremdartigkeit und das Dämonische in der Erscheinung des afrikanischen Heeres auf italischem Boden habe den Bevölkerungen wenig Vertrauen einflößen können, und man habe gefühlt, es handle sich hier nur um ein zwar

schreckliches, aber vorüberfahrendes Meteor, während in der Römermacht ungleich mehr Dauer sey.

Wenn Hannibal durch seine Kreuz- und Querzüge auch nicht den Abfall der italischen Städte von Rom erreichte, so befriedigte er doch seine Truppen durch die reiche Beute, welche sie machten, und führte die Römer irre, welche keinen Kriegsplan entwerfen und einhalten konnten, weil er ihre Berechnungen immer täuschte. Sie hatten aber nach der Schlacht am trasimenischen See, wie sie in Zeiten großer Gefahr pflegten, statt der beiden Consuln einen unumschränkten Dictator gewählt und in dessen feste Hand das Schicksal des Staats gelegt. Dieser Dictator aber war der alte Fabius, derselbe, der Karthago den Krieg aus seiner Toga geschüttelt hatte, ein viel erfahrener, felsenfester und ruhiger Mann, der sich durch die Schlangenwindungen Hannibals nicht irre machen ließ, ihm stets zur Seite blieb, aber niemals eine Schlacht annahm und niemals den Apennin verließ, sondern stets auf dessen Höhen eine unangreifbare Stellung einnahm, indeß Hannibal unter ihm in der Ebene das Land plünderte. Diese eigenthümliche Strategie wurde dem Fabius lediglich durch die geographische Lage des Kriegsschauplatzes ermöglicht. Der Apennin zieht sich durch die ganze Länge Italiens hindurch wie die Gräte durch einen Fisch, wo also auch Hannibal in der Ebene verweilen mochte, das Gebirge und mit ihm Fabius und das römische Lager waren nie weit entfernt davon. Fabius wurde nach seinem Systeme cunctator (Zauderer) genannt und erregte große Erbitterung unter den Römern selbst, weil er den Feind das Land ungestraft verheeren ließ und weil man ihm seine Klugheit als Feigheit auslegte.

Um ihn endlich zu einer Schlacht zu verlocken, warf sich Hannibal in das üppige Land Campanien und drohte, dessen Hauptstadt Capua zu erobern, deren Besitz ihm von besonderer Wichtigkeit seyn mußte, weil hier der Hauptsitz der italischen Opposition gegen die Tyrannei der Hauptstadt Rom war, Fabius ließ sich aber auch diesmal nicht hinreißen, sondern besetzte die Gebirgspässe, durch welche Hannibal seinen Rückweg nahm, als es ihm nicht gelungen war, die

Capuaner auf seine Seite zu bringen und er die Stadt nicht belagern wollte, so lange ihm ein feindliches Heer im Rücken stand. Plötzlich sah er sich in ein Thal der Apenninen vom Feinde eingeschlossen, entzog sich jedoch dieser übeln Lage mit der ihm eigenen Verschlagenheit, indem er gegen die Berge, auf denen die Römer standen, Rinder mit brennenden Reisbündeln am Kopf hinaufjagen ließ und, während die Römer staunend vor den Rindern zurückwichen und Fabius selbst, das Ganze für eine Kriegslist haltend, Vorsicht und Ruhe befahl, unvermerkt im Dunkeln mit seinem ganzen Heere durch das Thal entwischte.

Als Fabius wegen einer heiligen Handlung nach Rom zurückkehren mußte, übernahm Minucius, Führer der Reiterei, für ihn den Oberbefehl, erfocht einen kleinen Vortheil über Hannibal und bildete sich ein, durch kühnes Vorgehen werde er die angeblichen Fehler des Fabius wieder gut machen. In Rom selbst war man über den letztern, weil er gar nichts that, so erbittert, daß man gegen alle Regel den Minucius zu seinem Mitdiktator ernannte. Als nun aber dieser eine Hauptschlacht wagte und in so klägliches Gedränge kam, daß nur Fabius durch rasche Hülfeleistung ihn daraus errettete, sah er seine Thorheit ein, bat den Greisen um Verzeihung und überließ ihm wieder allein das Commando.

Erst im Jahr 216, als der Dictator abgetreten und wieder zwei Consuln, Servilius und Atilius, eingesetzt worden waren, glaubten diese, es sey nunmehr Zeit, den Feind anzugreifen und zu vernichten, weil Hannibals Heer nach und nach sehr geschwächt worden war und von Karthago aus keine Verstärkungen erhielt. Rom brachte sein Heer auf 87,000 Mann und stellte an die Spitze desselben die neuen Consuln Varro und Aemilius Paulus. Der erstere war sehr hitzig und zweifelte nicht, das kaum noch 50,000 Mann zählende Heer der Karthager zu schlagen, als sie bei Cannä zusammentrafen, in Apulien am Flusse Ausidus (jetzt Osanto) unfern vom adriatischen Meere in der Gegend des heutigen Trani. Den blutigen Entscheidungskampf begann auch hier wieder die Reiterei, und zwar ließ Hannibal die gallischen und spanischen Reiter den ersten Angriff

machen, indem er die numidischen noch zurückhielt. Livius bemerkt, die Gallier seyen vom Kopf bis zum Nabel nackt, die Spanier in blendend weiße Linnen gekleidet gewesen. Es gelang, die römische Reiterei gegen den Fluß zu drängen und auf das Fußvolk zurückzuwerfen, während das römische Fußvolk bereits siegreich gegen Hannibals gallisches und spanisches Fußvolk vorgedrungen war. In dem Augenblicke aber, in welchem die Flucht der römischen Reiterei Verwirrung in das ganze römische Heer brachte, fiel Hannibal mit seiner Reserve, dem karthagischen Fußvolk, dem schwankenden Feind in den Rücken, vollendete dessen Niederlage und ließ die Fliehenden durch die hurtigen numidischen Reiter verfolgen und alles zusammenhauen oder gefangen nehmen. Aemilius Paulus war schwer verwundet worden und hätte sich noch retten können, wollte aber den Unglückstag nicht überleben, blieb auf dem Schlachtfelde und erlag den feindlichen Geschoßen. Die Leichen von 50,000 Römern, darunter Servilius, Minucius, 80 Senatoren und viele vornehme Kriegsobersten, deckten das Schlachtfeld, 3000 geriethen in Gefangenschaft, der kleine Rest entkam mit dem Consul Varro. Hannibal hatte nur 8000 Mann verloren.

Dieser Tag war der glänzendste seines Lebens.

7.

Die Scipionen.

Rom gerieth in die entsetzlichste Angst und Verwirrung, die durch das Weinen und Heulen aller Weiber, die ihre Männer bei Cannä verloren hatten oder verloren zu haben fürchten mußten, und durch die Besorgniß, Hannibal werde in Eilmärschen gegen Rom selbst vorrücken, noch vermehrt wurde. Nur der alte Fabius trug den Kopf aufrecht, theilte seinen Muth dem Senate mit und traf Vorkehr für alles. Die Stimmung des Volkes benutzend, mahnte er dasselbe zur Buße und Andacht vor den Altären, weil die Götter

Roms in Zorn setzen, ließ diese durch feierliche Opfer versöhnen, und die Ursache ihres Zorns in Demuth erforschen, ja sandte sogar Boten nach Delphi, um das Orakel dort zu befragen. Dabei versäumte Fabius auch das unmittelbar Nöthige nicht, um den Römern Muth und Selbstgefühl zurückzugeben. Als der geschlagene Varro mit wenigen Geflüchteten nach Rom kam, empfing ihn Fabius aufs feierlichste, und dankte ihm, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. Diese Großmuth war dem Senate und der römischen Aristokratie dringend geboten durch die Rücksicht auf die Plebejer, aus deren Schooß Varro hervorgegangen war. Nur so konnten die Parteien in Rom zu gemeinsamer Vertheidigung der Republik einig erhalten werden. Die Großmuth aber, die vom politischen Standpunkte geboten war, wurde es nicht durch den militärischen. Ausdrücklich verweigerte unter des Fabius Einfluß das wieder stolz trotzende Rom, die Gefangenen, wie Hannibal anbot, um ein Lösegeld zurückzukaufen, ja es schloß sogar die von Cannä geflohenen Legionen vom fernern Heerdienste aus und schickte sie nach Sicilien in einen ruhigen, aber verachteten Garnisonsdienst. Dagegen wurde viel junges Volk ausgehoben und wurden Sklaven freigelassen, um das römische Kriegsheer zu ergänzen. Hannibal erzürnte sich sehr über den Hochmuth der von ihm besiegten Römer, erkannte aber darin die moralische Macht, die er immer noch nicht überwunden hatte, und rächte sich auf eine schreckliche und charakteristische Art, indem er die römischen Gefangenen zwang, sich vor den Augen seines Heeres als Gladiatoren (öffentliche Fechter) gegenseitig zu ermorden. Diese Rache war sinnreich und gerecht, denn erst vor kurzem hatten die Römer angefangen, sich an dergleichen Gladiatorenkämpfen zu ergötzen, und zu Opfern hatten sie dabei immer gefangene und zu Sklaven gemachte Feinde ausersehen. Hannibal vergalt in diesem Falle nur Gleiches mit Gleichem zur Ehre des Völkerrechts.

Der große Sieg bei Cannä verschaffte ihm plötzlich das Uebergewicht im ganzen Süden Italiens. Jetzt erst faßten die Apulier, Samniter, Campaner, Lucaner und Bruttier Muth ihm beizustehen

oder zitterten wenigstens vor seiner Rache, wenn sie es nicht thäten. Alle ihre Städte erklärten sich für ihn und Capua öffnete ihm die Thore. Auch in Sicilien war unterdeß Hiero gestorben und ein Umschwung zu Gunsten der Karthager erfolgt. Im Norden regten sich die Gallier (Kelten) wieder lebhafter und im Osten drohte Philipp von Makedonien, dem Hannibal ein Hülfsheer zuzuführen.

Die Gallier erfochten einen glänzenden Sieg über den Prätor Postumius. Nachdem sie sich nämlich stark gerüstet hatten und Rom, um sie abzuwehren, ein starkes Heer gegen sie geschickt hatte, fiel dasselbe in den gallischen Hinterhalt im s. g. Litaner Wald, dessen Bäume die Gallier unten abgesägt hatten und nun plötzlich umstürzten, so daß ein Baum den andern niederwarf und 25,000 Römer, mit ihnen der Prätor, erschlagen oder niedergemetzelt wurden, 216. Des verhaßten Postumius Schädel wurde in Gold eingefaßt und von den Galliern als Trinkschale gebraucht. Aber sie verfolgten ihren Sieg nicht, thaten nichts weiter für Hannibal, rückten nicht vor das geängstete Rom, sondern ließen sich durch den Consul Sempronius abhalten. Auch Philipp von Makedonien hielt sich zurück.

Hannibal sah sich also auf sich selbst beschränkt. Man sagt, er habe später bereut, daß er nicht gleich nach dem Siege bei Cannä einen Versuch auf Rom gemacht habe. Eine solche Aeußerung ist aber deshalb nicht wahrscheinlich, weil Hannibal in der That die Mittel nicht besaß, um eine so große und feste Stadt wie Rom mit Erfolg belagern zu können. Er mußte jedenfalls erst Verstärkungen abwarten und es war ihm klar, daß seine italischen Bundesgenossen schwankend und ungenügend seyen, und daß er sein Heer nur aus Karthago und Spanien gehörig würde verstärken können.

Sein Bruder Mago brachte seine Botschaft vor den Senat von Karthago, schüttete Scheffel voll goldener Ringe aus, die man den bei Cannä gefallenen Rittern und Senatoren Roms abgenommen hatte, und forderte Verstärkungen. Früher hatte man ihm solche stets abgeschlagen mit der boshaften Bemerkung: wenn er immerfort siege, brauche er keine Unterstützung. Auch jetzt wollte Hanno an der Spitze der den Barkaden feindlichen Partei nichts von Zusen-

dungen und Verstärkungen, nichts von Fortsetzung des Kriegs wissen, indem er nicht ohne Grund geltend machte, jetzt nach so großen Siegen sey es die rechte Zeit, Frieden zu machen, jetzt werde man einen guten Frieden erhalten; wenn man dagegen den Krieg um jeden Preis fortsetze, werde man sich erschöpfen. Der Besitz Italiens könne Karthago nichts nützen und auch auf die Dauer gar nicht behauptet werden. Man stehe also in Gefahr, weil man zu viel wolle, alles wieder zu verlieren. Die Barkaden dagegen sahen den Untergang Roms und den glänzendsten Triumph voraus, wenn Karthago nur noch eine Anstrengung machen wolle, und dem Stolze des Senats und Volks wurde dadurch auch wirklich so sehr geschmeichelt, daß man dem Mago das Verlangte bewilligte und zuerst dem Hannibal unmittelbar 40 Elephanten und 4000 numidische Reiter schickte, dann noch den Mago in Spanien 24,000 Mann werben lassen wollte.

Diese Hülfe blieb aber höchst ungenügend, denn in Spanien konnten die Karthager nicht für Italien werben, weil sie genug zu thun hatten, sich hier selbst der Römer zu erwehren. Schon im J. 218 hatte der Bruder des Consul Scipio, Cnejus, mit dem Heere, welches er nach Spanien führte, die Karthager unter Hanno daselbst geschlagen. Himilco wurde von Karthago mit einer Flotte geschickt, ihn zu vertreiben, erlitt aber eine Niederlage. Hasdrubal, der den Sieg zu Lande herstellen sollte, war eben so unglücklich, weil die Keltiberer, von den Römern verführt, sich gleichfalls gegen ihn erhoben. Nun kam auch noch der Consul seinem Bruder nach. Die Scipionen waren ein Zweig der großen römischen Familie der Horatier, der Consul aber hieß Publius, der andere Cnejus. Beide Brüder hatten den wichtigen Auftrag, die Macht der Karthager in Spanien zu brechen, dem Hannibal alle Hülfe von dort abzuschneiden und wo möglich von dort aus einen Angriff auf Karthago selbst zu versuchen, als das sicherste Mittel, um Hannibal selbst in Italien abzuschwächen und zuletzt zur Rückkehr nach Afrika zu zwingen. Diese Diversion in Spanien bewies den tiefen politischen Scharfblick Roms. Von hier aus allein war Rom Rettung möglich. Publius brachte 8000 Mann aus Italien mit und so verstärkt rückten beide Scipionen

vor Sagunt, wo die Söhne der vornehmsten Iberer und Keltiberer als Geißeln aufbewahrt wurden. Durch Verrath wurden ihnen diese überliefert und indem sie sie ihren Familien zurücksandten, gewannen sie dadurch sehr im Vertrauen der alten Einwohner Spaniens, welche mit Karthagos Tyrannei noch lange nicht versöhnt waren. So geschah es, daß Hasdrubal in einer Hauptschlacht bei Ibera von den Spaniern verlassen, von den Scipionen total geschlagen wurde. Nun mußte Mago, anstatt für Hannibal werben zu können, in Spanien bleiben und hatte dort alle Hände voll zu thun, um sich der Römer zu erwehren.

Auch in Sicilien gestaltete sich alles wieder günstig für Rom. Der neue Consul Marcellus besiegte jeden Widerstand und eroberte Syrakus, wie oben schon erzählt ist, während die Karthager sich in fruchtlosen Anstrengungen gegen ihn erschöpften. Auf dieselbe Art verloren sie die Insel Sardinien an eine kleine römische Streitmacht unter Manlius. So vergeudete Karthago seine Streitkräfte auf Nebenpunkten und Hannibal erhielt eine nur kärgliche, kaum nennenswerthe Unterstützung. Auch Philipp von Makedonien wagte nicht ihm beizustehen, zurückgeschreckt durch Roms Drohungen und die vielen Hindernisse, die ihm die bösen Nachbarn, besonders die unverständigen Griechen bereiteten.

Hätte Hannibal aus Karthago entsprechende Verstärkungen erhalten, so würde er im Stande gewesen seyn, Rom selbst anzugreifen und dann hätten die Römer auch nicht Spanien, Sicilien und Sardinien wegnehmen können, sondern alle ihre Streitkräfte in Rom selbst concentriren müssen. Da sie aber sahen, Hannibal bleibe mit seinem geschwächten Heere in Unteritalien, brauchten sie sich auch nicht mehr vor ihm zu fürchten und verstärkten um so mehr ihre Streitkräfte in Spanien und Sicilien, um von da nach Afrika selbst überzusetzen. Der ganze große Plan Hannibals scheiterte am Unverstande des karthagischen Senats. Dieser mußte, ehe der römische Senat die Entscheidung in Spanien suchen konnte, dieselbe in Italien durchsetzen. Für Rom lag der Sieg am Ebro, für Karthago nur am Tiber. Hannibals lange Unthätigkeit nach dem Siege bei Cannä war nur

eine erzwungene. Er verlegte sein Hauptquartier nach Capua und ließ seine siegreichen Krieger endlich in den Wollüsten des paradiesischen Campanien den Lohn finden, den er ihnen längst versprochen hatte. Er mußte das thun, um sie bei guter Laune zu erhalten, bis die ersehnten Verstärkungen ankämen. Unterdeß erstarkte Rom und führte ihm neue Heere entgegen, die eine Hauptschlacht vermeidend, ihn nur im Schach hielten. Er neckte sie wieder durch Kreuz- und Querzüge. Als sie aber Capua zu belagern anfingen, zog er plötzlich vor Rom, nicht in der Absicht, Rom zu erobern, sondern nur, um die Römer von Capua abzuziehen. In Rom schrie alles entsetzt „Hannibal vor den Thoren!“ aber der Senat blieb gefaßt und man trieb die Ostentation des Muthes so weit, daß man öffentlich in Rom den Acker versteigerte, auf dem gerade Hannibal lagerte. Dieser zog nun wieder ab, weil er seine Absicht nicht erreichte, denn Capua fiel unterdeß in der Römer Hände. Dafür nahm er Tarent. Man hätte glauben sollen, er werde dem Marcellus nach Sicilien folgen und diese Insel retten, was er wohl vermocht hätte. Aber er wollte sich, wie es scheint, vom italischen Festland nicht entfernen, immer noch auf Verstärkungen hoffend.

Mittlerweile hatten die Römer auch in Afrika selbst den libyschen König Syphax von Siga gegen Karthago aufgestachelt, weshalb Hasdrubal Spanien verlassen und gegen Syphax helfen mußte. Gala aber, der numidische König von Cirta, schickte den Karthagern seinen tapfern Sohn Massinissa zu Hülfe, der den Syphax besiegte und dann mit Hasdrubal, dessen schöne und geistvolle Tochter Sophonisbe er liebte, nach Spanien ging, um die Römer zu vertreiben. Die Scipionen hatten eben ihr Heer mit 20,000 Keltiberern verstärkt, begingen aber den Fehler, sich zu theilen und wurden nun einzeln von ihren kriegskundigen und tapfern Gegnern überfallen, gänzlich geschlagen und beide umgebracht, im Jahr 211. Der Rest ihrer Truppen sammelte sich unter Marcius und erhielt alsbald aus Rom Verstärkung unter dem energischen Claudius Nero, endlich unter dem zweiten Publius Scipio, Sohn des gefallenen.

Hannibal schlug unterdeß die Römer in Apulien unter Fulvius zweimal, bis Marcellus ihn in einer dritten Schlacht zum Weichen brachte, im Jahr 210. Nun nahmen die Römer auch Tarent wieder, Marcellus aber fiel in einer neuen Schlacht, 208. Hannibal fand ihn todt auf dem Schlachtfelde liegen und betrachtete seinen würdigen Gegner lange und ernst, zog ihm aber dann den Siegelring vom Finger und besiegelte damit falsche Befehle, die er in seinem Namen ausfertigte. Echt punisch.

Aber dieser neue Sieg half ihm nichts, weil jeder Sieg seine alte einzige Armee schwächte und immer noch kein Zuzug aus Karthago kam. Endlich sollte sein Bruder Hasdrubal ihm ein Heer aus Spanien über die Pyrenäen und Alpen auf dem nämlichen Wege zuführen, den er selbst gekommen war. Die letzten Siege der Karthager in Spanien ermöglichten es, obgleich der junge Scipio schon wieder Erfolge errang, Neukarthago, den Mittelpunkt der punischen Macht in Spanien, eroberte und durch sein liebreiches und gnädiges Wesen sich großen Anhang bei den Spaniern erwarb. Insbesondere rühmte man die Großmuth, mit welcher er die schönste Keltibererin, eines Fürsten Braut, die er gefangen genommen hatte, ungekränkt ihrem Bräutigam zurückgab. Unbekümmert aber um das, was in seinem Rücken vorging, verfolgte Hasdrubal seinen Weg nach Italien, wo allein die Entscheidung lag. Wenn er hier, mit seinem großen Bruder vereinigt, Rom angreifen konnte, so war in Spanien nichts verloren.

Die neuen Consuln Roms hatten sich getheilt, Livius erwartete den Hasdrubal an den Alpen, Nero bewachte den Hannibal in Unteritalien. Es fällt auf, daß der letztere seinem Bruder nicht entgegenkam. Was er versäumte, that Nero, denn dieser, nachdem er den Hannibal eine Zeitlang beschäftigt hatte, brach plötzlich mit dem schlagfertigsten Theil seines Heeres auf, zog in Eilmärschen nach dem Norden und vereinigte sich bei Sena in stiller Nacht mit Livius in dem Augenblick, in welchem Hasdrubal eben angekommen war und dem Livius gegenüber lagerte. Als es nun am Morgen zur Schlacht kommen sollte, bemerkte Hasdrubal die Verdoppelung der feindlichen

Schaaren, glaubte daraus zu erkennen, sein Bruder Hannibal müsse eine Niederlage erlitten haben, und zog sich zurück. Nero aber holte ihn ein und nach kurzem Kampfe wurde das ganze karthagische Heer überwältigt, Hasdrubal selbst erschlagen, im Jahr 207. Unmittelbar darauf eilte Nero wieder nach Unteritalien zurück und kam, nach einer Abwesenheit von nur 14 Tagen, wieder im Lager dem Hannibal gegenüber an und ließ dem ersten karthagischen Vorposten das abgeschlagene Haupt des Hasdrubal zuwerfen, er möge es dem Bruder bringen. Daraus erst erkannte Hannibal, was vorgefallen war, und mag schmerzlich bereut haben, daß er dem Nero nicht zuvorgekommen war und sich zum erstenmal von einem Römer an Schnelligkeit hatte übertreffen lassen.

Auch in Spanien gewannen die Römer immer mehr Vortheil. Scipio eroberte fast das ganze Land, nahm den Hanno gefangen und vertrieb den Mago, der mit wenig Volk sich nach Oberitalien warf, um die Kelten noch einmal wider Rom aufzuwiegeln. Unterdeß aber hatten die Römer schon versuchsweise Schiffe an die afrikanische Küste gesandt und dort plündern lassen. Von Spanien und Sicilien aus wurden ernstliche Anstalten zu einer großen Expedition dahin gemacht und Hannibal konnte unter diesen Umständen nichts anderes mehr thun, als sich in die äußerste Südspitze des italischen Festlandes zurückzuziehen, um bei der Hand zu seyn und nöthigenfalls nach Afrika zurückzukehren.

In Afrika hatte sich unterdeß König Syphax, der alte Feind Karthagos, mit diesem Staate eng verbündet, bezaubert durch die Schönheit und den Geist derselben S o p h o n i s b e, die von ihrem Vater Hasdrubal (des Gesko Sohn, ein anderer, als Hannibals Bruder) dem Massinissa zugesagt worden war. Diese edle Dame glühte von Vaterlandsliebe, erkannte mit Recht in den Römern die gefährlichsten Feinde der Völkerfreiheit und brachte das Opfer, sich mit einem ungeliebten Manne zu vermählen, nur um ihren Gatten der römischen Umstrickung zu entreißen und durch die Macht ihrer Beredsamkeit sein Herz zu wenden. Das gelang ihr auch. Massinissa aber fühlte sich tief gekränkt und ging nun seinerseits zu den Römern

über. Scipio hatte endlich Spanien soweit unterworfen und für die Römer gesichert, daß er im Jahr 204 sein Heer nach Afrika hinüber führen konnte. Er ging jedoch mit Vorsicht zu Werke und suchte sich zuerst der Stadt Utika zu bemächtigen, um einen festen Halt an der Küste zu haben, bevor er die schwierige Belagerung der Hauptstadt begann. Syphax und die Karthager griffen ihn zweimal an und wurden geschlagen. Unterdeß regte sich die Friedenspartei in Karthago und vermittelte einen Waffenstillstand, welchen Hannibal benutzte, um mit dem Rest seines Heeres unangefochten nach Afrika zurückzukehren. Er that es mit Ingrimm und ließ zuvor alle Italiker, die ihm nicht folgen wollten, in einen Tempel versammeln und abschlachten.

Alle seine großen Erwartungen waren betrogen durch den Unverstand seiner Landsleute. Aber er wollte dem Scipio doch noch zu schaffen machen. Man suchte nun auch den Massinissa zu gewinnen und brach den Waffenstillstand, indem römische Schiffe, die der Sturm ans afrikanische Ufer warf, geplündert wurden. Scipio begann daher von neuem den Krieg. Massinissa überwand den Syphax in einer neuen Schlacht und nahm ihn gefangen. Als er denselben gefesselt vor die Thore seiner Hauptstadt Cirta brachte, ergab sich auch diese; in der Burg aber fand er seine geliebte Sophonisbe und heirathete sie auf der Stelle. Den Syphax aber lieferte er an Scipio aus, der ihm die Fesseln abnehmen ließ, ihn gütig behandelte und ihm mit vieler Schonung vorwarf, daß er, früher der beste Freund Roms, sich in der letzten Zeit so feindlich bezeigt habe. Syphax entschuldigte sich, die schöne Sophonisbe habe ihn verführt und werde nun auch wieder den Massinissa verführen, Rom solle sich daher in Acht nehmen. Es bedurfte wohl dieses arglistigen Winkes von Seiten eines beleidigten Ehemannes nicht, weil Scipio ohnehin dem wetterwendischen Massinissa nicht getraut hätte. Er ließ aber diesen zu sich rufen, tadelte seine übereilte Hochzeit mit der Sophonisbe und verlangte die Auslieferung dieser Dame als einer römischen Gefangenen, denn der Krieg werde von Rom geführt und nur Rom entscheide über das Schicksal der Gefangenen. Da blieb dem Massinissa

kein Ausweg und schnell entschlossen schickte er seiner Geliebten Gift zu, welches sie mit heroischem Muthe nahm. Als die römischen Soldaten in das Schloß von Cirta eindrangen, um sie zu verhaften, fanden sie nur noch ihre Leiche.

Hannibal gab noch nicht alle Hoffnung auf und verstärkte sein Heer, so gut er konnte. Vermina, des Syphax Sohn, führte ihm viele Reiterei zu. Das veranlaßte nun aber wieder den Massinissa, bei den Römern auszuhalten, um mit ihrer Hülfe das Reich des Syphax für sich zu erobern. Der allgemeine Aufstand der Afrikaner, dessen Idee mit der schönen Sophonisbe begraben war, unterblieb trotz Hannibals Mahnungen, weil unter den Afrikanern im Süden, wie unter den Griechen und Makedoniern im Osten alter Neid und Haß jede Einigung verhinderten. Zwar schlug Hannibal den Massinissa, ließ sich aber nachher von Scipio durch die verstellte Flucht desselben nach Utika zu einer übereilten Verfolgung hinreißen, worauf Scipio sich rasch umwandte und die karthagische Reiterei, der das Fußvolk noch nicht hatte folgen können, mit schwerem Verlust zurückschlug. Hannibal erkannte, es werde ihm kaum möglich seyn, Karthago zu retten, bat daher den Scipio um eine persönliche Zusammenkunft und stellte ihm eindringlich vor, ein Frieden, der beide Welttheile künftig auseinanderhielte, sey für beide der beste. Er gab somit Spanien, Sicilien und alles, was außerhalb Afrika lag, Preis. Aber Scipio entgegnete ihm, seitdem der Punier den Waffenstillstand gebrochen, sey ihm nicht mehr zu trauen. So mußten noch einmal die Waffen entscheiden und bei Zama wurde die letzte entscheidende Schlacht geschlagen, in welcher Scipio hauptsächlich dadurch den Sieg errang, daß er die 80 Elephanten der Karthager durch wildes Geschrei und Angriffe scheu machen ließ. Diese Thiere wandten sich um und brachten das Heer, dem sie angehörten, selber in Verwirrung, so daß die Römer mit dem Nachdruck ihrer Legionen vollends alles niederwarfen, im Jahr 202.

Nach diesem letzten großen Siege machte Scipio schnell mit Karthago Frieden, weil er dadurch Rom für immer gesichert glaubte und weil er fürchtete, wenn er nicht eile, werde ein anderer von

Rom geschickt werden, um ihm den Lorbeer zu entreißen. Auch Hannibal stimmte jetzt der Friedenspartei in Karthago zu, um Zeit zu gewinnen, und neue Kräfte sammeln zu können. Karthago aber trat im Frieden alle seine Eroberungen auf dem Festlande von Europa und auf den Inseln an die Römer ab, ganz Spanien, Sicilien, Sardinien, die Balearen, Malta. Es lieferte alle seine Kriegsschiffe bis auf 10 aus. Scipio ließ alle diese Schiffe auf der See verbrennen. Daß es ihrer 500 gewesen seyen, ist nicht wahrscheinlich, weil die Karthager mit so vielen Schiffen im Kriege viel mehr würden ausgerichtet haben. Karthago versprach fünfzig Jahre lang, jährlich an Rom 200 Talente zu zahlen. Es überließ Massinissa das ganze numidische Reich und verpflichtete sich, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, so daß es also ganz in Massinissas Hand gegeben war. Es stellte endlich Geißeln. Rom war mit diesem Ausgang zufrieden und gestattete dem Consul Scipio, welcher seitdem den Ehrennamen Africanus erhielt, den glänzendsten Triumphzug, den es noch in seinen Mauern gesehen hatte. Scipio saß in einem mit goldenen Sternen besäten Purpurgewand, in den Händen einen Lorbeerzweig und einen Scepter, auf dem Haupt einen Kranz von Gold und Edelsteinen, auf einem bunten und vergoldeten Wagen. Vor ihm wurden 120,000 Pfund Silber getragen, hinter ihm folgte sein siegreiches Heer, jeder Krieger mit einem Lorbeer geschmückt.

8.

Karthagos Untergang.

Ohne nach so langen und schweren Kämpfen zu ermüden und ohne im Unglück zu verzweifeln fuhr Hannibal rastlos fort, für sein Vaterland zu wirken, indem er sich als Suffet zum eigentlichen Regenten in Karthago aufwarf und mit fester Hand die Ordnung im Staate herstellte. Es gelang ihm, die Oligarchie der Hundertmänner zu stürzen und die zerrütteten Finanzen zu regeln. Der

Frieden ließ den Handel wieder gedeihen und mit ihm kehrte bald auch der Wohlstand zurück. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen eine zahlreiche Partei in Karthago, an deren Spitze Hanno, der alte Feind der Barkas stand, keinen Anspruch mehr auf Größe und Macht des Staats machte und nur das kaufmännische Interesse im Auge behielt, ja um dieses zu wahren, sich selbst gänzlich Rom unterworfen haben würde. — Auch in Rom gab es eine Partei, an deren Spitze Scipio Nasika stand, welche dem alten Haß gegen Karthago zu entsagen rieth, welche nicht die mindeste Besorgniß mehr vor diesem Seestaat hegte und demselben den Frieden gönnte, ja es im Interesse Roms selbst für gefährlich hielt, durch Fortsetzung der Eroberungen den römischen Staat immer weiter auszudehnen, weil dadurch das republikanische und nationale Gepräge Roms in den zahlreichen barbarischen Provinzen nothwendig verloren gehn mußte.

Diese Friedensparteien wurden aber in Karthago wie in Rom von einer Kriegspartei überragt. Hannibal selbst hat wohl nicht an eine Wiederaufnahme des Kriegs gedacht, gewiß aber eine solche für kommende Zeiten vorbereiten wollen, oder er kannte die böse Gesinnung in Rom und wollte Karthago wenigstens in den Stand setzen, sich zu vertheidigen, wenn es noch einmal angegriffen werden sollte. In diesem Sinne bemühte er sich heimlich um die Freundschaft des König Antiochus in Asien. Aber auch gegen seinen Willen wurde Karthago zu Kriegsrüstungen gezwungen durch den unersättlichen Massinissa, welcher vom karthagischen Gebiet ein Stück nach dem andern wegriß und mit seinem numidischen Reiche vereinigte. Karthago schickte Boten über Boten nach Rom und bat, entweder möge Rom es gegen den Numidier schützen, oder Karthago erlauben, sich selbst gegen ihn zu vertheidigen. Rom aber that weder das eine noch das andere, sondern nahm die Miene an, als sinne Hannibal auf einen neuen Krieg gegen Rom und forderte dessen Auslieferung, im J. 195. In Karthago konnte und wollte niemand den großen Volkshelden schützen, er selbst aber rettete sich durch die Flucht zum König Antiochus.

Römische Gesandte gingen nach Karthago, um die afrikanischen

Händel nicht zu schlichten, nicht Recht zu sprechen, sondern die Parteien nur noch mehr an einander zu hetzen. Ganz dasselbe Verfahren, welches sie auch in Bezug auf Griechenland und die makedonischen Staaten befolgten. An der Spitze einer solchen Gesandtschaft befand sich auch Marcus Cato, zubenannt Censorinus, weil er als Censor überaus streng war, ein Mann, welcher sich zur Aufgabe machte, in einer schon zum Verderben neigenden Zeit als ein Musterbild altrömischer Tugend dazustehn, der aber mit zunehmendem Alter immer mehr in die Eitelkeit eines orakelnden Großpapa fiel. Diese Eitelkeit wurde im Jahre 157 von den Karthagern verletzt, weil man ihm dort nicht gleich aufs Wort gehorchte, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht hat man diesem Umstand den tödtlichen Haß zugeschrieben, den Cato auf Karthago warf, denn für so beschränkten Kopfes darf man ihn nicht halten, daß er wirklich geglaubt haben sollte, was er im Senate vorbrachte, von Karthago drohe Rom immer noch die höchste Gefahr. Jede seiner Reden im Senat, auch wenn sie von etwas ganz anderm handelten als von Karthago, schloß er doch regelmäßig mit den Worten: Uebrigens meine ich, Karthago müsse zerstört werden. (Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam). Vergebens bestritt ihn Scipio Nasika, nannte die Furcht vor dem schwachen Karthago eine Uebertreibung und Thorheit und warnte vor neuen Ungerechtigkeiten und Eroberungen. Die römischen Geldmänner, die großen Kaufleute, die allen Handel unmittelbar oder mittelbar an sich reißen wollten, und alle, die auf die reiche Beute und auf den Grundbesitz in Afrika speculirten, stimmten für Cato, um in Karthago eine mit ihnen rivalisirende Handelsconcurrenz zu vernichten und ihrer Habgier ein neues weites Feld zu öffnen.

Da die Karthager aus Angst vor Rom immer noch nicht wagten, sich gegen Massinissa zu wehren, wurde des in der Gefangenschaft in Rom gestorbenen Syphar Enkel, Ariobarzanes, durch die Römer selbst aufgestiftet, sich in Afrika unter den alten Anhängern seines Vaters eine Kriegsschaar zu sammeln, den Massinissa anzugreifen und den Karthagern Muth zu machen. Das wirkte. Die Kriegspartei in Karthago gewann die Oberhand und Hasdrubal trat mit

einem Heere dem Enkel des Syphax zur Seite, die Häupter der Gegenpartei wurden verbannt. Und doch erwartete man immer noch ängstlich eine Entscheidung von Rom, dieses Rom aber hatte selbst die Fäden angesponnen und beobachtete ein arglistiges Schweigen, während sein Abgesandter, Publius Cornelius Aemilius Scipio (Adoptivenkel des Scipio Africanus) schadenfroh von einem Berge herab zusah, wie die feindlichen Armeen gegen einander rückten, im Jahr 151. Massinissa, obgleich schon 92 Jahre alt, siegte in dieser Schlacht. Hasdrubal entkam mit dem Rest seiner Truppen, wurde aber von Massinissa eingeschlossen und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen.

Nun war aber Rom nicht damit gedient, daß Massinissa etwa vollends Karthago selbst unterwarf und zur Hauptstadt seines großen Reiches machte. Deshalb wurde ihm schleunigst vorgegriffen. Jetzt erst hieß es, ihr Karthager habt den Friedensvertrag verletzt, weil ihr ohne Roms Erlaubniß Krieg angefangen habt! und ein zahlreiches römisches Heer schiffte hinüber, um die Friedensbrecher zu strafen, angeführt von dem schrecklichen Cato, im Jahr 149. So begann der dritte und letzte punische Krieg. Vergebens flehten die Karthager Rom um Erbarmen an, stellten 300 Kinder der angesehnsten Familien als Geißeln, die unter Weinen und Jammern für immer Abschied nahmen, und erboten sich, in allem Rom zu gehorchen. Cato aber befahl ihnen, sämmtliche Waffen und alle Schiffe auszuliefern, denn wenn sie, wie sie selbst behaupteten, nur im Frieden leben wollten, so brauchten sie auch keine Waffen mehr. Auch diesem Befehl gehorchte Karthago und lieferte 200,000 eherne Rüstungen, 2000 schwere Wurfgeschütze, alle übrigen Waffen und alle Schiffe aus, nicht zweifelnd, daß Rom jetzt endlich befriedigt seyn werde. Nun aber erklärte Cato im Namen des römischen Senates und Volkes: jetzt wandert aus, 80 Stadien weit vom Meere im Innern des Landes könnt ihr euch wieder ansiedeln, die Stadt Karthago aber soll und wird bis auf den Grund zerstört werden!

Als diese Botschaft nach Karthago gelangte, wurde der zahlreiche Pöbel dieser Stadt wüthend, ermordete die, welche die Bot-

schaft brachten, die nur zu lange der römischen Großmuth vertraut und zuletzt noch die Waffen und Schiffe ausgeliefert hatten, schalt sie Verräther, welche die Stadt hätten wehrlos machen wollen und ermordete mit grausamer Wollust alle Römer, die sich zufällig in der Stadt befanden. Der vom Pöbel eingeschüchterte Senat beschloß in der Angst Krieg gegen Rom, die Thore wurden verrammelt und alles suchte sich zu bewaffnen. Tag und Nacht arbeiteten Männer, Weiber und Kinder, die verlornen Waffen zu ersetzen durch neugefertigte. Inzwischen mögen auch wohl nicht alle alten ausgeliefert worden seyn. Man rühmt, die karthagischen Frauen und Mädchen hätten ihr langes Haar abgeschnitten, um Stricke und Bogensehnen davon zu drehen. Alle Sklaven wurden für frei erklärt und fochten mit. Am meisten nimmt Wunder, daß die Römer nicht alsobald die Stadt stürmten, ehe sie sich in neuen Vertheidigungszustand gesetzt hatte. Aber auch das scheint Absicht gewesen zu seyn, um dem Vorwurf zu entgehen, man habe einen hülflosen und demüthigen Feind allzugrausam behandelt. Je verzweifelter sich die Karthager wehrten, desto mehr erschien die ganze Unternehmung nur als ein ordnungsmäßiger Krieg und die Eroberung gerechtfertigt.

Inzwischen war Karthago noch nicht ganz isolirt. Außerhalb seinen Mauern sammelte Hasdrubal ein neues Kriegsheer, unterhielt die Verbindung mit den libyschen Städten und Völkerschaften und sorgte für die nöthige Zufuhr der Lebensmittel. Massinissa aber fühlte sich sehr dadurch gekränkt, daß die Römer sich gar nicht um ihm kümmerten und ihm das schöne Karthago vorwegnehmen wollten. Doch wagte er nicht, sich der Karthager anzunehmen und blieb nur unthätig. Unter diesen Umständen zog sich die Belagerung der Stadt in die Länge. Die Karthager schlugen die ersten Stürme ab, welche Cato versuchte, indem er mit zwei ungeheuer großen Mauerbrechern (jeder einzelne wurde von 6000 Mann gezogen) die Mauern einstieß. Auch seine Schiffe wurden durch die karthagischen Brander beschädigt. Hasdrubal erfocht gleichfalls Vortheile, und nur Scipio war es, welcher die Fehler des nach dem Rücktritt Catos den Oberbefehl führenden Consul Manlius durch kecke Schläge wieder gut machte. Scipio

wurde daher der populärste Führer in der Armee und sogar der alte Massinissa ließ ihn an sein Sterbebett rufen, vertraute ihm die Theilung seines Reichs unter seine drei Söhne an und empfahl sie dem fernern Schutze Roms. Aber Scipio wurde nach Rom zurückgerufen und die folgenden römischen Feldherrn Manilius und Piso erwiesen sich unfähig. Es kam so weit, daß selbst die Söhne Massinissas sich wieder zu Karthago neigten und einen Aufruf an alle Stämme Afrikas erließen, die Römer gemeinsam anzugreifen, da es sich nicht um Karthago allein handle, sondern um die Unabhängigkeit auch aller Nachbarstaaten.

Jetzt erst wurde Scipio, dem die Armee allein vertraute, zum Feldherrn in Afrika bestellt und kehrte dahin zurück, im Jahr 147. Vor allen Dingen lag ihm ob, die erschlaffte Disciplin herzustellen, denn zuletzt hatten die römischen Krieger weniger an Kampf gedacht, als an Raub und Wollust und das Lager wimmelte von Verkäufern und Dirnen. Hasdrubal ließ im Uebermuth und Trotz die römischen Gefangenen grausam verstümmeln und so von den Mauern herabstürzen. Das trug nicht wenig bei, den Eifer und die Rachelust der Römer zu entflammen. Der Kampf nahm nun wieder einen sehr ernsten Charakter an. Beide Theile bauten, die Römer einen Damm ins Meer und einen großen Graben zu Lande, um die Zufuhr zur Stadt abzuschneiden; die Karthager aber gruben sich unbemerkt einen neuen Canal ins Meer und fuhren auf demselben mit einer Flotte hinaus, die sie unterdeß wieder gezimmert und bemannt hatten. Doch gelang es ihnen nicht, die römische Flotte zu vertreiben und die Römer machten in der Einschließung der Stadt immer bessere Fortschritte. Die große afrikanische Bewegung, welche die Stadt befreien sollte, endete kläglich in Nipheris, wo die vereinigten Truppen Hasdrubals und der Numidier eine schreckliche Niederlage erlitten.

Im Frühjahr 146 schloß Scipio die Stadt Karthago aufs engste ein und brach sich Bahn in die beiden Theile der untern Stadt. Man stritt mit furchtbarer Erbitterung und es flossen Ströme von Blut. Brand verzehrte die Häuser und in ihnen die Menschen. Von den 700,000 Einwohnern Karthagos kamen in diesen Schreckens-

tagen die meisten um. Nur die obere Stadt, Byrsa, die alte Akropolis, hielt sich noch und in den zwei großen Straßen, welche zu ihr hinaufführten, vertheidigten sich die Einwohner sechs Tage lang mit unerhörter Wuth und Ausdauer, so daß die Römer nur langsam Zimmer für Zimmer und Haus für Haus erobern konnten, bis sie endlich hinauf kamen. Da flehten die oben zusammengedrängten Karthager um ihr Leben und Scipio gewährte es ihnen und ließ sie, noch 50,000 an der Zahl, herauskommen. Nur 200 Ueberläufer und Hasdrubal mit seiner Familie blieben von der Begnadigung ausgeschlossen, zogen sich in den Tempel des Aesculap auf den höchsten Gipfel der Akropolis zurück und wehrten sich hier noch lange wie Verzweifelte Tag und Nacht, bis Hunger und Mattigkeit sie erschöpften. Da entwich Hasdrubal heimlich, warf sich dem Scipio zu Füßen und flehte ihn um sein Leben an. Der Consul bewilligte es ihm, zeigte aber im Angesicht des Tempels den letzten Vertheidigern desselben das Schauspiel, wie Hasdrubal demüthig vor ihm kniete. Da brachen die Tapfern im Tempel in gräßliche Verwünschungen gegen den feigen Führer aus und steckten den Tempel in Brand, um sich unter seinen Trümmern zu begraben. Hasdrubals Gattin aber stand mit ihren beiden Kindern auf der Zinne des brennenden Tempels und rief ihrem Gatten zu: „Frevler, treuloser, feiger Mann! Sieh hier die schöne Leichenfackel deines Weibes und deiner Kinder, du aber, Feldherr einst des großen Karthago, gehe hin und ziere den Triumph unsrer Feinde!" Darauf ermordete sie die Kinder, warf sie in die Flammen und stürzte sich selbst hinein.

Die Ueberlebenden wurden verschont, systematisch aber wurden alle Gebäude der Stadt, welche die Mauerbrecher und das Feuer übrig gelassen, von den Siegern niedergerissen und der Erde gleich gemacht und durch die öde Stätte der Pflug gezogen, wie es Cato immer verlangt und Senat und Volk der Römer beschlossen hatten. Ihrem Befehle gehorchend mußte Scipio den Boden Karthagos feierlich verfluchen, daß er nie wieder angebaut würde und der Götter Zorn jeden träfe, der es versuchen würde. Auch alle Städte, welche sich in dem letzten Kriege für Karthago und gegen Rom erklärt

hatten, wurden bis auf den Grund zerstört. Dagegen wurden die, welche sich Rom unterworfen hatten, belohnt, vor allen Utika. Das ehemalige karthagische Reich wurde römische Provinz, erhielt aber den Namen Afrika zum Schrecken der benachbarten libyschen Völkerschaften und Fürsten, weil sie fürchten mußten, Rom werde seine Herrschaft bald auch auf sie und den ganzen Welttheil Afrika ausdehnen. Und doch blieben sie noch immer uneinig unter sich, wie zuvor.

Als Scipio vor seiner triumphirenden Rückkehr nach Rom die traurige Stätte betrachtete, beschlich ihn die Wehmuth, daß er weinen mußte und die Worte des Homer wiederholte:

> Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilium hinsinkt,
> Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Diese Worte waren nicht von Mitleid eingegeben und die haben Unrecht, welche den Scipio darum loben und ihm humane Gefühle und eine schöne Seele andichten. Wäre ihm dergleichen eigen gewesen, so würde er die große Henkerrolle in Karthago gar nicht übernommen haben. Er dachte nur an die Nemesis, denn als der Geschichtschreiber Polybius, der neben ihm stand und jene Worte hörte, ihn deshalb frug, gestand ihm Scipio, er denke an Rom, welchem dereinst ein gleicher Untergang bevorstehe.

Sechstes Buch.

Die Ptolemäer.

1.

Ptolemäus Soter.

Unter den Diadochen, welche sich in das Reich Alexander des Großen getheilt hatten, war dem Ptolemäus Lagi (Sohn des Lagos) Aegypten zugefallen, welches er mit einer ansehnlichen Schaar des großen makedonischen Heeres ohne Schwierigkeit besetzte, sofern der früher von Alexander dort bestellte Satrap ihm freiwillig den Platz räumte und die Aegypter selbst den Makedoniern, durch die sie von dem verhaßten Joch der Perser frei geworden waren, geneigt blieben. Ptolemäus, von sehr geringer Geburt, aber unter den Strategen des großen Alexander einer der tüchtigsten, wählte die neue Stadt Alexandria zu seiner Residenz, umringte sich hier mit seinen Makedoniern fortwährend wie in einem Feldlager, pflegte, liebkoste und bereicherte sie wie seine Kinder, machte sich gewissermaßen von ihrer Meinung wie von der eines Parlamentes abhängig und ließ ihnen einstweilen den guten Glauben, als wolle er, wie sämmtliche Diadochen, das Reich Alexanders im Namen des makedonischen Volkes einig zusammenhalten. Aber er verflocht zugleich ihr Interesse eng mit dem seinigen und machte sich ihnen unent-

behrlich, so daß er, wenn die große Theilung des Reichs erfolgte, auf ihre Treue zählen konnte. Die amtlichen Namen der Offiziere bezeugen das vertraute Verhältniß zum Feldherrn. Die höchststehenden hießen seine Verwandten, die nächsten seine Freunde. Kein Fest in Alexandria ohne militärische Paraden. Der ganze Charakter der Regierung war in der ersten Zeit ein noch ausschließlich kriegerischer und makedonischer.

Allein Ptolemäus verstand es vortrefflich, sich auch die Aegypter zu befreunden, indem er die angesehensten und verständigsten Männer unter ihnen an seinen Hof zog, die Sitten und Gewohnheiten, die alten Vorurtheile, vor allem die Religion der Aegypter schonte, ihren Göttern Ehrfurcht erwies, ihren Tempeldienst glanzvoll herstellte und den Wohlstand des Landes auf alle Art durch eine weise Verwaltung wie durch Pflege des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels sammt allen Friedenskünsten förderte. Dabei begünstigte ihn die abgeschlossene Lage Aegyptens. Zunächst muthmaßlich auf längere Zeit gegen jeden auswärtigen Feind gesichert, konnte dieses Land endlich nach langer Fremdherrschaft, Tyrannei und revolutionärer Zerrüttung wieder seines Naturreichthums und der Frucht seiner Arbeit froh werden. Ptolemäus hat ohne Zweifel von Anfang an den Plan verfolgt, sich und seiner Familie in dem schönen Nilthal ein eigenes Reich zu gründen. Wenigstens war unter den Diadochen er der einzige, der nicht das ganze Reich Alexanders an sich reißen, sondern sich mit einem Theile begnügen wollte. Deßhalb ließ er die andern mit einander Krieg führen und sich gegenseitig aufreiben, ohne sich einzumischen, und nahm eine lediglich defensive Stellung ein, immer nur darauf bedacht, sich in seinem Aegypten zu behaupten. Auch die nächsten Nachbarländer Kyrene, Palästina und Phönikien, sowie die Insel Cypern betrachtete er nur als Außenwerke und Schutzmauern seines ägyptischen Reiches und suchte nur in diesem Sinne die Herrschaft oder wenigstens vorwiegenden Einfluß in denselben zu gewinnen.

In Kyrene hatte der Spartaner Thymbron, der dem reichen Harpalos 6000 Söldner zuführte, diesen auf Kreta erschlagen, sich

seiner Schätze bemächtigt und war nach Kyrene übergesetzt, um sich dort eine Herrschaft zu gründen. Ptolemäus aber kam den Kyrenern zu Hülfe, siegte und verband Kyrene mit Aegypten, Thymbron aber büßte seine Schuld am Kreuze, im Jahr 322. Des Ptolemäus Statthalter in Kyrene wurde jener Ophellas, dem, wie oben erzählt wurde, Agathokles von Syrakus so übel mitspielte.

Die Begünstigung der griechischen Bildung, Wissenschaft und Kunst hing genau mit des Ptolemäus Politik zusammen. Es ist ein glänzender Beweis seines Verstandes, daß er die Macht des griechischen Geistes zu würdigen wußte und früher als alle andern Diadochen daran dachte, sich mit dieser Macht zu alliiren. Bisher war Athen der Hauptsitz derselben gewesen. Aber Athen war tief gesunken, ein Spielball gemeiner Demagogie geworden und den Makedoniern feindlich gesinnt. Nichts war leichter, als Denker, Dichter und Künstler aus dieser Stätte der Noth, des Neides und Hasses und der beständigen Gefahr hinüberzupflanzen nach dem herrlich aufblühenden Alexandria, dessen weiser Regent jedes Talent schützte und königlich belohnte. Ptolemäus Lagi gründete die weltberühmte Bibliothek zu Alexandria und setzte über sie als ersten Bibliothekar den von Athen vertriebenen Tyrannen Demetrius Phalereus. Ferner das Museum, den Vereinigungsort von Gelehrten aller Art. Durch solche Schöpfungen und solche Hochachtung der Musen erwarb Ptolemäus sich bei allen Gebildeten der damaligen Welt den höchsten Ruhm. Die griechische Bildung diente ihm aber zunächst als Vermittlung der makedonischen Barbarei mit der uralten ägyptischen Cultur. Darauf scheint er den größten Werth gelegt zu haben, da es ihm darauf ankam, dem freien Aegypten eben nicht, wie ihre früheren persischen Satrapen, als Barbar zu erscheinen. Indem er richtig erkannte, daß in der Grundlage der ägyptischen und griechischen Religion und Cultur doch viel Uebereinstimmung herrsche, machte er bald nach dem Antritt seiner Herrschaft einen im Geist seiner Zeit genialen Versuch, den ägyptischen und griechischen Götterdienst in ihren höchsten Spitzen zu verknüpfen. Ein Versuch, welcher vollkommen gelang.

Wie es scheint, wurden zuerst durch den Timotheos von Eleusis, der nach Alexandrien beschieden wurde, um dort die eleusinischen Geheimnisse einzuführen, mit dem ägyptischen Priester Manetho Verabredungen im Sinne des Lagiden getroffen und ein Traum des letztern verkündet, in welchem ihm Zeus Hades, der im Tempel zu Sinope am schwarzen Meere hochverehrte Gott, erschienen sey und seine Uebersiedelung nach Aegypten verlangt haben solle. Zeus Hades, der unterweltliche Zeus, war zwar immer noch der griechische Zeus, aber schon stark orientalisch gefärbt durch die chthonische Beziehung, so daß sein Begriff schon in den des Dionysos und noch mehr in den des leidenden ägyptischen Osiris überging und wiederum leicht in den, welcher nach seinem Tode in der Unterwelt den Namen Serapis erhielt, übergeleitet werden konnte. Wenn man die Bedeutung des Osiris und der Isis, so wie die des dionysischen und erotischen Cultus, wie wir dieselben im vorigen Bande dargestellt haben, erwägt, so begreift man, wie überaus wohlberechnet die mit allerlei Wundersagen ausgestattete Ueberfahrt des Zeus Hades von Sinope nach Alexandria und in letzterer Stadt die Erbauung des ungeheuren Serapeums und der dort begründete neue Cultus des Serapis und der mit ihm verbundenen Isis war. Sowohl Aegypter als Griechen betheiligten sich eifrig bei dieser bald überaus populär gewordenen Staatsreligion, welche in der That, wie es die Absicht gewesen war, die beiden gebildetsten Nationen des Alterthums friedlich mit einander verband. — Doch verfehlten die Ptolemäer auch nicht, dem großen Alexander nachahmend, sich selbst als Götter verehren zu lassen und desfalls alle Vorrechte und Ceremonien der alten Pharaonen anzusprechen.

Als vermittelndes Glied zwischen die Aegypter und Griechen schob der erste Ptolemäer geschickt noch die Juden hinein. Als sich ihm im Anfang seiner Regierung dieses Volk widerspenstig zeigte, führte er 100,000 Juden aus Jerusalem hinweg und verpflanzte sie nach Alexandria, theils um diese neue Hauptstadt rascher zu bevölkern, theils um das schon zu mächtig gewordene Jerusalem zu

schwächen, theils aber auch, um den Gegensatz zwischen Aegyptern und Griechen in Alexandria besser auszugleichen. Auch alle andern Nationen wurden zugelassen. Ptolemäus sorgte zugleich, daß Alexandria bald der erste Handelsplatz der bekannten Welt wurde, wozu es seine Lage am Meere und in der Mitte zwischen drei Welttheilen vorzugsweise eignete. Er baute den großen Leuchtthurm (Pharos) am Ufer, der zu den Wundern der Welt gezählt wurde, und begann auch schon die Seeräuber aus dem rothen Meere zu vertreiben. Um das kaum entstandene Alexandria rasch zu bevölkern, bewilligte er allen, die sich dort ansiedelten, große Vortheile und vollkommene Toleranz der Religion, wie der Nationalität.

Der erste Ptolemäer erhielt den Beinamen Soter (Erhalter) zwar nur von den Rhodisern, weil er ihrer Insel gegen den Demetrius zu Hülfe gekommen war, allein er verdiente denselben auch im Allgemeinen als ein Fürst, der mitten unter den Zerstörungen der Diadochenkriege stets nur auf die Erhaltung und den blühenden Wohlstand seines Aegypten bedacht war. Den Königstitel nahm er erst im J. 304 an, nachdem es auch die andern Diadochen gethan hatten, und lebte dann noch sehr lange bis in sein 84. Jahr. Er hatte nach der Sitte, welche immer mehr bei den Fürsten der Zeit einriß, vier Frauen, eine Perserin, sodann die übelberüchtigte Hetäre Thais, die den Palast von Persepolis in Brand gesteckt hatte, des Antipaters Tochter Euridike und eine Berenike. Den Sohn der letztern, Ptolemäus Philadelphus, machte er schon zwei Jahre vor seinem, erst im J. 284 erfolgten, Tode zum Mitregenten, um ihm die Nachfolge zu sichern, mit Uebergehung des ältern Sohnes Ptolemäus Keraunos, der sich außerhalb Aegypten, wie früher schon erzählt ist, ein anderes Reich suchen mußte.

2.

Philadelphus und Evergetes.

Der junge König regierte ganz im Sinne seines Vaters, pflegte den Wohlstand, den Handel, die Künste und Wissenschaften und erndtete schon die Früchte, die sein weiser Vater angepflanzt hatte, denn Aegypten wurde immer reicher, die Zahl der Städte und Prachtbauten mehrten sich, das Heer und die Flotte erreichten eine Stärke, wie zu den schönsten Zeiten des alten Reiches von Theben. Doch begann auch damals in Aegypten schon ein erstaunlicher Luxus und ein geschmackloser Pomp, der weniger mehr das Schöne, als das Kolossale suchte.

Der arme Demetrius Phalereus mußte jetzt dafür büßen, daß er dem alten König abgerathen hatte, den jüngsten seiner Söhne allein zu begünstigen. Philadelphus ließ ihn einsperren und bald hieß es, eine giftige Otter habe ihn getödtet. Die Mißhandlung dieses Gelehrten aber blieb eine vereinzelte That. Der junge König pflegte die Wissenschaften so eifrig wie sein Vater. Unter ihm geschah auch das Wunder der Septuaginta, indem der König, der die wichtigsten Schriften aller Völker sammelte, damals auch durch 72 Juden die Schriften des alten Testamentes ins Griechische übertragen ließ, welche, jeder vom andern getrennt, dennoch eine vollkommen gleichlautende Uebersetzung geliefert haben sollen. Desgleichen zog der junge König die besten griechischen Dichter der damaligen Zeit an seinen Hof, den berühmten Idyllendichter Theokrit, den Hymnendichter Kallimachos, den astronomischen Dichter Aratos, den Epiker Lykophron ꝛc. Für die Hülfe, die er den Griechen gegen die neuen Herrscher von Makedonien leistete, ließ er sich die schönsten Statuen von Phidias und Gemälde von Apelles geben. Seine Feste waren die prächtigsten, die man je gesehen, verherrlicht durch alle Künste zumal.

Theokrit schildert die Macht und das Glück dieses Friedensfürsten:

So fruchtbar zeigt sich kein Land, als das niedre Aegypten,
Wenn der schwellende Nil das fette Erdreich befeuchtet.
Niemand läßt so viel Städte von seltnen Künstlern bewohnet,
Seinem Scepter gehorchen. Denn hundert prächtige Städte,
Sonst noch drei und dreißigtausend und drei und dreißig,
Alle diese beherrscht der großmüthige Ptolemäus.
Auch von Phönikien, und von Arabien dienen Provinzen
Ihm, und von Libyern, Syrern, und schwarz sich brennenden Mohren.
Alle Pamphyler und tapfre Schaaren der starken Ciciler,
Kriegrische Corer, und Lyceier knien vor dem göttlichen Throne
Und die cycladischen Insuln. Denn auf dem Meere verbreiten
Sich die streitbarsten Schiffe für ihn, und Land und Gewässer
Und sanftrauschende Flüsse gehorchen dem Throne des Königs.
Und ruhig arbeiten die Völker,
Denn kein räubrischer Feind umzieht den fischreichen Nilstrom,
Keiner störet die Ruh, die fremde Dörfer sich segnen.
Und mit feindlichem Anschlag stieg nie aus eilenden Schiffen
An das Ufer Aegyptens ein Streiter, um Rinder zu rauben.
Solches Königes Sorgfalt beherrscht die weiten Gefilde,
Ptolemäus mit gelblichen Haaren, die Lanze zu schwingen
Fürstlich geübt! Er wacht sein väterlich Land zu erhalten,
Wie erhabenen Königen ziemt.
Und die Freunde der Musen singen den Ptolemäus,
Singen die Großmuth des Königs!

Der König war mit Arsinoë, einer Tochter des Lysimachus vermählt worden, verstieß sie aber, weil sie angeblich Verrath gegen ihn angesponnen haben soll, und heirathete eine andere Arsinoë, die seine eigene Schwester war vom gleichen Vater und von der gleichen Mutter, und die er so schwärmerisch liebte, daß er davon den Namen Philadelphus (der seine Schwester liebende) empfing. Es war dieselbe, von der wir schon früher berichtet haben, die den alten Lysimachus in Thrakien heirathete, sich in dessen schönen Sohn Agathokles verliebte, von ihm verschmäht ihn morden ließ, dann ihren geflüchteten Stiefbruder Keraunos heirathete, von dem sie aber entsetzt wieder floh, als er ihre Kinder umbringen ließ. Man hat nicht begreifen wollen, was denn an dieser ränkevollen und überdies nicht mehr jungen Schwester den Bruder so sehr habe bezaubern können, aber man vergißt, daß den Frauen vom Geschlecht der Ptolemäer bis auf

die letzte ein ganz eigener fast dämonischer Zauber inwohnte, dem, wenn er auch mit dem Laster gepaart war, niemand widerstehen konnte. Philadelphus gab der geliebten Schwester phantastische Feste, bei welchen er als Adonis, sie als Aphrodite gefeiert und von Theokrit in den zärtlichsten Tönen, deren die griechische Zunge fähig ist, besungen wurden. Noch nach ihrem Tode liebte sie der Bruder-Gatte und setzte ihr mehr als ein Denkmal, ja der berühmte Baumeister Dinokrates wollte ihr zu Alexandria einen Tempel von Magnetstein wölben, in dessen Mitte ihr eiserner Sarg frei in der Luft schweben sollte, starb aber, ehe er den zweifelhaften Versuch gemacht hatte. Auf Münzen ließ der König Arsinoës Apotheose prägen. Wie Here auf dem Pfau, sitzt hier Arsinoë auf einem Strauß. So wurde sie auch auf dem Helikon als eherne Statue gebildet, nicht, wie Winckelmann glaubte, zum Spott, sondern weil der Strauß ein Sinnbild Afrikas war.

Philadelphus war nach außen mächtig, da er nach dem Beispiel seines Vaters sich auf Aegypten und die Nachbarländer beschränkte und die Kräfte seines Reiches nicht in unnöthigen Kriegen erschöpfte. Von einem Zuge, den er den Nil aufwärts unternahm, um Aethiopien kennen zu lernen, wahrscheinlich mehr im Interesse des Handels, als der Eroberung, sind leider keine näheren Nachrichten erhalten. In Palästina, das ihm treu anhing, baute er die nach ihm benannte Stadt Ptolemais, am rothen Meere die nach seiner Mutter genannte Stadt Berenike. Diese Mutter hatte einen Sohn aus früherer Ehe, Magas, dem Philadelphus die Verwaltung von Kyrene anvertraut hatte. Dieser Undankbare wollte sich unabhängig machen und ließ sich mit den Feinden Aegyptens ein, starb aber, bevor er seinen Zweck erreicht hatte. Im Innern drohte dem König einmal Verrath durch 4000 keltische Söldner, die er aber auf eine Nilinsel locken und sämmtlich niederhauen ließ. Gegen die Seleukiden in Asien und gegen die Demetrier in Europa beobachtete er, gleich seinem Vater, die einfache Politik, sich je mit einem gegen den andern zu verbinden, damit keiner zu mächtig würde, dabei aber weder große Anstrengungen zu machen, noch große Entschädigungen zu ver-

langen, sondern im Wesentlichen immer nur eine feste Defensivstellung zu behaupten. Er starb 246.

Ihm folgte sein Sohn Ptolemäus Evergetes (der Wohlthäter), der im Gegensatz zu der von seinen Vorgängern eingehaltenen Politik zum erstenmal mit großer Heeresmacht offensiv vorging und tief in Asien eindrang. Er war aber dazu herausgefordert worden durch eine abscheuliche Treulosigkeit im Hause der Seleukiden. Der Friede zwischen diesen und den Ptolemäern war unlängst befestigt worden durch eine Heirath des Antiochus Theos mit der Berenike, Tochter des Philadelphus. Laodike aber, die deshalb verstoßene erste Gemahlin des Theos rächte sich, indem sie zuerst den Theos vergiften und ihren eigenen Sohn Seleukos zum König ausrufen ließ. Alle Anhänger der Berenike wurden ermordet. Nur einen, den Sophron, wünschte Danae, die ihn liebte, die Vertraute der Laodike, zu retten, wurde jedoch dabei entdeckt und von einem Felsen hinabgestürzt, wobei sie die Götter anklagte, die ein treues Weib ins Verderben, und eine Untreue, die ihren Gatten vergiftete, auf den Gipfel des Glücks führen. Berenike war nicht in der Nähe, sondern befand sich in Antiochia, nicht ahnend, was vorgefallen war. Da wurde plötzlich der junge Knabe, den sie dem König geboren hatte, von Laodikes Sendlingen ermordet. Als sie es erfuhr, sank sie nicht in Ohnmacht, noch brach sie in Thränen aus, sondern waffnete sich, bestieg einen Wagen und jagte persönlich dem entflohenen Mörder nach, bis sie ihn ereilte. Ihr Speerwurf verfehlte ihn, aber mit einem Stein schmetterte sie ihn zu Boden und überfuhr ihn mit dem Wagen. Dann suchte sie ihr Kind, ohne es zu finden. Freunde warnten sie und rissen sie fort zu einem Heiligthum des Apollo. Das Volk zollte ihr Mitleid. Aber die bewaffneten Schaaren ihrer Todfeindin brachen in ihre Gemächer ein und erschlugen sie sammt allen ihren Frauen, die sich noch vergeblich für sie wehrten.

Um diesen Greuel zu rächen, brach Evergetes von Aegypten auf und drang bis tief in den Osten des seleukidischen Reiches ein, ohne daß uns die Alten etwas Genaueres von seinem Heerzuge berichten, außer daß er immer siegreich war. Des Königs Gemahlin,

Berenike, die ihn aufs zärtlichste liebte, hatte gelobt, wenn er glücklich zurückkehre, ihr schönes Haar den Göttern zu opfern. Als er nun wirklich als Sieger heimkehrte, erfüllte sie ihr Gelübde und das Haar wurde im Tempel aufgehängt, von aller Welt wegen seiner Schönheit und wegen der Treue seiner Besitzerin bewundert. Da verschwand es plötzlich. Evergetes gerieth in heftigen Zorn und ließ nach dem Diebe fahnden, der Astronom Konon aber beruhigte ihn, indem er ihm versicherte, die Götter selbst hätten Berenikes Haar zu sich genommen und es hänge jetzt als das Sternbild am Himmel, welches noch heute ihren Namen trägt.

Evergetes behielt, nachdem er seiner Schwester Mord gerächt hatte, nichts von dem, was er in Asien erobert, sondern kehrte nach Aegypten zurück. Es zeigt von seinem Edelmuthe, daß er den Kleomenes von Sparta auf das ehrenvollste bei sich aufnahm und entschlossen war, ihm beizustehen und die wahre Freiheit der Griechen herzustellen, allein er starb plötzlich, wie man glaubt, von seinem eigenen Sohn ermordet, den man deshalb zum Hohn Philopator (der den Vater liebt) nannte, 221.

3.

Entartung der Ptolemäer.

Von nun an sinkt das Geschlecht der Ptolemäer sittlich tief herab, während es mit dem griechischen Schönheitssinn und der Pflege der Künste und Wissenschaften zugleich den eigenen schönen Racentypus bewahrt, den selbst die wiederholte Geschwisterehe nicht auslöscht, obgleich nach dem gewöhnlichen Naturgesetz Inzucht die Race verdirbt. In diesem merkwürdigen Geschlecht der Ptolemäer wurde vielmehr ein weltgeschichtliches Gesetz offenbar, denn sofern in ihm Häßlichkeit der Seele und Schönheit des Leibes wie in keinem andern Königsgeschlecht auf Erden culminirten, wiederholte es in dem ersten großen Zeitraum der Geschichte nur wieder, was der Ge-

schichte vorhergegangen war, den Fall Lucifers, des „schönen“ Sternes, und bewies in den markirtesten Zügen, daß die ganze Bildung des classischen Alterthums ohne sittliche Tiefe, ohne heiligen Ernst nur eine oberflächliche Schönheit, nur ein übertünchtes Grab war.

Ptolemäus Philopator, des Vatermords verdächtig, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch seinen Bruder Magas umbringen ließ und den unglücklichen Kleomenes ins Verderben stürzte. Man kann sich denken, wie der hochherzige spartanische Reformator und der königliche Bube einander müssen gehaßt haben. Philopator war trotz seiner Laster ein Schöngeist und baute dem Homer einen Tempel, den Dichter selbst unter die Götter versetzend. Aber durch die ästhetische Maske blickt die tiefe innere Verworfenheit hindurch. Der König erhielt einen zweiten Beinamen Tryphon (Schwelger), weil er sich jeder Art von Wollust überließ und dabei ungeheure Verschwendungen machte. Sein Lieblingsgott wurde Dionysos, den er selbst nachahmte, indem er die Dionysien mit allen ihren pöbelhaftesten Ausschweifungen feierte. Unter ihm wurde der Sittenzustand Alexandriens aufs tiefste verdorben. Die Seleukiden wollten von seiner Mißregierung Nutzen ziehen und griffen ihn an, erlitten aber durch den ägyptischen Feldherrn Polykrates bei Rapphia eine Niederlage, 217. Damals zog Philopator triumphirend in Jerusalem ein und bezeigte sich zwar gnädig gegen die Juden, verlangte aber aus Neugier ins Allerheiligste des Tempels einzugehen, dem Niemand als der Hohepriester nahen durfte. Alle Einwendungen und Bitten waren vergebens, der König drang ins Allerheiligste ein, wurde aber vom Herrn geschlagen und besinnungslos zurückgebracht. Seitdem haßte er die Juden und verfolgte sie. Später mehr davon.

Die Seleukiden griffen das verwahrloste Aegypten noch einmal und mit stärkerer Macht als früher an, so daß Philopator zum erstenmal die Hülfe der Römer anrief. Wie thöricht handelten beide, die Seleukiden wie die Ptolemäer, daß sie sich unter einander bekämpften und schwächten und zugleich Makedonien im Stich ließen, während sie alle drei gegen Rom hätten zusammenhalten sollen.

Nachdem Philopator seiner Gemahlin Arsinoë satt geworden, ließ er sie umbringen und heirathete eine gemeine Hetäre, die schöne Agathokleia, deren Frechheit so weit ging, daß sie das königliche Diadem mit Füßen trat. Sie und ihr Bruder Agathokles, der dem König als Werkzeug unnatürlicher Wollust diente, beherrschten ihn fortan ganz und regierten für ihn, bis er, durch seine Völlerei allzufett geworden, im besten Alter starb, 204. Nun fiel das Volk über die nichtswürdige Camarilla her und ließ alle Glieder derselben hinrichten, für den noch unmündigen Sohn der Arsinoë, Ptolemäus Epiphanes, übernahm aber einstweilen Sosibius, Sohn eines unter der frühern schlechten Regierung abgesetzten Ministers, die Regentschaft. Dieser jedoch fühlte sich zu schwach in seiner Stellung und lud Rom ein, die Vormundschaft zu übernehmen. Scipio hatte damals eben bei Zama gesiegt, die römische Macht stand auf dem Höhepunkt, vor ihr zitterte alles. Sich dieselbe zu befreunden und dadurch gegen die Seleukiden zu schützen, wurde fortan stehende Politik in Alexandria.

Als Epiphanes zu seinen Jahren gekommen war und die Regierung selbst übernahm, ließ er seinen treuesten und weisesten Rathgeber, Aristomenes, hinrichten und überließ sich, gleich seinem Vater, den gemeinsten Ausschweifungen und rohesten Gewaltthätigkeiten. Das Volk empörte sich gegen ihn, wurde aber im Zaum gehalten theils durch die List des Polykrates (des Siegers von Rapphia), der die Häupter der Empörung zu einer Vergleichshandlung einladen, nachdem der Vergleich geschlossen war, aber alle hinrichten ließ, theils durch die Furcht vor Rom, dem der König auf alle Art schmeichelte und blind gehorchte, um unter römischem Schutz daheim ungestraft jede Tyrannei üben zu können, 183. Er schickte auch überaus viel Geld nach Rom und diese Spenden, so wie seine Ausschweifungen erschöpften den Staatsschatz. Als er nun, obgleich er mit Antiochus den großen Frieden gemacht und dessen Tochter Kleopatra geheirathet hatte, nochmals einen Krieg wider die Seleukiden anfangen wollte, frug ihn sein Feldherr, wo er die Mittel dazu hernehmen wolle? Da antwortete er unvorsichtig: meine Freunde sind mein Schatz!

Seine Vertrauten, alle, die sich unter ihm bereichert hatten, fürchteten nun, er werde ihnen alles wieder nehmen und sie hinrichten lassen, kamen ihm daher zuvor und brachten ihm Gift bei, 181.

Seine zwei noch unreifen Söhne Ptolemäus Philometor (der Mutter liebende) und Ptolemäus Evergetes II., später Kakergetes (der Uebelthäter) oder Physkon (Dickbauch) genannt, wurde von der seleukidischen Mutter in Obhut genommen. Wenn je, so wäre jetzt noch Gelegenheit gewesen, Aegypten mit dem asiatischen Seleukidenreich zum Widerstand gegen Rom zu vereinigen und das war auch das eifrigste Bestreben der Seleukiden. In Aegypten aber war die Feindschaft gegen Asien eingefleischt. Die Königin Mutter, Kleopatra, starb, vielleicht nicht natürlichen Todes, und sogleich erhob sich in Alexandria eine exclusiv ägyptische Partei unter dem Verschnittenen Eubäus und einem gewissen Lenäus, und verlangte Palästina zurück, welches als Brautschatz für die Kleopatra an die Seleukiden gekommen war. Der Krieg begann und der kleine Philometor gerieth, man weiß nicht wie, in die Hände der Seleukiden, weshalb er vom Thron ausgeschlossen und nur Physkon in Alexandria als König anerkannt wurde. Antiochus aber errang nun Vortheile, führte den Philometor zurück und wollte, daß beide Brüder unter seiner Oberleitung gemeinschaftlich über Aegypten regieren sollten. Damit wäre die Allianz der Ptolemäer und Seleukiden besiegelt gewesen und eben deshalb begannen die Römer, welche der Bruderfehde schadenfroh zugesehen hatten, jetzt furchtbar zu drohen und schreckten den Seleukiden wirklich dermaßen, daß er Aegypten aufgab und auch nichts mehr einwendete, als Rom die scheinbare Aussöhnung der Brüder und die Oberleitung ihrer Angelegenheiten übernahm, 162.

Beide Brüder dauernd einig zu machen, war unmöglich, weil Physkon ein Bösewicht war und allein regieren wollte. Philometor, dessen Charakter edel war, floh nach Cypern und wollte sich wenigstens auf dieser Insel behaupten. Um ihn aber auch von dort zu vertreiben, suchte Physkon römische Hülfe und kam selbst nach Rom. Hier entbrannte er für die schöne Cornelia, Tochter des Scipio

Africanus (später die berühmte Mutter der Grachen), sie schlug ihn aber aus und das nahm niemand Wunder, denn eine römische Senatorentochter nahm in vieler Beziehung einen höhern Rang ein, als ein vor dem Senat bettelnder König aus Afrika. Unterdeß empörte sich auch Kyrene gegen den Physkon und dieser stellte zwar dort die Ruhe her, wurde aber bei einem Angriff auf Cypern von seinem Bruder gefangen, 157. Philometor nahm keine Rache, sondern verzieh dem bösen Bruder und entließ ihn großmüthig. Nun machten aber auch die Seleukiden Anspruch auf Cypern und im Kampf mit ihnen wurde Philometor bei Antiochia schwer verwundet und starb bald darauf, 147.

Er hatte nach Sitte der Ptolemäer seine leibliche Schwester Kleopatra geheirathet und von derselben einen jungen Sohn. Physkon nahm dieselbe Schwester jetzt zur Ehe und sie willigte in die Verbindung ein unter der Bedingung, daß ihr Sohn zum Thronfolger erklärt werde. Am Hochzeittage aber ließ Physkon den unschuldigen Knaben ermorden, und ersetzte ihn durch einen Sohn, den er selbst mit der Kleopatra zeugte und Memphitis (von Memphis) nannte. Der römischen Freundschaft sicher, ließ sich der Dickbauch nun völlig gehen und übertraf alle seine Vorgänger an Abscheulichkeit. Kein Recht und Gesetz wurde mehr von ihm geachtet, seine griechischen und asiatischen Leibwächter wurden förmlich von ihm aufgefordert, die Stadt Alexandria zu plündern und mit den wehrlosen Einwohnern nach Gutdünken zu verfahren. Soldaten also legten sich in die Häuser, machten sichs bequem, raubten, was sie fanden, ermordeten die Männer, mißhandelten die Frauen und zwangen so den größten Theil der Einwohner, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Damals kam Scipio Africanus der Vielgepriesene, nach Aegypten auf einer Rundreise, die er im Interesse Roms unternahm, um zu sondiren, welche Nachbarstaaten Rom gefährlich seyen, welche nicht. Physkon empfing ihn mit dem größten Pompe. Der Römer fuhr den Nil hinauf, erkundigte sich nach allem und drückte sein Vergnügen aus, daß ein so reiches Land, wie Aegypten, welches, gut regiert,

Rom wohl gefährlich werden könne, so schlecht regiert sey. Physkon durfte also fortwüthen.

Er that das auch in solchem Maaß, daß endlich das Volk wüthend wurde. Nachdem er einmal alle jungen Leute Alexandriens, im Gymnasium versammelt, hatte niederhauen lassen, stürmte das empörte Volk seinen Palast, brannte denselben nieder, zwang ihn selbst zur Flucht und setzte die bereits von ihm verstoßene Schwestergattin Kleopatra auf den Thron, 130.

Er hatte diese tugendhafte Gemahlin seines tugendhaften Bruders schon bei der Hochzeit schändlich verrathen und ihren Sohn erster Ehe umgebracht. Jetzt verliebte er sich in die reizende Schwester dieses ermordeten Sohnes, die einzige noch übrige Tochter seines Bruders Philometor, zwang sie zur Heirath, wie er ihre Mutter gezwungen hatte, und verstieß die Mutter. Nach der Revolution in Alexandrien aber wurde sie zurückberufen und er verbannt. Da rächte er sich in seiner teuflischen Art, indem er in Cypern, wohin er geflohen war, den Memphitis, seinen eigenen Sohn von der Kleopatra, abschlachten, in kleine Stücke schneiden ließ und der Mutter in Alexandrien als Geburtstagsgeschenk überschickte. Nachher sammelte Physkon ein Heer, überwand die Truppen der Königin, zwang nun wieder sie zur Flucht und zog als Sieger in Alexandrien ein, 128. Von da an regierte er, wie es scheint, ruhig bis 117, in welchem Jahre der Tod die ägyptische Erde von diesem Ungeheuer befreite.

Man macht sich einen etwas deutlichern Begriff von dem Zeitalter, wenn man erfährt, daß der Dickbauch, der so ungeheure Frevel gegen die Natur beging, stets von Dichtern, Philosophen, Rhetoren und anderem red- und federfertigem Hofgesinde umgeben war, den schönen Geist spielte und selbst die Feder führte, indem er einen Commentar zum göttlichen Homer schrieb. Die sogenannte Bildung, Schöngeisterei und Philosophie schmiegen sich auch heute noch jeder Tyrannei an. Nie aber nahmen die Musen in einem so tiefen Kloak ihre Wohnung als an dem Hofe zu Alexandrien.

4.

Familiengreuel.

Die schauderhaften Scenen in der Familie des Physkon sollten bis zu einer Art von Regelmäßigkeit bei seinen Nachkommen wiederkehren, indem je enger die Familienbande durch die stets wiederholten Geschwisterehen geknüpft wurden, in demselben Maaße die Herzen sich gegen einander entfremdeten, in tiefstem Hasse glühten und Verrath und Mord die Tagesordnung wurden.

Physkon hinterließ drei Söhne, wovon der älteste, Apion, außerehelich geboren war und daher auch nur Kyrene erhielt, womit er sich als ein verständiger Mann begnügte, ohne sich, durch die Wüste vom Nillande getrennt, in die ägyptischen Händel einzumischen. Physkons jüngere Söhne waren Lathurus und Alexander, beide von der Kleopatra, seiner jüngsten und letzten Gemahlin, der Tochter der ältern Kleopatra, seiner ersten Gemahlin. Lathurus hatte das Unglück, obgleich er der bessere Sohn war, von seiner Mutter gehaßt zu werden. Mit ihrem jüngsten Sohn wollte sie allein regieren. Das Volk zwang sie, den Lathurus dennoch zum Mitregenten anzunehmen, allein sie vertrieb ihn mit List, indem sie ihn öffentlich auf das schändlichste verleumdete. Er sammelte Truppen in Palästina, im J. 104 und nun führten Mutter und Sohn förmlich Krieg mit einander. Bei Asophos am Jordan erfocht er einen glänzenden Sieg, unterlag aber wieder in den folgenden Jahren. Die Unnatur der Mutter ging so weit, daß sie dem Hasse gegen den Sohn auch die Töchter aufopferte. Lathurus liebte seine Schwester Kleopatra eben so schwärmerisch, wie einst Philadelphus die seinige. Eben deshalb aber riß die Mutter sie von ihm weg und zwang ihn, die jüngere Schwester Selene zu heirathen, die er nicht liebte und wieder verließ. Dieselbe Selene gab nun ihre Mutter dem Seleukiden Antiochus, um ihn gegen ihren Sohn aufzuhetzen. Mittlerweile konnte aber auch der jüngere Sohn, Alexander, die Tyrannei der Mutter

nicht länger ertragen und entwich heimlich aus Alexandrien. Die Mutter ließ ihn verfolgen und stellte ihm nach dem Leben, er aber kam ihr zuvor und ließ sie selbst umbringen, 89. Der Muttermord machte ihn jedoch bei den Aegyptern verhaßt und Lathurus wurde zum König ausgerufen. Alexander wagte, den Bruder zu bekriegen, kam jedoch im Kampf auf der Insel Cypern um. Aber auch Lathurus regierte nicht lange mehr. Seine Absichten waren die besten. Er wollte die zerrüttete Ordnung im Reiche herstellen und die unter der Weiberregierung eingeschlichenen Mißbräuche abschaffen. Dies führte zu einer Empörung, die er dämpfte, aber er starb schon im Jahr 81.

Ohne daß es von Aegypten aus hätte verhindert werden können, hatte unterdeß Apion, nachdem er ruhig in Kyrene regiert, bei seinem Tode im Jahr 96 zu Erben dieses Reiches Senat und Volk der Römer eingesetzt, welche nach ihrer Gewohnheit auch hier den Griechen zuerst eine republikanische Freiheit gewährten, sie bald aber ihrem eigenen großen Freistaat einverleibten und Kyrene zu einer römischen Provinz machten.

Von dem Geschlecht der Ptolemäer waren nur noch übrig Berenike, des Lathurus Tochter, welche den Thron bestieg, und ein unehelicher Sohn, Ptolemäus Auletes, der keinen Rechtsanspruch hatte, dagegen aber noch ein Sohn des Alexander, Alexander II. Dieser war zum König Mithridates nach Pontus geflüchtet worden, entwich aber zu den Römern und wurde dort benutzt, um der Berenike Concurrenz zu machen, denn es war schon längst die unverbrüchliche Politik Roms geworden, theils die großen Reiche der Diadochen untereinander, theils in jedem einzelnen allein Bruder mit Bruder und eine dynastische Partei mit der andern zu entzweien, bis sie alle dermaßen abgeschwächt seyn würden, daß sie Rom wie von selbst zur Beute werden mußten. Alexander lebte zu Rom im Hause des Sulla und dieser verschaffte ihm die ägyptische Krone, wodurch er ganz von den Römern abhängig werden sollte. Zwar vermochte ihn eine patriotische Partei in Aegypten, welcher er anfangs wenigstens zum Schein nachgeben zu müssen glaubte, sich mit der Berenike auszusöh-

nen und sie zu heirathen. Er sah darin jedoch nur ein Mittel, sich dieser Nebenbuhlerin bequemer zu entledigen und ließ sie nach der Hochzeit umbringen. Allein er blieb verhaßt, wurde von den Aegyptern vertrieben und starb in der Verbannung, indem er des Apion Beispiel nachahmend, in seinem Testamente die Römer zu Erben des ägyptischen Reiches einsetzte, 66.

Nun war nur noch Ptolemäus Auletes (der Flötenspieler) übrig, welcher, obgleich unehelich geboren und von unwürdigen Sitten, dennoch von den Aegyptern zum König angenommen wurde, weil sie die einheimische Tyrannei nicht so sehr fürchteten wie die römische. Der Flötenspieler nannte sich auch Dionysos, weil er, wie einst Philopator, diesen üppigen Gott allein verehrte, bei der Feier der Dionysien ihm nachahmte, gleich dem Gotte selbst doppelten Geschlechts erscheinen wollte, daher öffentlich in Frauenkleidern tanzte und gleich den berüchtigten syrischen Flötenspielerinnen um den ersten Preis im Flötenblasen wetteiferte. Rom störte ihn nicht, denn unter einem solchen Könige war Aegypten nicht gefährlich, er mußte aber den Römern seine Anerkennung abkaufen um 6000 Talente. Um dieses Geld aufzubringen, mußte er das durch seine Verschwendungen ohnehin erschöpfte Land mit neuen Steuern belasten. Nun empörte sich das Volk und er mußte nach Rom flüchten, wo er seine Schätze durch Bestechung der Senatoren vollends vergeudete. Seine in Alexandrien zurückgebliebene Tochter Berenike wurde einem Seleukiden vermählt, wie man denn immer erkennt, daß es trotz aller Unterdrückungen in Aegypten noch eine ehrenhafte Partei gab, die in der Verbindung der Ptolemäer mit den Seleukiden das einzige Mittel sah, um den Nacken Aegyptens noch in der letzten Stunde dem Joche Roms zu entziehen. Aber Seleukus, den Berenike heirathen mußte, war ein elender Mensch, mißgebildet an Leib und Seele, und wurde nur Kypiosaktes (der Küchenjunge) genannt. Seine erste Regierungshandlung war, den schweren goldenen Sarg Alexanders des Großen aus seinem Grabe rauben zu lassen. Da empörte sich aber auch gleich alles gegen ihn, Berenike selbst ließ ihn erwürgen und vermählte sich zum zweitenmal mit Archelaos, angeblich einem Sohne

des großen Römerfeindes Mithridates. Man erkennt daraus sehr deutlich, daß die patriotische Partei in Aegypten um jeden Preis an der asiatischen Opposition gegen Rom Theil nehmen wollte. Nur jetzt leider zu spät. Die Römer trafen auch sogleich Fürsorge, daß Auletes unter ihrem Schutze nach Aegypten zurückkehrte. Sie verfuhren dabei mit der ganzen, ihrer Politik eigenthümlichen Arglist, indem sie dabei den Schein annahmen, durch den sich noch neuere Geschichtschreiber haben täuschen lassen, als sey ihr Verfahren gegen Aegypten nur eine Folge der Bitten und Intriguen des Auletes gewesen, da sie es im Gegentheil waren, von denen die Initiative ausging und die sich des Flötenspielers einzig zu ihren Zwecken bedienten. Ein römisches Heer unter Gabinius, welchem Auletes dafür wieder 5000 Talente zahlen mußte, führte ihn mit Gewalt als rechtmäßigen König nach Aegypten zurück, schlug den Archelaos und nahm ihn gefangen. Gabinius aber spielte mit den ägyptischen Prätendenten wie die Katze mit den Mäusen, denn er ließ den Archelaos wieder frei, sobald ihm derselbe eine große Summe Geldes bot, und erklärte dem Auletes, er könne ihm nicht weiter helfen, wenn er nicht auch von ihm wieder eine große Summe erhielte. Diese wurde auch aufgebracht und nun fiel Gabinius wieder über den Archelaos her, welcher in diesem Kampfe umkam und eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre, weil man viele edle Eigenschaften an ihm rühmte, 55.

Jetzt saß Auletes wieder auf dem Thron Aegyptens und ließ seine lange unterdrückte Wuth an allen aus, die an seiner Vertreibung Theil genommen oder ihn wenigstens nicht unterstützt hatten. Das erste Opfer war seine eigene Tochter Berenike, die er umbringen ließ. Dann alle Reichen in Alexandria, die er ebenfalls hinrichten ließ, um mit ihren Schätzen die Römer zu bezahlen. Aus Furcht vor den Legionen des Gabinius wagten die Aegypter keinen Widerstand und ließen sich den Mord ihrer besten und angesehensten Mitbürger gefallen. Als aber zufällig einmal ein römischer Soldat in Alexandria eine Katze todtschlug, so erregte, weil diese Thiere den Aegyptern heilig waren, dieser Frevel einen allgemeinen Aufruhr und

das Volk begnügte sich nicht eher, bis es den in Sicherheit gebrachten Soldaten, alle Wachen durchbrechend, herausgeholt und in Stücke gerissen hatte. Dies war ein nur vorübergehendes Ereigniß. Unter dem Schutz der Römer regierte der Flötenspieler fort und ließ das Land systematisch aussaugen durch einen gewissen Rabirius, einen der vielen Geldmänner in Rom, welcher ihm aus Spekulation Vorschüsse gemacht hatte und sich jetzt dafür zum Obereinnehmer Aegyptens ernennen ließ, um sich von den Steuern bezahlt zu machen. Nach einiger Zeit aber wurden die beiden Plünderer, Gabinius und Rabirius, nachdem sie dem politischen Zwecke Roms gedient hatten, in Rom selbst angeklagt und bestraft, denn die römische Politik wußte immer den bösen Schein von sich abzuwenden und opferte ihre eigenen Werkzeuge auf, nachdem sie dieselben gebraucht hatte. Doch ließ man dem armen Auletes keine Ruhe.

Damals fiel das zu Aegypten gehörige Cypern in der Römer Gewalt. Die Umstände, unter denen es geschah, sind sehr charakteristisch. Clodius, der frechste Demagoge und Tribun Roms, war von cilicischen Seeräubern gefangen worden und wies sie an den Auletes, der das Lösegeld zahlen würde. Auletes zahlte nur zwei Talente, womit sich auch die Seeräuber begnügten, Clodius aber fühlte sich tödtlich beleidigt, daß man ihm keinen höhern Werth zugeschrieben habe, und beantragte in Rom die sofortige Besitzergreifung der reichen Insel Cypern. Der große Redner Cicero und der rechtschaffene Cato (der jüngere, zubenannt von Utika) widersetzten sich dem schändlichen Raube mitten im Frieden. Clodius aber verhöhnte den Cato und setzte einen Volksbeschluß durch, welcher den Cato zwang, selbst die Execution zu übernehmen. Er führte sie nun mit Widerwillen, aber größter Strenge aus, nahm alles Werthvolle aus der Insel hinweg, schrieb es genau auf und sandte es nach Rom, eine ungeheure Summe, von der er nicht das Kleinste für sich nahm. Seltsame Römertugend, kraft welcher er einzig darauf bedacht schien, seine Uneigennützigkeit zu beweisen, während er das Recht eines ganzen Volkes mit Füßen trat und aus Reichen und Glücklichen Arme und Unglück-

liche machte. Von Rom kam damals der Befehl, Aegypten selbst solle eben so vollends ausgeplündert werden. Da ließ Auletes alle seine Schätze, denn er hatte derselben aus Fürsorge immer noch genug verhehlt oder zusammengescharrt, auf Schiffe bringen und fuhr von Alexandrien fort, aber wohin? Verzweiflungsvoll suchte er den Tod und wollte seine Schätze mit sich im Meere begraben, aber man wußte ihn davon abzuhalten, so daß er wieder umkehrte, Gift nahm und die Schätze den Römern zurückließ, 51.

Von einer patriotischen Partei in Aegypten konnte damals nicht mehr die Rede seyn. Die selbständige Existenz Aegyptens hing nur noch an einem Faden und diesen hielt Rom. Auletes durfte zwar wagen, den Thron noch seinen Kindern zu hinterlassen, aber nur unter der Vormundschaft Roms.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Rom die Schwäche, Uneinigkeit und tiefe Corruption der makedonisch-griechischen Reiche für seine Herrschsucht ausbeutete. Doch lud es den Fluch auf sich selbst, indem es nicht mit der vielgerühmten römischen Tugend einschritt und der Corruption steuerte, sondern die Laster der Griechen arglistig pflegte und vermehrte und sich selbst davon anstecken ließ.

5.

Kleopatra.

Die Kinder des Auletes waren Kleopatra und Ptolemäus, welche die Krone theilen sollten und noch zwei Jüngere, ein zweiter Ptolemäus und Arsinoë. Der Eunuch Pothinus aber wollte für den dreizehnjährigen Ptolemäus allein regieren und vertrieb die um einige Jahre ältere Kleopatra. Diese aber, damals schon feurig und entschlossen, sammelte in Palästina und Syrien ein Heer und bekriegte ihren Bruder, im J. 48.

Beide Heere standen sich eben bei Pelusium gegenüber, als plötzlich Pompejus, im römischen Bürgerkriege von seinem großen Gegner

Julius Cäsar besiegt und verfolgt, anlandete und Aegyptens Hülfe in Anspruch nahm. Nach kurzem Besinnen, seine Schwäche und Cäsars Furchtbarkeit erwägend, ließ der Eunuch den unglücklichen Pompejus verrätherisch umbringen und hoffte dadurch sich Cäsars Gnade zu versichern. Kleopatra hielt sich während dieser Vorgänge zurückgezogen und wartete, bis es Zeit seyn würde, ihre Ansprüche geltend zu machen. Nun kam Cäsar, aber nur von 4000 Mann begleitet und hätte wegen der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte beinahe das Schicksal des Pompejus gehabt, denn das Volk von Alexandrien stand wider ihn auf und belagerte seinen Palast. Indessen erwehrte er sich des wilden Pöbels, da der König und der Eunuch es doch nicht wagten, selbst gegen ihn aufzutreten. Cäsar spielte ohne alle Furcht den Herrn, benahm sich gegen die Aegypter huldreich, ließ sie aber entsetzlich viel zahlen. Der Eunuch, um ihn aufs neue verhaßt zu machen, raubte alle kostbaren Gefässe aus den Tempeln, als hätte es Cäsar befohlen.

Die Dinge in Aegypten nahmen aber plötzlich eine andere Wendung, als Cäsar sich Willens erklärte, den Kronstreit zu schlichten und Bruder und Schwester vor seinen Richterstuhl forderte, kraft des Testamentes, in welchem ihr Vater die Vormundschaft über sie Rom anvertraut hatte. Kleopatra hoffte bei Cäsar Hülfe zu finden, fürchtete sich aber so sehr vor der Arglist des Eunuchen, daß sie, um nicht unterwegs seinen Mördern in die Hände zu fallen, wenn sie sich öffentlich zeige, sich nur heimlich, in einen Teppich eingewickelt, auf dem Rücken eines treuen Dieners, in Cäsars Gemächer tragen ließ und dann zu dessen Füßen sinkend und ihn um Schutz anflehend, ihm den Zauber ihres ganzen Liebreizes enthüllte. Höchlich überrascht und entzückt ließ er das liebliche Mädchen nicht mehr von sich und war von dieser Stunde an ihr treuester Ritter. Sie wurde von ihm sogleich als berechtigte Miterbin des Thrones anerkannt und dem Bruder befohlen, die Regierung mit ihr zu theilen.

In äußerster Erboßung darüber erregte nun der junge König einen neuen Aufruhr der zahlreichen und stets zur Anarchie geneigten Bevölkerung gegen den großen Cäsar, welcher noch einmal im Palast

belagert wurde. Diesmal dauerte der Kampf lange und war sehr blutig. In der Stadt selbst eingeschlossen wehrte sich Cäsar verzweifelt gegen die Uebermacht, während des Ptolemäus Feldherr, Achilles, mit 20,000 Mann ihn nur scheinbar entsetzen sollte. Auch die römische Flotte sollte verbrannt werden, Cäsar aber verfuhr noch rascher und verbrannte die ägyptische im Hafen. Dadurch geriethen auch die Häuser am Hafen in Brand und zum erstenmal verbrannte auch ein Theil der großen Bibliothek. Ohne Zweifel wäre Cäsar verloren gewesen, wenn die Aegypter nicht aus geheimer Angst gezaudert hätten. Ptolemäus stellte sich immer noch, als wollte er Cäsar vertheidigen, als ginge der ganze Aufruhr nur vom Pöbel aus. Cäsar aber fing einen geheimen Briefwechsel zwischen dem Eunuchen und Achilles auf und ließ augenblicklich den erstern ergreifen und hinrichten. Das Volk, ingrimmig darüber, daß Ptolemäus sich so feig benahm, rief die noch ganz junge Arsinoë auf Antrieb des Eunuchen Ganymed, dem sie anvertraut worden war, zur Königin aus und setzte die Belagerung Cäsars mit der heftigsten Erbitterung fort. Jetzt erst warf der elende Ptolemäus die Maske ab und stellte sich an die Spitze des Volks, nur um der Arsinoë die Krone nicht zu lassen. Mittlerweile hatte Cäsar von allen Seiten Hülfe aufgeboten und rückten Mithridat von Pergamus, Syrer, Juden und Araber zu seinem Entsatze heran. Das ägyptische Heer und Ptolemäus selbst zog ihnen entgegen, aber Cäsar folgte ihm, vereinigte sich mit Mithridat, fiel über den zwischen Canälen eingeengten Feind her und erfocht den entscheidenden Sieg. Der König selbst ertrank auf der Flucht. Von panischem Schreck ergriffen wagte Alexandria, wohin der Sieger im Triumph zurückkehrte, keinen Widerstand mehr.

Cäsar ordnete nun die Verhältnisse Aegyptens in der Art, daß Kleopatra die Krone behielt, aber ihren erst elfjährigen Bruder, den zweiten Ptolemäus, zum Mitregenten annahm. Die arme noch sehr junge Arsinoë, die nur von der Partei mißbraucht worden war, verlor die Insel Cypern, die ihr Cäsar schon zugedacht hatte, und mußte sich gefallen lassen, als Gefangene seinen Triumphwagen zu zieren.

Cäsar lebte, so lange er in Aegypten war, mit Kleopatra un-

zertrennlich, als ob er selbst König von Aegypten und ihr Gemahl gewesen wäre. Kleopatra hat sich abbilden lassen in einem schönen von ihr gebauten Tempel zu Theben. Hier (in den Ruinen von Tentyra) sah das Bild Ritter Prokesch und sagt von ihr: „Sie erscheint in der vollsten Blüthe der Jugend, schön, stolz, edel im Ausdruck, als Priesterin der Isis, in hohem Grade reizend und reich gekleidet, am reichsten sie selbst durch den Zauber des Ebenmaßes, die Fülle, Wärme und Schönheit des Körpers; sie bringt Vasen zum Opfer. Wenn ich diese Kleopatra betrachte, so begreife ich die Schwäche der Cäsare. Ihr Kopfputz ist von großer Zierlichkeit und Feinheit des Geschmackes und wäre unseren Moden ein wünschenswerthes Muster. Die Haare hängen, in nubische Tressen geflochten, über Achsel und Nacken in wohlberechneter Vertheilung hinab, und schlingen sich zum Theil als Netzgeflechte um das Haupt. Flügel schmiegen sich weich an die Seiten des Hauptes, und ein Schlängelchen hebt sich über der Stirne, und über dem edlen, stolzen, feinen Antlitze. Arme und Busen sind bloß, beide mit reichem Geschmeide geziert. Ein prachtvoller Gürtel preßt, nahe unter dem Busen, den Leib, und hält ein anliegendes Gewand, das bis an die Knöchel reicht. Der Stoff ist wie Silberschuppen nach verschiedenen Richtungen geordnet, so daß sie eine wohlgefällige Zeichnung bilden. Auch an den Füßen ist Geschmeide, wie noch heut zu Tage die Araberin dort dessen zu tragen pflegt. Alle Beiwerke sind reich gedacht und zierlich ausgeführt.“

Kleopatra gebar dem Cäsar einen Sohn, den sie Cäsarion nannte und an den sie ausschweifende Hoffnungen knüpfte. Noch jetzt sieht man auf den Wandbildern eines von ihr im altägyptischen Style erbauten Tempels die Geburt abgebildet. Sie selbst als Göttin gebiert einen jungen Gott. Sie mochte sich träumen, dieses Kind der Liebe, der Sohn des größten Mannes und des schönsten Weibes in der Welt, werde den Thron Aegyptens, vielleicht sogar den Roms erben. Deshalb ließ sie, als Cäsar, durch dringende Geschäfte endlich abberufen, sie kaum verlassen hatte, ihren unschuldigen kleinen

Bruder Mitregenten umbringen, damit seine Ansprüche ihrem Cäsarion nicht mehr im Wege stünden.

Sie dachte an noch mehr, sie hoffte mit Cäsar sogar den höchsten Thron der Welt, den römischen zu theilen. Sie besuchte ihn in Rom, kam aber nicht zu ihrem Zweck und mußte nach Aegypten zurückkehren. Cäsar fiel durch Mörderhand. Antonius rächte seinen Tod, kam nach Asien, um einen Krieg gegen die Parther zu führen, und beschied die Kleopatra vor seinen Richterstuhl nach Tarsus, wo sie sich wegen ihres bisherigen Verhaltens rechtfertigen sollte. Er wollte sie aber wohl nur als Geißel für die Ruhe Aegyptens behalten, um während des parthischen Krieges den Rücken frei zu haben. Dellius, den er zu ihr schickte, rieth ihr, ihn zu verführen. Kleopatra war damals erst 25 Jahre alt, in der üppigsten Fülle der Frauenschönheit und legte es darauf an, den Antonius nicht weniger zu bezaubern, wie den Cäsar. Denn sie fuhr nach Tarsus auf einem Schiffe, welches über und über vergoldet war, mit Segeln von Purpur und Rudern von Silber. Oben auf dem Schiffe unter einem großen Baldachin von prächtigen Teppichen, ruhte sie selbst im Kostüm der Liebesgöttin, umgeben von reizenden Knaben, welche die Eroten, und von Jungfrauen, welche die Grazien und Nymphen darstellten. Umher spielte eine sanfte Musik zum Takt der Ruder und angezündetes Rauchwerk erfüllte die Luft mit süßen Wohlgerüchen. Als sie in Tarsus landete, ließ sie ihre Zelte aufschlagen und zum Empfange des Antonius bereit halten, indem sie ihm sagen ließ, es würde schicklicher seyn, wenn er zuerst zu ihr käme. Kurz vorher hatte Antonius, als ein gewohnter Schwelger und berauscht durch die Huldigungen der feilen Griechen, in Ephesus seinen Triumphzug als Gott Dionysos gehalten, umschwärmt von verkleideten Panen, Satyrn und Bachanten. Jetzt rief das Volk von Tarsus, die Göttin Aphrodite sey gekommen, um mit dem Dionysos ein Freudenfest zu feiern. Da konnte der eitle Antonius nicht widerstehen und erfüllte den Wunsch der Kleopatra. Er kam zu ihr und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselte ihn für immer, so daß er sich gar nicht mehr von ihr trennte, gleich mit ihr nach Alexandria zurückkehrte und den

ganzen Winter über bei ihr zubrachte, ganz untergesunken in Wollust und Ueppigkeit, indem hier ein Fest ans andere sich reihte und Kleopatras unerschöpflicher Erfindungsgeist und gewählter Geschmack ihm im Taumel des Genusses eine ewige Abwechselung gewährte. Ihre Vergnügungen verschlangen ungeheuere Summen und sie prahlte noch mit ihren Verschwendungen. Denn als man einst die zwei größten Perlen der Welt von unschätzbarem Werthe, die sie in den Ohrringen trug, bewunderte, riß sie eine davon ab, ließ sie in Essig auflösen und trank sie hinunter. Doch traute sie ihrem hingebenden Geliebten immer noch nicht ganz und wollte keine Zeit versäumen, durch ihn, so lange er ihr anhing, ihren Lebensplan durchzusetzen. Sie wollte nämlich allein in Aegypten herrschen ohne die lästigen Mitregenten, die man ihr bisher immer aufgedrungen hatte. Sie bewog daher den Antonius, ihre unglückliche Schwester Arsinoë, die man in ein Asyl nach Milet gebracht hatte, ermorden zu lassen, damit niemand vom Ptolemäergeschlecht mehr übrig bliebe, der ihr und ihren Kindern im Wege stände, denn außer dem Cäsarion bekam sie nun bald auch von Antonius Kinder. Er mußte sich zwar aus Staatsklugheit auf eine kurze Zeit von ihr trennen und sogar die Octavia, die Schwester seines Collegen und Nebenbuhlers Octavian heirathen, verließ sie aber schon nach wenig Wochen und kehrte in die Arme der schönen Kleopatra zurück. Nun lebten sie wieder herrlich und in Freuden. Dann durfte sie ihn auf mehreren seiner Feldzüge begleiten, setzte aber auch unterwegs mit ihr das gewohnte üppige Leben wie im Frieden fort und als er triumphirend nach Alexandrien zurückgekehrt war, veranstaltete er im J. 33 ein Fest so prächtig, wie es die Welt noch nie gesehen hatte, wozu er alle Einwohner der unermeßlichen Stadt als Gäste einlud. Dabei erschien er selbst in der Tracht und unter dem Namen des Gottes Osiris und neben ihm Kleopatra als die Göttin Isis und ihren Kindern wurden die Loose geworfen und die Welt unter sie vertheilt. Cäsarion sollte einst von seiner Mutter Aegypten und Cypern erben. Seinen eigenen drei Kindern, die ihm Kleopatra seit sieben Jahren geboren hatte, bestimmte er das übrige Afrika und Asien. Nur über

Europa wagte er nicht zu gebieten, weil dort schon Octavian Herr war. Sein ältestes Söhnchen von der Kleopatra, welchem er den vielversprechenden Namen Alexander gegeben hatte, sollte alles Land östlich vom Euphrat bis nach Indien beherrschen, obgleich es damals von den Römern noch gar nicht erobert war. Dem zweiten, Ptolemäus, sollte ganz Vorderasien vom Euphrat an zufallen, dem Töchterchen Kleopatra aber Libyen und Kyrene. Alle diese vier Kinder sollten künftig den Titel König der Könige führen. Man erkennt daraus, daß Antonius unter den Verführungen der Aegypterin schon so ziemlich den Verstand verloren hatte. Es fiel deshalb auch dem Octavian nicht schwer, ihm das Vertrauen der Römer vollends abzugewinnen, sich gegen ihn zu erklären und ihn in der großen Schlacht bei Actium zu überwinden, 31.

Kleopatra, welche der Schlacht beigewohnt hatte, aber zuerst geflohen war, segelte in aller Eile nach Alexandrien zurück und bekränzte bei der Ankunft ihre Schiffe, als ob sie einen Sieg erfochten hätte. Alles nur, um einstweilen das Volk in Ruhe zu halten. Unterdeß unterhandelte sie mit dem Sieger, ohne deshalb den Antonius aufzugeben. Das letztere wollte sie nicht eher thun, bis sie ganz sicher seyn würde, daß sich Octavian wieder eben so leidenschaftlich in sie verlieben würde, wie Cäsar und Antonius. Sie war dessen nicht gewiß, und auch wieder um zehn Jahre älter geworden. Sollte sie von Octavian verschmäht werden, so wollte sie auch den Antonius nicht verlassen, sondern mit ihm sterben. Dieses letztere schlimmste Auskunftsmittel behielt sie sich vor, während sie heimlich mit Octavian unterhandeln ließ. Dieser stellte sich sehr zuvorkommend und suchte der Königin volles Vertrauen einzuflößen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, sie, wenn er sie nur erst lebendig in seine Gewalt bekommen hätte, in seinem Triumph als dessen schönste Zierde mit aufzuführen. Sie ließ sich nun auch wirklich so weit mit ihm ein, daß sie ihm hinter dem Rücken des Antonius die wichtige Festung Pelusium, den Schlüssel Aegyptens, auf verrätherische Art in die Hände spielte. Als nun Octavian der Stadt Alexandria immer näher rückte und die Versuche, die Stadt zu vertheidigen, wiederholt durch die

heimlichen Gegenbefehle der Königin vereitelt wurden, erfuhr Antonius endlich ihre Treulosigkeit und eilte in das königliche Schloß, um sie zu tödten. Aber sie hatte bereits nach ägyptischer Sitte sich selbst im Voraus ihre Grabstätte bauen lassen und dieselbe in den letzten Tagen mit ihren Schätzen ausgefüllt. Dahinein flüchtete sie jetzt und ließ aussprengen, sie habe sich selbst umgebracht, um nicht lebendig in die Hände des Feindes zu fallen. Bei dieser Nachricht vergaß Antonius seine Wuth, glaubte wieder an die Treue der Königin und stürzte sich, um mit ihr zu sterben, in sein Schwerdt. Er lebte noch, als man ihm sagte, Kleopatra sey gar nicht todt. Er ließ sich nun zu ihr in das Grabmal tragen und sie, von Wehmuth überwältigt, umarmte ihn, weinte um ihn und pflegte ihn, bis er die Augen für immer schloß.

Unterdeß war Octavian in Alexandrien als Sieger eingezogen und Kleopatra raffte sich vom Sterbelager des Antonius auf, um ihm entgegen zu gehen und noch wo möglich sein Herz zu bewegen. Allein der Kummer der letzten Tage hatte sie entstellt. Ihre Erscheinung vermochte an der kalten Berechnung, mit der er sie empfing, nichts umzuändern. Sie merkte es wohl, verstellte sich aber und täuschte ihn durch das Anerbieten, ihm die verborgenen Schätze der ägyptischen Könige ausliefern zu wollen. Dadurch erhielt sie eine kleine Frist, welche sie benutzte, um sich in ihr Grabmal zu verschließen. Dorthin hatte eine treue Dienerin ihr in einem Körbchen mit Feigen eine giftige Schlange gebracht, welche sie selbst sich an die Brust legte und an deren Biß sie starb.

Octavian war sehr unwillig, als er die Nachricht davon empfing, denn binnen drei Tagen hatte er die Königin mit ihren Kindern nach Rom schicken wollen, um sie für seinen Triumphzug aufzusparen. Indeß fühlte er eine menschliche Regung und ließ die unglückliche Kleopatra an der Seite ihres Antonius mit königlicher Pracht bestatten.

Mit ihr endete das Geschlecht der Ptolemäer. Den armen Cäsarion ließ Octavian, damit er ihm nicht mit seinen Ansprüchen im Wege stehe, hinrichten, den Kindern des Antonius erwies er sich gnädig. Aegypten aber wurde eine römische Provinz.

Siebentes Buch.

Die alexandrinische Bildung.

1.

Alexandria.

In dem ganzen weiten Gebiete der Erde, welches Alexander der Große sich unterworfen hatte, drang mit der makedonischen Waffengewalt zugleich die griechische Bildung und Sprache ein. Die Makedonier selbst waren schon gräcisirt und durch sie wurden es auch die Kleinasiaten, Syrer, Aegypter. Sogar die noch tiefer in Asien wohnenden Babylonier und Perser nahmen etwas davon an und noch lange wurden in Baktrien griechische Münzen geschlagen. Die Griechen verdankten indeß die leichte und schnelle Aufnahme ihrer Bildung in den Morgenländern hauptsächlich der inneren Verwandtschaft, in welcher dieselbe schon von früher her unter Vermittlung der ionischen Griechenstädte mit der gesammten Geistes- und Sinnesrichtung Vorderasiens und des alten Babel stand. War es den Persern auch von Osten her in der ersten Begeisterung für die reine Lehre Zoroasters möglich geworden, jenes tiefverderbte Babel zu unterwerfen, so hatten sie es doch nicht zu bessern vermocht, und weil somit hier der Fortschritt zum Guten stockte, konnte der Rückschlag des Schlechten von Westen her nicht ausbleiben. In

Alexanders siegreichem Zuge nach Indien und in der weiten Ausbreitung des ästhetischen Sinnencultus und der allem sittlichen Ernste abholden Genußsucht der Griechen erkannten wir die große Reaction des Götzenthums und der babylonischen Hure gegen den Engel der Menschheit, welcher im Parsismus seine Schwingen zu entfalten versucht hatte. Die griechische Bildung, welche Alexander siegreich in Asien einführte, verschmolz sich mit allen schlechten Elementen, die am Euphrat und Tigris schon uralt waren, und steigerte die Lasterhaftigkeit nur zu einer noch furchtbareren Höhe, gerade weil sie dieselbe mit allen Mitteln des Geistes zu rechtfertigen suchte und alles, was noch in den alten Völkern von Gewissenhaftigkeit übrig war, durch Schönrednerei und bewußte Verführung übertäubte.

Man darf nicht entschuldigend hervorheben wollen, daß nach Alexander dem Großen die Talente der politischen Freiheit entbehrten und unverschuldet die Fesseln des Despotismus trugen. Man muß vielmehr bekennen, die Freiheit hätte fortbestanden und der Despotismus wäre niemals aufgekommen, wenn die Talente im alten Hellas nicht schon zur Zeit der Freiheit diese Freiheit so arg mißbraucht hätten. Die tiefe Unsittlichkeit, welche das charakteristische Kennzeichen des Griechenthums ist, machte die Dauer der griechischen Freiheit unmöglich.

Die griechische Bildung wurde und blieb in den Diadochenreichen die herrschende und ging auch später auf das römische Reich über einzig deshalb, weil sie den Mächtigen und Reichen der Erde die größten, feinsten und süßesten Genüsse kennen lehrte, und ihnen am meisten schmeichelte. Denn die Großen, welche sich mit griechischen Philosophen, Dichtern, Künstlern, Zahlmeistern, Finanzkünstlern, Kupplern und Hetären, Schauspielern, Köchen umgaben, verschafften sich dadurch nicht nur die schönsten Wohnungen, Einrichtungen und Vergnügungen, sondern auch die Vergötterung. Der griechische Apollo, Weisheits- und Dichtergott, fristete sein Daseyn in der Weltgeschichte nur noch fort als Parasit der sich geistreich gebarenden Schwelger auf den Thronen von Syrakus, Alexandria, Antiochia, Pergamus rc.

Natürlicherweise eignete sich die feine attische Sprache, schon längst zur Lüge und Anschmeichelung alles Argen eingeschult, ungleich besser, die damalige Hof- und Weltsprache zu werden, als die härtere dorische Mundart, in der immer noch etwas von alter Ehre und Freiheit wohnte. Athen blieb auch immer noch, während Sparta ganz dahingesunken war, eine Wiege der Bildung. Immer noch wurden dort Philosophen für die Tischgespräche und Hetären für die Bäder der Despoten herangezogen. Weil Athen selbst aber keine Residenz wurde, trat es auch tief in den Schatten gegen die großen neuen Hauptstädte der Diadochenreiche.

Unter diesen aber ragte Alexandria über alle hervor, zumal in der Zeit nach der Zerstörung von Syrakus und vor dem ungeheuren Anwuchse Roms zur Kaiserzeit. Nur die Seleukiden machten den Ptolemäern eine kurze Zeitlang Concurrenz, weil sie aber immer schwankten, ob sie den Brennpunkt ihres großen Reichs in den Osten oder Westen verlegen sollten, konnte weder Seleukia am Euphrat, noch Antiochia am Mittelmeer die Bedeutung erlangen, wie Alexandria. Das viel kleinere Pergamus hatte den Ehrgeiz, wenigstens in der Pflege der Wissenschaften und Künste mit Alexandria zu wetteifern, bestand aber nicht lange. In einer großen Menge von andern Städten wurde ganz auf gleiche Weise griechisch gebaut, gelehrt, gesungen und gesprochen, wurden Tempel und Paläste, Plätze und Straßen mit griechischen Statuen, die Häuser mit griechischen Geräthen geschmückt und herrschte überall die griechische Mode. Doch an Größe, Einwohnerzahl, Pracht der Gebäude, Reichthum, Kunstschätzen und Ruhm der Gelehrsamkeit wurden alle von Alexandria übertroffen und hier war unter dem gnädigen Schutze der Ptolemäer ein solcher Zusammenfluß von Bildung und Talenten aller Art, daß man diese ganze Periode der späteren griechischen Cultur vorzugsweise das alexandrinische Zeitalter genannt hat.

Von der vortrefflichen Anlage der Stadt im Mittelpunkte zwischen Afrika, Asien und Europa, am Ausflusse des fruchtbarsten Stromes, am Meeresufer mit einem großen Hafen und dem berühmten Leuchtthurme, war oben schon die Rede. Alexandria erbte einen

großen Theil des Handels, den früher Karthago, Syrakus und Korinth, Tyrus und Sidon getrieben hatten. Nur Rhodus concurrirte mit ihm noch eine Zeitlang. Durch welche Gunst der Umstände und natürliche Verwandtschaft der ägyptische Charakter dem griechischen vermittelt und versöhnt wurde, ist gleichfalls oben schon bemerkt. Doch war es ein genialer Gedanke der Ptolemäer, den Gegensatz zwischen Aegyptern und Griechen noch besser auszugleichen durch ein drittes, rein semitisches Element, die Juden, die aus dem benachbarten Palästina bald eingeladen, bald als Flüchtlinge aufgenommen, bald in Folge von Kriegen und Aufständen gewaltsam herbeigeschleppt wurden. Sie kamen in solcher Masse, daß sie einen eigenen Tempel in Alexandria erhielten und an Zahl den Aegyptern und Griechen kaum nachstanden. Zu ihnen gesellten sich noch eine Menge Bruchtheile anderer Nationalitäten, Libyer, Phöniker, Syrer, Araber, die der Handel nach Aegypten führte oder die als Flüchtlinge dahin kamen.

Alexandria wurde daher von Anfang an eine Weltstadt, in welcher sich alle Nationalitäten möglichst ausglichen, und da ihre Größe und Macht von dieser Ausgleichung abhing, pflegten die Ptolemäer die ausgedehnteste Duldung aller Sprachen, Sitten und Religionen. Die Vereinigung aller in einem Höhern fehlte aber. Jede Nation verlor etwas von ihrem Grundcharakter, ohne es durch die Erreichung einer höhern Stufe des Menschlichen überhaupt zu ersetzen. Das Bindeglied war lediglich das Interesse der Ptolemäer, die Zahl ergebener Unterthanen zu vermehren und die Opposition der einseitigen Altägypter zu neutralisiren, und das Interesse der Handeltreibenden und derer, welche Beschäftigung und Lohn am Hofe der Könige suchten. Indem die Könige den Unterschied der Nationen verwischten, fiel ihnen doch noch nicht ein, sich nach einem höheren Menschheitsideal umzusehen. Die Völker brachten ihre alte Eigenheit zum Opfer, empfingen dafür aber kein höheres allgemeines Gut, sondern vielmehr als allgemeines Uebel die Corruption.

2.

Alexandrinische Kunstrichtung.

Im Allgemeinen blieb man in den Reichen der Diadochen dem griechischen Kunststyle unverbrüchlich treu, der in zahlreichen Schulen gepflegt wurde, an den man gewöhnt war und den man durch keinen schöneren hätte ersetzen können. Doch schweifte derselbe unter dem Einflusse übermächtiger und reicher Könige und einer immer wachsenden Sittenverderbniß allmählig theils ins Kolossale, theils ins Prächtige und Gezierte, theils in der grobsinnlichen und obscönen Richtung aus.

In der Baukunst wurde Erstaunliches geleistet, weil die Diadochen zur Schöpfung neuer Städte ungeheure Summen spendeten und in der Errichtung riesenhafter Werke ihre Größe zeigen wollten. Doch wurde nicht blos auf die kolossale Ausdehnung, sondern auch auf die reichste Ausschmückung Bedacht genommen und deshalb die korinthische Säulenordnung der älteren vorgezogen. Die Majestät der Könige wurde auf mehr orientalische, als griechische Weise zur Schau getragen. Indem der erste Ptolemäus für das königliche Schloß und seine Nebengebäude den vierten Theil des ganzen Raumes, auf welchem Alexandria gebaut wurde, vorbehielt und die Seleukiden neben Antiochia einen ungeheuren Landsitz mit Park, das berühmte Daphne, anlegten, nahmen sie gewiß die alten Paradiese der Perserkönige zum Muster. Andrerseits scheint der griechische Nationalstolz es geliebt zu haben, in den Ländern der Barbaren bis tief nach Bactra hinein die Pracht und Schönheit des griechischen Marmors zu entfalten. Noch jetzt wimmelt Kleinasien und Syrien von Ruinen griechischer Tempel und Paläste von oft staunenswürdiger Größe und Schönheit.

Zu den großartigsten Bauten gehörten in jener Zeit neben Tempeln und Palästen hauptsächlich die Amphitheater, innerhalb welcher Wettkämpfe aller Art aufgeführt wurden, und auf deren zahlreichen Reihen von Bänken die ganze Bevölkerung einer großen Stadt Platz

fand. Ferner die Grabdenkmäler oder Mausoleen, so genannt von dem kolossalen Denkmale, welches Artemisia ihrem verstorbenen Gemahl, dem Könige Mausolus von Karien, errichten ließ, von 104 Fuß Höhe, mit Pyramiden, Säulenreihen und Basreliefs überreich verziert. Sodann die Riesenaltäre, unter denen einer von 600 Fuß Länge, den Hiero von Syrakus erbauen ließ, den meisten Ruhm erlangte. Ein Vorbild dazu war schon der ungeheure, mit den Werken alter Künste reich bedeckte Scheiterhaufen, den Alexander der Große seinem Hephästion errichten ließ.

Vom gleichen Geschmacke waren die Riesenschiffe, welche Hiero in Syrakus und Philopator in Alexandria bauen ließ. Das erste war von Archias verfertigt und hatte drei Verdecke mit 20 Ruderreihen. In seinen Salons war die ganze Ilias mit Mosaikbildern illustrirt. Das zweite war noch größer, hieß Thalamachus, wurde von 4000 Sklaven gerudert und enthielt in vielen Stockwerken nicht nur große Säle und Säulengänge, abwechselnd in griechischem und ägyptischem Style, sondern auch Gärten. So fuhr Philopator auf dem Nil, am Ufer aber ließ er ein eben so kolossales Zelt mit gleicher Pracht aufschlagen.

Die Bildhauerkunst hatte zwar ihre schönste Periode schon überlebt, doch wirkte der edlere Geist in ihr noch lange fort und aus den Werkstätten von Athen, Sikyon und Rhodus gingen noch immer unzählige Statuen von hoher Trefflichkeit hervor und wurden in hohen Preisen an die Höfe der Könige verkauft. Aber auch von dieser Kunst verlangte man je mehr und mehr Kolossales. Die Statuen, welche weit über Lebensgröße gingen, waren bisher in Aegypten häufig, aber in Griechenland doch nur selten gewesen. Jetzt wurden auch sie allgemein Mode. Die berühmteste Kolossalstatue von Erz aus jener Zeit war die des Helios zu Rhodus, vorzugsweise der Koloß genannt und zu den Wundern der Welt gezählt, ein Werk des Chares, 105 Fuß hoch. Er stand so auf beiden Seiten des Hafens, daß die Schiffe zwischen seinen Beinen durchfuhren, und hielt ein Gefäß mit Feuer in der Hand, indem er als Leuchtthurm diente. Ein Erdbeben stürzte ihn um, im J. 255 vor Chr.

Ein ähnlicher (vergoldeter) Koloß am Hafen bei Karthago wurde von den Römern erbeutet.

Neben dem Kolossalen machte sich in der Sculptur eine freiere Bewegung in der einzelnen Gestalt und eine kühnere Gruppirung mehrerer derselben zu einem Gesammteffect bemerkbar. Den Künstlern genügte nicht mehr die einfache Schönheit in bescheidener ruhiger Haltung, sie wollten mehr ausdrücken durch eine bewegte und leidenschaftliche Stellung und Miene. Damit überschritten sie die Grenze der bildenden Kunst und schweiften in das Gebiet der Poesie, des Schauspiels und der Musik hinüber, die allein im Stande sind, den Bewegungen der Seele zu folgen, während der Plastik die dankbare Aufgabe bleibt, das unveränderlich Schöne im Antlitz und in der Gestalt zu verewigen. Aus dem alexandrinischen Zeitalter sind mehrere Statuen auf uns gekommen, welche den Uebergang aus der göttlichen Ruhe der Gestalten und Mienen in die menschliche und leidenschaftliche Bewegung von einem geringen zum immer höheren Grade bezeichnen. Unter denen, welche noch am wenigsten in der Bewegung ausschweifen, hat den höchsten Ruhm der belvederische Apollo erlangt, dessen oben schon (Theil I. S. 376) gedacht worden ist. Ferner das kolossale Bruchstück eines Herakles, weltberühmt unter dem Namen des Torso; eine herrliche Ariadne (früher Kleopatra genannt) im Vatican; der nicht minder berühmte berberinische Faun (jetzt in München), der sterbende Fechter ꝛc.

Unter den Gruppen der alexandrinischen Kunstperiode wurde am berühmtesten die des Laokoon im Vatican, über die man viele Bücher geschrieben hat. Sie stellt den alten Priester mit seinen zwei jungen Söhnen dar, wie sie alle drei von ein Paar großen Schlangen umstrickt und tödtlich gebissen werden. Alles im Ausdrucke bewundernswürdig wahr, aber schon zu theatralisch und der schreiende Greis zu unschön. Eine andere kaum minder bewunderte Gruppe ist die des farnesischen Stiers, der die Dirce fortschleift, sehr künstlich gearbeitet, aber schon durch den Gegenstand widrig. — Die Bildsäulen gehörten damals so nothwendig zur Verzierung der Tempel, Paläste und öffentlichen Plätze, daß alle Städte davon wimmelten, daß die Bild-

hauer nicht genug auf Bestellung liefern konnten und daß man anfing, sie im Kriege aus den eroberten Städten zu rauben. Der ärgste Mißbrauch der Kunst war die servile Denkmälerwuth. Wer immer einem Großen schmeicheln oder ihm seine Gnade abkaufen wollte, setzte ihm Statuen. Dem elenden Tyrannen von Phalerä decretirten die Athener so viele Statuen, als Tage im Jahre.

Ein eben so großer Luxus herrschte in der Toreutik oder in der Kunst, Geräthe und Gefäße aller Art geschmackvoll herzustellen. Immer noch behielt der griechische Geschmack seine edeln Formen bei, artete aber auch hier ins Kolossale und Ueberladene aus. Die größte Verschwendung wurde geübt in den edeln Metallen, dem kostbaren Elfenbein ꝛc., aus dem man das Hausgeräth verfertigte. Statt aller andern Beispiele stehe hier das Programm eines alexandrinischen Festes, wie es König Philadelphus veranstaltete, die s. g. große Pompa zur Feier des Dionysos. Voran wurden kolossale Traubenmassen getragen, dann ein Riesenweinschlauch, ungeheure Amphoren, ein Riesenbecher, eine große Kelter mit kelternden Satyrn; kolossale Figuren, welche das Jahr und die Jahreszeiten darstellten; hierauf der Gott selbst auf kolossalem Wagen und hinter ihm die allegorische Nysa, dann Bachus noch einmal auf einem Elephanten reitend, das prachtvolle Bett der Semele, die Nymphen, Sänger und Musiker, indische und äthiopische Gefangene, wilde Thiere aller Art, eine unzählbare Menge von Silenen, Satyrn ꝛc. und eine große Eselcavalcade. Zuletzt kam ein Riesenthyrsus und ein Riesenphallus von 120 Ellen Länge.

Wie in der früheren Periode die Vasenmalerei in der höchsten Blüthe gewesen war, trat dafür jetzt die Steinschneidekunst ein. Die Gemmen der alexandrinischen Zeit sind die schönsten, die man kennt. Man schmückte damit wie mit gewöhnlichen Edelsteinen die goldenen Gefäße. Man trug sie als Siegelringe und als Amulette. Die auf ihnen eingegrabenen Götterbilder und Symbole sollten heilbringend seyn und einen magischen Schutz gewähren. Eben so schön und unübertrefflich geprägt waren die Münzen der alexandrinischen Zeit.

Die Malerei blieb am meisten zurück. Sie diente nur als

Wandverzierung. Mosaikbilder ahmten die Fußteppiche nach, Fresken die Vorhänge. Wenn sich auch überall noch der griechische Farben- und Formensinn und eine classische Schule verrieth, so wurde doch der Decoration aller Geist und Adel der Kunst aufgeopfert und die Gemeinheit der reichen Besteller verrieth sich in den Gegenständen, welche die Künstler für sie malen mußten, und die bald eine Modesache wurden. Das waren die s. g. Rhyparographien (Stillleben), Bilder gleich den Bauern- und Viehstücken der spätern niederländischen Schule, und s. g. Pornographien, welche Scenen der abscheulichsten Unzucht zur Augenweide darstellten. Dergleichen Bilder hat man bei der Ausgrabung der griechischen Stadt Pompeji, am Fuße des Vesuv, noch in großer Menge gefunden, zum Beweise, wie, wo immer Griechen lebten, überall auch dieser schlechte Geschmack verbreitet war. Dazu kamen noch Karikaturen aller Art, skurrile Mißbildungen und Verzerrungen (s. g. Gryllen) und satyrische Bilder, worin nicht selten alles vorher Ehrwürdige persifflirt wurde. Schon ein Schüler des Apelles, Ktesilochus, malte ein berühmt gewordenes Bild, welches den Zeus darstellte, wie er den Bachus gebiert, zu einem Weibe karikirt, von Weibern umringt und mit kläglichen Geberden. Und doch galt Zeus immer noch für den Herrn des Himmels und den höchsten der Götter.

3.

Alexandrinische Gelehrsamkeit.

Schon der erste Ptolemäer gründete die Bibliothek und das Museum und machte die Pflege der Wissenschaften zu einem Mittel seiner Politik, denn während die übrigen Diadochen sich erfolglos um die Obergewalt im Reiche Alexanders des Großen stritten, befand er sich besser dabei, indem er ganz unbemerkt die Hegemonie im Reiche der Geister gewann, so weit die hellenische Bildung sich erstreckte, und sein Alexandrien wurde die Metropole der Intelligenz für mehrere

Jahrhunderte. Die Könige von Pergamus in Kleinasien hatten das nämliche Bestreben, durch die Macht des Geistes zu ersetzen, was ihrem Reiche an Größe fehlte, und wetteiferten mit den Ptolemäern bis zum Lächerlichen.

Die Bücherwuth ging damals so weit, daß sowohl in Alexandrien als in Pergamus Bücher um jeden Preis gesucht wurden. Alle Schiffe erhielten Auftrag, dieselben aus entlegenen Ländern zu bringen, und sie wurden zu den höchsten Preisen bezahlt. Das führte natürlicherweise zu Speculationen, besonders unter den gewandten Griechen. Eine Menge Bücher wurden fabricirt und unter dem Namen eines berühmten alten Autors an den Mann gebracht. Man sah sich deshalb in Alexandrien zu zwei Maaßregeln genöthigt, welche die ganze Sachlage deutlich machen. Einmal wurde eine Commission von Gelehrten ernannt, welche die Echtheit sämmtlicher Bücher erst prüfen mußte. Sodann wurde die Ausführung des Papyrus (eines Schilfrohrs, aus dem man Papier machte) verboten, damit kein Mißbrauch damit getrieben werde und damit insbesondere die Könige von Pergamus keine Abschriften auf Papier sollten machen lassen. In Pergamus half man sich nun damit, daß man auf Eselshäute schrieb, welche davon den Namen Pergament erhielten. Die Bibliothek in Alexandrien soll in ihrer Glanzzeit 700,000 Bücher (Papyrusrollen) enthalten haben; davon sollen zu Cäsars Zeit 400,000 verbrannt seyn, Antonius aber ließ der Kleopatra zu gefallen, nach dem Untergange des pergamenischen Reichs, die ganze große Bibliothek von Pergamus (200,000 Bände), die so lange mit der in Alexandrien rivalisirt hatte, mit der letztern vereinigen, welche dadurch wieder sehr ansehnlich wurde.

Das große Museum in Alexandria hatte ausschließlich die Bestimmung, den dort versammelten Gelehrten für alle ihre Bedürfnisse zu dienen, zu Hörsälen, Disputirsälen, gemeinschaftlichen Spaziergängen und Gastmählern. Sie bildeten Ausschüsse für verschiedene Zwecke, waren als Lehrer angestellt und hielten wissenschaftliche Wettkämpfe. Sie erfreuten sich der Gunst der Könige und waren immer um sie, denn die Ptolemäer waren selbst literarische Dilettanten. Ptolemäus

Lagi schrieb seine Denkwürdigkeiten nieder, Evergetes eine Naturgeschichte der Thiere; auch Physkon schrieb ein Geschichtsbuch und einen Commentar zum Homer. Doch ließ dieser Physkon einen großen Theil der alexandrinischen Gelehrten, weil sie der Partei seines Bruders geholfen, hinrichten oder aus der Stadt jagen.

Die alexandrinische Gelehrsamkeit hatte einen ganz aristotelischen Charakter, d. h. sie ging zunächst nur erfahrungsmäßig auf Sammeln alles Wissenswerthen aus, ordnete es dann, verglich es und stellte durch Kritik das Ergebniß fest. Das Neue und Ersprießliche dabei war, daß man, wenn gleich der attische Geist immer vorwaltend blieb, doch zum erstenmal auch die Leistungen anderer Völker und anderer Sprachen anerkannte. Der enge griechische Horizont wurde zerrissen und zu dem der gesammten Menschheit erweitert. Das war von unschätzbarem Werthe zunächst für die Geschichtsforschung, leider aber sind alle Geschichtswerke von Alexandrien wieder verloren gegangen und höchstens Bruchstücke aus ihnen in späteren Werken bei Plutarch, Diodor ꝛc. erhalten. Unter den verlorenen glänzten Timäus, Aristobul, Philochorus, Anaximenes, Chares, Hieronymus von Kardia, Marsyas, Duris ꝛc. Kallisthenes wird als ein sehr eitler Geschichtschreiber genannt, der ihm zugeschriebene Roman von Alexander dem Großen ist ihm jedoch nur untergeschoben. Eine eigenthümliche Stelle nimmt der berühmte Geschichtschreiber Polybius ein, der aus Megalopolis im Peloponnes gebürtig, als Geißel zu den Römern kam und des großen Scipio Freund wurde. Mit ihm begann die Geschichtschreibung der Griechen unter den Römern und für die Römer. Der Besiegte wurde mit Leib und Seele Sklave des Siegers. Wie sehr auch Polybius Recht hatte, die Römer hoch über seine erbärmlichen Griechen zu stellen, macht es doch einen peinlichen Eindruck, ihn zu lesen, der es nie wagte, noch wagen durfte, sich mit einem hochherzigen Gefühle seiner Landsleute anzunehmen, sondern immer die römischen Ruthen und Beile hinter sich wissend, die geschichtliche Wahrheit in römischem Interesse und Solde entstellte. Er schrieb auch ein berühmtes Buch über das römische Kriegswesen.

Wenn wir nun auch noch alle alexandrinischen Geschichtswerke

kennen würden, dürfte doch auch in ihnen der servile Zeitgeist, die feige Angst und das Buhlen um Gunst vorherrschend gefunden werden. Denn frei war der alexandrinische Geist nirgends und die Gelehrsamkeit nur mehr eine geistlose Vielwisserei und eine Art von Scholastik. Nicht viel tiefer scheint das Studium in Pergamus gegangen zu seyn, wie die mythologische Compilation beweist, welche Apollodor dort machte.

Um das Sprachstudium erwarb man sich in Alexandria gewiß große Verdienste, aber die Schulen der Grammatiker und Philologen scheinen bald exclusiv und ein wenig pedantisch geworden zu seyn, das unvermeidliche Uebel aller Akademien. Ihrer canonischen Genauigkeit verdanken wir jedoch die Erhaltung des Homer und vieler anderer Dichter in ihrer Echtheit. Der erste Grammatiker war Zenodotos, die ersten Vereiniger und Feststeller des homerischen Textes Aristophanes, Aristarch, Didymus, Apollodorus ꝛc. Als mythologische Sammler glänzten Apollodor und Konon.

Aristarch stand in solchem Ansehen, daß sein Name sprüchwörtlich geworden ist und eine strenge kritische Autorität bezeichnet, vor der sich alles beugen muß. Er wurde aber durch seine Schonungslosigkeit so verhaßt, daß er sich, schon 72 Jahre alt, freiwillig dem Hungertode unterzog, um aus der Welt zu kommen. Tief unter ihm stand Zoïleus, dessen Name eben so sprüchwörtlich wurde, jedoch nur einen kleinlichen Tadler bezeichnet.

Auch Astronomie, Naturkunde, Mathematik wurden eifrig getrieben. Durch ihre Sternkunde glänzten Eratosthenes, Konon, Aristarch (der erste, welcher lehrte, die Erde laufe um die Sonne), Aratos, der ein astronomisches Lehrgedicht schrieb, Hipparch, der viele Messungen an Sonne und Mond vornahm. Der größte Mathematiker war Euklides, der größte Mechaniker Archimedes. Ptolemäus Evergetes war ein großer Zoologe, hielt eine Menagerie und eröffnete zum erstenmal eine Anatomie, gewiß ein großer Fortschritt im Lande der Mumien. In den ältesten Zeiten war die Arzneikunst überall Sache der Priester, wie in Aegypten, so bei den Magiern in Asien, und zwar immer mit Astrologie verbunden. Auch in

Griechenland wurde die Heilkunde durchgängig von Priestergeschlechtern an heiligen Stätten geübt und besonderen Ruhm erwarben sich die von Epidaurus, Kos, Pergamus, Knidos, Asopus, Nyssa, Mithorea, Aegium, Titane ꝛc. Hier aber gehörten zu den Tempeln berühmte Heilquellen, zuweilen auch Höhlen, in denen die Kranken die Mittel der Genesung träumten. Immerhin dachte man sich keine Heilung möglich, ohne magische Mittel oder göttliche Einwirkung. Erst seit Hippokrates dachte man an eine erfahrungsmäßige oder theoretische Behandlung der Kranken und besonders unter den Ptolemäern. Deshalb wurde auch Alexandria eine Pflanzschule der Aerzte. Es fällt auf und charakterisirt einigermaßen die Zeit, daß mit besonderem Fleiße die Gifte und Gegengifte studirt wurden. Darüber schrieb Nikander ein Lehrgedicht, und als große Giftkenner standen Zopyrus und Krateyas mit dem pontischen Könige Mithridat in Verbindung, der den größten praktischen Gebrauch vom Gifte machte. Damit hing nun auch die Magie und die abergläubige Medicin zusammen, die in Aegypten und Syrien schon ausgebildet war und immer neue Nahrung sog aus dem Orient und aus der Vergleichung des in verschiedenen Ländern üblichen Zaubers. Man unterscheidet noch jetzt unter den zahlreichen Skarabäen (Käfern von Stein) und andern gemmenartigen Amuletten, die in Aegypten erhalten sind, die, welche der altägyptischen und die, welche der ptolemäischen Zeit angehören. Sie reichen noch weiter bis in die christliche Zeit hinein und beweisen, welche ausgedehnte Macht der Aberglaube in einer Zeit übte, in welcher die Freiheit der Völker in Despotismus, der unschuldige Frohsinn in verbrecherische Unzucht, die Sicherheit des Daseyns in ewige Angst vor Verrath und Tod, Gift oder Henkerbeil verwandelt worden war.

4.

Die spätgriechische Poesie.

Die griechische Dichtung erlangte eine außerordentliche Verbreitung über alle Länder, die irgend mit den makedonischen Herrschern in Berührung kamen und so auch im Reiche der Römer, allein sie verlor die ursprüngliche Kraft, Freiheit, Fortschrittsfähigkeit, und nahm den Epigonencharakter an als eine Sache der Mode und Schule. Die Poesie quoll nicht mehr von selbst aus unerschöpflichem Born des Genius, sondern wurde gelehrt und gemacht.

Die schon erwähnten Gelehrten des alexandrinischen Museums vereinigten commissarisch die ältern Texte und setzten canonisch fest, welche Dichter als classisch gelten sollten, welche nicht. Die höchste Ehre aber widerfuhr dem Homer, dem nicht nur in Alexandrien ein Tempel erbaut und göttliche Anbetung erwiesen wurde, sondern für dessen Verehrung, Verbreitung und Nachahmung sich auch in vielen andern Städten poetische Gesellschaften bildeten, namentlich in Cypern, von wo die schönsten nachhomerischen Epen ausgingen, die oben schon unter den kyklischen Dichtern genannt sind (Theil I. S. 455). Zu diesen Epigonen des Homer zählt auch Lykophron mit seinem Epos Kassandra (oder Alexandra), welches charakteristischer als jedes andere die alexandrinische Scholastik beurkundet. Es enthält nämlich (in griechischen Jamben) lediglich eine lange Weissagung der Kassandra, welche alles von Anfang bis zu Ende vorhersagt, was sich in und um Troja bis zu dessen Untergang zutragen wird. Ein Ueberblick über die ganze Geschichte des trojanischen Krieges, aber so dunkel gehalten, daß man selbst die Namen der Helden errathen muß, und daß der Dichter erst durch gründliche Commentare verständlich wird. Die berühmten Scholien des spätern Tzetzes zu Lykophron sind vielleicht nur aus ältern Noten zusammengetragen. Sie enthalten, wie das Gedicht selbst, die schätzbarsten Beiträge zur griechischen Mythologie.

Lesbarer und poetischer als Lykophron schilderte der Rhodier Apollonius in einem Epos die Argonautenfahrt, womit noch ein zweites, fälschlich dem Orpheus zugeschriebenes Epos gleichen Inhaltes concurrirt. Beide sind in Hexametern und ganz in homerischen Formen geschrieben. Ihm ahmten wieder Euphorion, Rhianos und viele andere nach, deren Werke verloren sind. Aus den Titeln ergibt sich, daß sie ihre Stoffe aus der griechischen Mythologie und Geschichte wählten.

Als eine neue Dichtungsart erscheint die bukolische oder Hirtenpoesie, und zwar zuerst in Sicilien, von wo ihr Schöpfer Theokrit an den Hof der Ptolemäer kam. Diese Poesie unterscheidet sich himmelweit von der echten Hirtendichtung der alten Hebräer, Araber und Inder. Sie ist nämlich nichts ursprüngliches, was von wirklichen Hirten ausginge, sondern eine Affectation überbildeter und verderbter Städter, die sich nach der Einfachheit des ländlichen Daseyns sehnen oder wenigstens eine Abwechslung darin suchen. Wie die gesammte Schäferpoesie der spätern Zeit hat auch schon Theokrit keineswegs die reine Unschuld auf dem Lande gesucht, sondern nur mit deren Schein kokettirt und auch keinen Anstand genommen, den Hirten schon die Laster der Höfe anzudichten. Der Dichter selbst liebelt und lüstelt im Schäfergewande. Das Ganze ist theatralisch. Doch schrieb Theokrit seine Idyllen so reizend und süß, daß sie wohl verführen mußten. Er kam in der Liebesgluth nicht selten der Sappho gleich. Seine „Schäferscenen“ sind das Vollendetste, was die Poesie in dieser Art hervorgebracht hat. Nur eckelt die häufige Wiederkehr der s. g. griechischen Liebe, das widrige Gewimmer des Liebenden vor dem spröden Knaben. Zum Eigenthümlichsten gehört das Idyll von der verschmähten Schönen, die bei Nacht die Mondgöttin anruft, um mit ihrer Hülfe einen Liebeszauber zu bereiten. Daraus erkennt man die Leidenschaft der Frauen und den Aberglauben in jener Zeit und südlichen Zone. — Dem Theokrit folgten Bion von Smyrna und Moschus von Syrakus als Dichter zärtlicher Idyllen. Berühmt ist des ersteren Klage um Adonis. Als elegischer und Hymnendichter ragte Kallimachos von Kyrene hervor, dessen Bad der

Pallas noch dadurch Bedeutung gewinnt, daß es in dorischer Mundart geschrieben ist. Ein angenehmer und zarter Dichter kleiner Lieder war auch Melragros, ein guter Elegiendichter Philetas.

Ganz in derselben Weise, wie die Sculptur und Malerei in grobsinnliche Darstellungen ausschweifte, that es auch die Poesie. Dem verderbten Geschmack der Reichen und am Ende des ganzen Volkes behagte nichts mehr als die Zote und der Spott über alles Ernste und Heilige. Daher die Ueberhandnahme der erotischen und satyrischen Dichtungen, der witzigen Epigramme, der Sillen (Zotteln, Satyrloden), worin sarkastische Bosheiten auf Personen den Hauptreiz bildeten, und der Kinaiden, worunter man die abscheulichste Gattung von Zoten verstand, welche sich auf das griechische Laster bezogen. In dieser Gattung leistete das Populärste Simos, Lysis und Sotades, weshalb man diese Lieder auch Simoden, Lysioden oder Sotadiren nannte.

Mithin hatte sich die Sünde des alten Babel weit über die alten Grenzen hinaus in das Abendland erstreckt. Nicht die edeln Griechen waren es, die mit überlegenem Geist und angeerbten ritterlichen Tugenden den längst im tiefsten Grund verdorbenen Orient reformirten und wieder sittlichten, sondern umgekehrt der Orient war es, der mit seiner Sinnlichkeit über das, was besser war an den Griechen, triumphirte und alles in den Abgrund des Lasters mit sich hinunterzog.

Wie in allen verderbten Zeiten machte sich das steife, pedantische und prude Lehrgedicht in den vornehmen Kreisen neben jener poetischen Unzucht breit. Alle Wissenschaften wurden in langweiligen Versen abgehandelt, die Sternkunde von Aratos, die Medizin von Nicander, die Geographie Griechenlands von Dikäarchos, die Gastrologie (Eßkunst) von Archestratos, als Lehrbuch für die reichen Schwelger.

Der Wundersucht kamen mehrfache Sammelwerke entgegen. Paläphatos schrieb ein Werk von den „unglaublichen Dingen" und Parthenios sammelte unglückliche Liebesgeschichten, die damals ein Interesse gewährten, wie etwa jetzt eine Sammlung von Kriminalgeschichten. Sie sind theils der griechischen Mythologie entlehnt,

theils aus geschichtlichen Nachrichten und unter diesen dürften sich viele der s. g. milesischen Märchen befinden. So nannte man die Geschichten, welche sich die von allen Enden der Welt her in die große Hauptstadt Milet kommenden Schiffer, wenn sie dort im Hafen warten mußten, zur Kurzweil erzählten, als Vorbilder der später berühmt gewordenen gesta Romanorum und der arabischen Märchen der 1001 Nacht, welche gleichfalls aus den Erzählungen hervorgingen, welche sich die Schiffer in den Häfen des mittelländischen Meeres oder die Pilger auf ihren Wegen hier nach Jerusalem, dort nach Mekka mittheilten. Ohne Zweifel waren manche Stoffe, die wir in jenen spätern abend- und morgenländischen Sammlungen wiederfinden, schon in jenen ältesten milesischen Märchen enthalten, wie die unglückliche Liebesgeschichte des Pyramus und der Thisbe aus Ninive, deren wir bereits gedacht haben. — Auch von Klearchus, einem Schüler des Aristoteles, rührte eine nicht mehr vorhandene, aber zu ihrer Zeit sehr beliebte Liebesgeschichte her, womit gewissermaßen die Gattung des Romans ihren Anfang nahm. Seinem Beispiel folgte Antonius Diogenes, indem er „von den unglaublichen Dingen jenseits Thule" schrieb, gleichfalls einen Liebesroman, der aber jenseits der damals bekannten Welt im äußersten Norden spielt und beiläufig alles Wunderbare erzählt, was die Alten von den Regionen des ewigen Eises glaubten. Diese ziemlich geistlose Dichtung ist nur insofern interessant, als darin (in dem Zauberstückchen des Paapis) die echt nordische Vorstellung von den Helden der Walhalla vorkommt, die sich zur Lust im Kampf umbringen und immer wieder lebendig werden, und ferner, weil eine von Porphyrius mitgetheilte Episode dieses Romans von Thule eine phantastische Lebensbeschreibung des Pythagoras enthält, dessen Verbindung mit den Völkern und der Weisheit des Nordens, zunächst mit dem Zamolxis der Geten dadurch eine merkwürdige Bestätigung erhält.

5.

Das spätgriechische Schauspiel.

Athen blieb immer noch die Wiege und Musterschule des Schauspiels, aber mit der Freiheit war auch der Geist des Aeschylos und Aristophanes verschwunden. Dichter und Mimen hatten nur noch die Aufgabe, den Tyrannen oder Statthalter und ein serviles Publikum zu unterhalten, unter Vermeidung jeder politischen Anspielung. Nicht einmal zürnen durfte der Dichter über die eingerissene Entsittlichung, noch große Charaktere zur Beschämung der kleinen aufstellen; es galt vielmehr, wenn man beliebt werden wollte, allem zu schmeicheln, was einmal Mode und den Leuten bequem geworden war, nirgends zu hohe sittliche Ansprüche an die Gesellschaft zu machen, die Gemeinheit aber als das Natürliche zu entschuldigen und nur das lächerlich zu machen, was die großen Herrn nicht übel nahmen. Diese ganze neue Richtung, welche das Drama nahm, fand ihren Anknüpfungspunkt an das ältere Drama in Euripides, welcher bereits angefangen hatte, vom Hohen und Großen zu abstrahiren und Götter und Menschen gemein aufzufassen.

In Athen selbst wandte sich die Bevölkerung, die einmal sich zu interessiren, zu enthusiasmiren und unendlich viel zu schwatzen gewohnt war, sobald sie nicht mehr über Politik reden durfte, der Philosophie zu, die bald nach Alexander dem Großen in vielen Schulen Athens blühte und tausende von schwärmerischen Schülern zählte. Deshalb kamen nun auch alle philosophischen Streitfragen auf die Bühne, die zahlreichen Komödien dieser Gattung aber von den Dichtern Alexis, Antiphones ꝛc. sind verloren. Wir wissen nur, daß die edlen Männer, die noch zuletzt die Unabhängigkeit Athens vertheidigten oder sich sonst durch den Adel ihres Geistes auszeichneten, gerade am meisten auf der attischen Bühne verhöhnt und lächerlich gemacht wurden, Demosthenes durch Timokles, Platon durch Amphis und Anaxilaos. Wie hätte es auch anders seyn

können in einer Stadt, in welcher gerade die Bildung das meiste beigetragen hatte, um die letzte sittliche Kraft im Volke zu erschlaffen.

Für das philosophische Lokalinteresse Athens hatte man nur an den Höfen der Diadochen und selbst in Syrakus weniger Sinn. Deshalb kamen dort andere Gattungen des Dramas auf. Das Trauerspiel wurde mehr vernachläßigt, die Komödie allein blühte und das war natürlich, da es nicht mehr galt, das Publikum zu begeistern für Recht, Ehre und großherziges Thun, sondern nur es lustig zu unterhalten, sanft einzuwiegen und in allen seinen Schwächen zu beschmeicheln.

In Athen hatte zuerst Anaxandridas aus der Komödie die frühere Satyre entfernt und dagegen Liebesgeschichten hingebracht, in denen in der Regel Ehemänner, Väter und Vormünder verspottet wurden. Das durfte, nachdem Euripides aufgetreten war, nicht mehr Wunder nehmen. Mit feinem Geschmack suchte M e n a n d e r und nach ihm Philemon, beide Athener, diese neue Gattung auszubilden. Leider sind ihre Stücke verloren, wir wissen aber, daß sie unermeßlich populär wurden, sich von Athen aus über die ganze Welt, so weit griechisch gesprochen wurde, verbreiteten und namentlich den größten Einfluß auf die römischen, wie später noch auf die neuern Komödien geübt haben. Der Inhalt ihrer Stücke war Liebesintrigue, nicht selten geradezu auf Kosten der Moral, aber in einer eleganten Sprache und unter Beobachtung jeder conventionellen Schicklichkeit. Menander gilt als der geistreichere, Philemon lebte und wirkte aber viel länger und ihm folgte noch eine große Menge Nachahmer, die alle in der einmal beliebt gewordenen Manier für die Bühne schrieben. — So viel man von Menanders Stücken weiß, so spiegelt sich in ihnen das gesellschaftliche Leben seiner Zeit ab, wie es nicht nur in Athen, sondern in allen größern Städten der antiken Welt beschaffen war. Den Mittelpunkt seiner meisten Stücke bildet eine hübsche und schlaue Hetäre, das Urbild aller Grisetten und Soubretten; um sie bewirbt sich ein junger Mann, das Urbild aller Dandys, gewöhnlich lüderlich. Ein Papa, das Urbild aller Pantalons, thut Einsprache, wird aber ausgelacht und verzeiht zuletzt alles; ein listiger Sklave

hilft den Alten betrügen und spielt den Hauptintriganten, ja tritt gewissermaßen als die personificirte Intelligenz des Dramas auf, wie früher der Chor. Zuweilen tritt als lächerlicher Nebenbuhler ein alter Söldnerführer auf, das Urbild des miles gloriosus oder Bramarbas. Sonst sind es die obligaten Parasiten, die alle Schläge bekommen. Die Lebensweisheit, die in diesen Stücken gelehrt wurde, war genau die nämliche, wie bei dem römischen Dichter Terenz und bei den noch viel spätern abendländischen Dichtern, Beaumarchais, Goldoni, Kotzebue, die alle in Menander ihr Vorbild haben. Die Sinnlichkeit, die Lüderlichkeit, die Impietät wurden als liebenswürdige Natürlichkeit an der Jugend entschuldigt, der Ernst und die Würde des Alters verspottet. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß Menander und Epikur im gleichen Jahre geboren und gute Freunde waren. Die Lebensphilosophie des letztern war dieselbe, welcher Menander anhing: genieße so viel und sorge so wenig als möglich! Darauf mußten die Menschen hinauskommen, wenn sie sich nicht mehr um die ernsten und großen Fragen des Staats bekümmern durften, sondern nur noch schweigend zu gehorchen hatten und ihr ganzes Interesse allein auf das Privatleben beschränkt war.

Hauptsächlich Menander war es, welcher der attischen Komödie den Sieg und das Uebergewicht in der ganzen griechischen Welt verschaffte. Sonst würde sie vielleicht durch die dorische verdrängt worden seyn. In Megara blühte die dorische Komödie, welche sich von der attischen durch größere Derbheit und durch das frühe Aufkommen der stehenden Masken unterschied. Mäson in Megara war es, der einen spaßhaften und gefräßigen Koch (das Urbild des Hanswurst) zuerst als stereotypen Charakter auf die Bühne brachte und dem später erst die andern Charaktere nachfolgten, die noch jetzt in der italienischen Komödie vorherrschen. Von Megara aus gründeten die Dorier die Colonie Selinus auf der Insel Sicilien und so kam dorthin und auch nach andern Städten Siciliens die Komödie und wurde eifrig gepflegt. Unter den komischen Dichtern wird am meisten Epiharnus von Megara gepriesen, der zuletzt in Syrakus lebte und dessen Stücke hohen Ruhm erlangten hauptsächlich durch ihre glück-

liche Charakteristik. Er zuerst soll die stehende Figur der Parasiten aufs Theater gebracht haben. Wie wenig auf der Bühne die Religion respectirt blieb, beweist sein Herakles, der als Fresser und immer betrunken die lächerlichsten Rollen spielen mußte. Der dorische Volksstamm konnte sich selbst nicht tiefer herabwürdigen als in dieser Verhöhnung seines großen Ahnen.

Athenäus erzählt uns von der sicilischen Komödie folgendes: Galatea, eine Flötenspielerin, die Geliebte des Tyrannen Dionysius von Syrakus, liebte den komischen Dichter Philoxenes. Der eifersüchtige Tyrann sperrte ihn ein, da dichtete er den „Kyklops", eine Posse, in welcher Dionysius als Polyphem, er selbst, der Dichter aber, als Odysseus erscheint.

Ein komischer Dichter in Tarent, Rhinthon, erfand die Hilarotragödie, welche nicht mit der spätern comédie larmoyante zu verwechseln ist, sondern nur Travestie, grobes Lächerlichmachen dessen, was man bisher nur tragisch aufgefaßt hatte. Echt tarentinisch! Die verderbten Griechen konnten nirgends mehr den sittlichen Ernst vertragen und wurden davon immer nur genirt und geängstigt. Deshalb sollte sich bei ihnen alles im Gelächter auflösen. — Die s. g. Atellanen, die Wiege der italienischen Komödie, gelten zwar als einheimisch und dem kleinen oscischen Volk entstammt, lassen sich aber auf den dorischen Einfluß aus Megara zurückführen. Ihre stereotypen Masken Pappus, Maccus und Simus kommen vom griechischen Popposilen, von *μακκυάω* (ich bin dumm) und von Simos, dem Namen eines griechischen Satyr, her.

6.

Epikuräismus und Stoa.

Nach dem Vorgang des Aristoteles und nachdem alles platonische Streben nach der Erreichung höherer Menschheitsideale vereitelt, alle Freiheit unterdrückt und der Despotismus des Eroberers

und allgewaltigen Herrschers auf Erden die Menschen gelehrt hatte, sich nur innerhalb einer eisernen Nothwendigkeit zu bewegen, konnte es auch auf dem philosophischen Gebiete nur noch einfache Schüler und Epigonen des Aristoteles geben, unter denen Theophrast sich den Ruhm der fleißigsten Gelehrsamkeit erworben hat. Im übrigen aber konnte nur noch eine Scheidung eintreten zwischen denjenigen Denkern, welche im Sinn der Kyrenaiker das höchste Gut im Lebensgenuß suchten, und denen, welche nach dem Vorgang der Cyniker, jedoch mit mehr platonischem Seelenadel ausgerüstet, an jeder Besserung der Welt im Großen verzweifelten, doch aber die Tugend auch im Unglück vorzogen. Ein Drittes blieb nicht übrig und beide Parteien stimmten eigentlich darin überein, daß sie nicht frei seyen, sondern sich in einem Nothstande befänden. So lag in der Richtung, welcher die Philosophie zu folgen gezwungen war, die schärfste Kritik der despotischen, die Menschheit tief erniedrigenden Zeiten nach Alexander dem Großen.

Der größte Theil der gebildeten Griechen bekannte sich seitdem zum Epikuräismus, einem philosophischen System, welches nach seinem Gründer Epikur genannt wurde, einem Athener, welcher nicht lange nach Alexander dem Großen lebte. Seine Lehre war ein feiner Materialismus, indem er selbst der Seele sinnliche Eigenschaft zuschrieb und dieselbe für unzertrennlich vom Körper erklärte. Deshalb galt ihm auch als höchstes Gut nur das Vergnügen und zwar vorzugsweise das sinnliche, weil auch die Seele nur sinnlich empfinden könne. Damit war jede Rücksicht auf ein künftiges Leben beseitigt und auch eine sittliche Verpflichtung für das gegenwärtige Leben kaum anerkannt, wenigstens sollte sie niemand im sinnlichen Genießen stören dürfen. Epikur verpflichtete zu keiner andern Tugend, als zu der einer besonnenen Mäßigung, um desto länger und sattsamer genießen zu können, weil man durch Unmäßigkeit sich selbst den Genuß verderbe. Von einer göttlichen Weisheit oder auch nur von einem vernünftigen Schicksal, welches die Dinge lenke, konnte bei Epikur nicht die Rede seyn. Er glaubte, die Welt sey nach mechanischen Gesetzen aus Atomen entstanden und sey blos Materie. —

Diese Art zu philosophiren mußte den Vornehmen seiner Zeit außerordentlich einleuchten, indem sie ihre Genußsucht entschuldigte und ihr Gewissen betäubte. Sie war aber auch verführerisch für das gemeine Volk, welches für sein Elend gern eine Entschädigung suchte in der Theilnahme an allen großstädtischen Lastern und an solchen Vergnügungen, denen der Despotismus absichtlich einen immer mehr öffentlichen Charkter gab. Schon im alten Babel war die Oeffentlichkeit schandbarer Vergnügungen ohne Zweifel darauf berechnet, einen durch seine Zahl furchtbaren Pöbel bei guter Laune zu erhalten. Schon die schlaue Kaufmannspolitik der Phöniker hatte das öffentliche Laster begünstigt, um ihre Miethlinge und Sklaven im Vergnügen zu berauschen und ihnen ihre Abhängigkeit weniger fühlbar zu machen. Dieselbe Politik nahmen nun auch die makedonischen Diadochen, die Tyrannen von Syrakus und allen andern griechischen Colonialstädten und endlich auch der römische Senat an, dessen Tyrannenkünste die aller früheren Zeiten übermeistern sollten.

Es ist charakteristisch, daß Epikur selbst aus dem Proletariate abstammte, weshalb die Genüsse des Lebens, gerade weil er sie anfangs entbehren mußte, einen so unendlichen Reiz für ihn hatten. Die der seinigen gerade entgegengesetzte Philosophie der Stoa ging in eben so bezeichnender Weise von einem Sohne reicher und angesehener Eltern aus. Zenos Vater war ein reicher Kaufmann auf der Insel Cypern.

Zeno war ein vornehmer Mann, sogar ein Freund des Königs Antigonus Gonnatus. Die Philosophie, die er lehrte, erhielt den Namen der stoischen von der s. g. Stoa Poikile (Gemäldehalle), in welcher er lehrte. Im Allgemeinen vertrat er noch das Princip der Cyniker, reinigte dasselbe aber von dem Schmutz, der ihm noch von Diogenes und andern weltverachtenden Narren anklebte und der ihnen den Namen der hündischen Philosophen zugezogen hatte. Im Systeme der Stoa waltete durchaus ein aristokratischer Stolz vor, welcher den Tyrannen der Erde trotzte und die servile Menge verachtete, auch vollkommen an der Zukunft der Menschheit verzweifelte, aber für jeden einzelnen echten Stoiker das uralte Kalokagathon

(s. Theil 1, Seite 139) als Ideal festhielt. Ob auch die ganze Welt umher unterginge, der Stoiker blieb in den Mantel seiner Tugend gehüllt fest und unbeugsam stehen. Für ihn war das höchste Gut nicht der Genuß, nicht das Glück, sondern auch mitten im Schmerz und Unglück die Tugend, das lobwürdige Benehmen. Die Stoa wahrte also in der schrecklichsten Zeit menschlicher Entartung wenigstens das Andenken der höhern sittlichen Bestimmung des Menschen, einigermaßen ähnlich dem jüdischen Prophetenthum, welches mitten unter den Greueln des Heidenthums das Volk doch unaufhörlich an den wahren Gott mahnte.

Daß es in solchen Zeiten auch Denker geben mußte, die alles negirten, war nicht zu verwundern. Pyrrho von Elis gründete die skeptische Schule, die an der Wahrheit selbst verzweifelte und jede Möglichkeit, zur Wahrheit zu gelangen, leugnete. Sein berühmtester Schüler war Arkesilaos, der so weit ging, das Nichtglauben, das absolute Zweifeln für die erste Bedingung eines beruhigten und glücklichen Daseyns, also für das höchste erreichbare Gut zu erklären. Karneades von Kyrene, der die s. g. neue Akademie in Athen gründete, machte davon noch die besondere Nutzanwendung für das praktische Leben, daß bei der Zweifelhaftigkeit alles Rechts jeder für sich nur seinem Vortheil gemäß handeln solle, was einer völligen Umkehr des Sittengesetzes gleichkam. — Zu dieser Gattung von Geistern gehört auch Euhemeros, der am Hofe Kassanders in Makedonien lebte und alle alten Göttermythen als geschichtliche Vorfälle zu deuten suchte, indem er die Götter selbst leugnete und alles, was man bisher für übernatürlich gehalten, natürlich erklären wollte.

Das waren die letzten bittersten und giftigsten Früchte am Baum der hellenischen Erkenntniß. Zu so schaudervollem Ende mußte man aber gelangen, weil man von Anfang an nur einem geistreichen Egoismus gefröhnt hatte.

Wie tief dieses geistreiche Volk heruntersank, hat besonders Bion bewiesen, einer jener nichtswürdigen Parasiten, welche Philosophen hießen, aber eigentlich nur Hofnarren waren. Er lebte am Hofe des Königs Antigonus und war berühmt durch seinen Witz, der dar-

auf hinauslief, in dem gemeinsten menschlichen Thun Widersprüche zu finden, an die sonst niemand denken würde. So wunderte er sich, warum sich die Leute in der Trauer die Haare ausrauften, da ja der kahle Kopf nicht weniger leide, als der behaarte? warum man die Leichen verbrenne und doch dabei weine, da man, wenn sie keinen Schmerz empfinden, auch nicht zu weinen brauche, wenn sie aber Schmerz empfinden, sie nicht verbrennen solle? Berühmt war sein Trugschluß: alle Diebe sind Tempelräuber und kein Dieb ist ein Tempelräuber, weil alle Dinge Gott gehören, die ganze Welt ein Tempel ist, also zwar jeder Dieb die Gottheit bestiehlt, der alles gehört, aber auch das Gestohlene immer im Tempel Gottes lassen muß, es also eigentlich nicht stiehlt.

Da nun das Griechenthum mit seiner Philosophie eigentlich Bankerot gemacht hatte und der suchenden Seele verzweifelt wenig, was sie noch hätte befriedigen können, zu bieten vermochte, zeigte sich zu Alexandria und überall in den östlichen Theilen der griechischen Welt eine immer stärkere Hinneigung zum Aberglauben, zur Magie und zu den Mysterien des Orients. Die philosophischen Schulen zwar ließen von ihrem attischen Hochmuth und Vorurtheil noch nicht ab; aber die Großen, die herrschenden und reichen Classen gaben sich desto eifriger dem romantischen Zauber der Verführung hin, der im Orientalismus lag. Unbekümmert um die attischen Schulstreitigkeiten ließen sich die Könige lieber praktisch von einem Magier oder ägyptischen Hermespriester das Horoskop stellen, sich durch syrische Zauberinnen Gift oder Liebestränke bereiten, die astralischen Gewalten zu ihrem Dienst bannen und beschwören ꝛc. Wie wahnsinnig und sündhaft auch dieses Treiben war, so bewies es doch klar, daß die Seelen nach einer nahrhafteren Speise hungerten, als die ihnen die philosophische, fort und fort ins attische Nest gelegten Windeier gewährten.

Achtes Buch.

Die Makkabäer.

1.

Große Drangsale der Juden.

Die Juden waren durch den großen Cyrus aus der babylonischen Gefangenschaft entlassen worden, hatten ihren Tempel in Jerusalem wieder gebaut und wurden auch nach der Zerstörung des persischen Reichs von Alexander dem Großen gnädig behandelt, nach seinem Tode aber Unterthanen des Ptolemäus.

Die ersten Ptolemäer, die überhaupt weise regierten, gewannen auch die Liebe der Juden und zogen viele derselben nach Aegypten. Damals wurde nicht nur das alte Testament ins Griechische übersetzt (die oben schon genannte Septuaginta), sondern eine große Rabbinerversammlung in Jerusalem stellte auch den Kanon der h. Schrift fest, in der Weise, wie gleichzeitig die alexandrinischen Gelehrten den Kanon der griechischen Classiker feststellten. Dieser Vorgang führte aber bald nachher zu einer Spaltung unter den Rabbinern, sofern die einen streng und buchstäblich am Kanon festhielten (Pharisäer), die andern dagegen nach dem Vorgange des Zaddok der mündlichen Ueberlieferung und einer freiern Auslegung Raum gaben

(Sadducäer). — Neben den Juden hatten sich auch die Israeliten wieder in Samaria eingefunden und als Seneballat, der persische Statthalter daselbst, seine Tochter mit dem Manasse, Sohn des jüdischen Hohepriesters Joddua vermählte, waren die Juden über diese Mißheirath mit einer Nichtjüdin so erbittert worden, daß Manasse nach Samaria auswandern mußte, sich aber durch Erbauung eines neuen Tempels auf dem Berge Garizim rächte, den er für den allein echten Tempel Jehovahs ausgab. Seitdem halten sich die Samariter bis auf den heutigen Tag für die echten Juden, erkennen aber nur die fünf Bücher Mosis an. Ihre Hauptstadt war Sichem, jetzt Naplus (Neapolis, Neustadt) genannt, wo heute noch der Rest ihrer Secte lebt.

Unter Ptolemäus Evergetes drohte den Juden Gefahr, weil ihr Hohepriester Onias den Jahrestribut an Aegypten unterschlagen hatte, sein pfiffiger Neffe Joseph aber verstand ihn durch große Bestechungssummen beim König zu entschuldigen und gelangte bei dem letztern zu so hoher Gunst, daß er Generaleinnehmer von ganz Aegypten wurde. Unter Philopator aber kamen aus Aegypten doch noch schwere Leiden über Judäa. Dieser brutale Fürst drang aus Neugier in das Allerheiligste des Tempels zu Jerusalem ein und kam nur halbtodt wieder heraus, weshalb er einen grimmigen Haß auf alle Juden warf und als sie wider ihn aufstanden, deren 40,000 umbringen ließ. Auch befahl er, alle Juden sollten künftig den Dionysos und nicht mehr den Jehovah anbeten, und ließ denen, die sich weigerten, das Zeichen eines Weinblatts auf die Stirne brennen. Nach seinem Tode aber fiel das ganze jüdische Volk ab und begab sich in den Schutz des Seleukus.

Aber unter den Seleukiden sollten die armen Juden noch weit herberes Mißgeschick erfahren als unter den Ptolemäern. Der Tempel zu Jerusalem war reich begabt, nur die Größe der darin aufbewahrten Schätze war übertrieben und verlockte den Seleukus, sich ihrer bemächtigen zu wollen. Sein Beauftragter aber, Heliodor, wurde in dem Augenblick, in welchem er mit Gewalt des Tempels Pforten sprengte, durch die Erscheinung eines schrecklichen Reiters

niedergeworfen, 176. Bald darauf endete auch Seleukus, dem Antiochus Epiphanes nachfolgte. Nun dachte Jason, Bruder des Hohepriesters Onias, der König, dem es an Geld gebrach, werde am Ende doch den Schatz von Jerusalem rauben, und nahm einen Theil davon (360 Talente), um dafür vom König die Hohepriesterwürde für sich zu erkaufen. Onias wurde nun fortgejagt und Jason fing an, dem Dienst Jehovahs offen zu entsagen und den des Herakles dagegen einzuführen. Ihn übertraf aber noch der dritte Bruder, Menelaos, an Gottlosigkeit, der ihm nachahmend, sich gleichfalls durch Geldspenden beim König einschmeichelte und nun ihn verdrängte, wie Jason früher den älteren Bruder verdrängt hatte. Antiochus hatte dabei nichts zu thun, als das Geld zu nehmen und über die nichtswürdigen Hohepriester zu lachen. Damit Onias sich nicht etwa an die Spitze der strengen Judenpartei stelle, ließ ihn Menelaos ermorden. Jason aber, das gleiche Schicksal besorgend, sammelte ein Heer und bekriegte ihn, bis plötzlich Antiochus selbst erschien, Jerusalem mit großer Heeresmacht einnahm, den ganzen Tempelschatz und alle heiligen Gefäße raubte und die Abschaffung der jüdischen Religion befahl, 168. Auch die Samariter sollten ihrem dem jüdischen so nahe verwandten Glauben entsagen und sie thaten es mit feiger Seele sogar zuvorkommend, indem sie ihren Tempel auf dem Garizim sofort dem Zeus weihten.

Die Juden war nicht so fügsam. Zwar gab sich der elende Menelaos dazu her, im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem, nachdem daselbst ein Schwein geschlachtet und das Blut an den Altar und Vorhang ringsumher gespritzt worden war, von dem Fleisch desselben zu essen, und unnachsichtlich ließ der König alle Juden umbringen, die sich seinen Geboten nicht fügten, aber die Zahl der Martyrer oder derer, welche flohen, war nicht klein. „Allen Muthwillen trieben sie im Lande und verjagten das Volk Israel, daß es sich verstecken und verbergen mußte in den Höhlen, als die flüchtigen. Und König Antiochus ließ den Greuel der Verwüstung auf Gottes Altar setzen und ließ in allen Städten Juda Altäre aufrichten, daß man öffentlich in Gassen und ein jeder vor seinem Hause räucherte

und opferte, und ließ die Bücher des Gesetzes Gottes zerreißen und verbrennen. Und alle, bei denen man die Bücher des Bundes Gottes fand, und alle, so Gottes Gesetz hielten, todtschlagen. Und das thaten sie mit ihrem Kriegsvolk alle Monat, wenn das Volk zusammenkam in die Städte. Am fünf und zwanzigsten Tage des Monats opferten sie auf dem Altar, den sie hatten aufgerichtet gegen den Altar des Herrn. Die Weiber, welche ihre Kinder beschnitten, wurden getödtet, wie Antiochus geboten hatte. Die Eltern wurden in ihren Häusern erwürget, und die Kinder drinnen aufgehenkt. Aber viele vom Volk Israel waren beständig, und wollten nichts Unreines essen, und ließen sich lieber tödten, denn daß sie sich verunreinigten. Und wollten nicht vom heiligen Gesetz Gottes abfallen, darum wurden sie umgebracht. Und es war ein sehr großer Zorn über Israel. Denn die Heiden schwelgten und praßten im Tempel, und trieben allerlei Unzucht mit den Weibern an der heiligen Stätte, und trugen viel hinein, das sich nicht gebührte. Und hielten weder Sabbath noch andere gewöhnliche Feiertage und durfte sich niemand merken lassen, daß er ein Jude wäre. Wenn man aber des Bachus Fest beging, da zwang man die Juden, daß sie in Kränzen von Epheu, dem Bachus zu Ehren, einher gehen mußten. Es war der vornehmsten Schriftgelehrten einer, Eleasar, ein betagter und doch sehr schöner Mann, demselben sperrten sie mit Gewalt den Mund auf, daß er sollte Schweinefleisch essen; aber er wollte lieber ehrlich sterben, denn so schändlich leben und litt es geduldig. Und da er zur Marter ging, strafte er die, so verboten Fleisch aßen aus Liebe des zeitlichen Lebens.

Es wurden auch sieben Brüder sammt ihrer Mutter gefangen, und mit Geißeln und Riemen gestäupet und gedrungen vom Könige, daß sie sollten Schweinefleisch essen, das ihnen im Gesetze verboten war. Da sagte der älteste unter ihnen also: Was willst du viel fragen, und von uns wissen? wir wollen eher sterben, denn etwas wider unser väterlich Gesetz handeln. Da ergrimmte der König und gebot, man sollte eilends Pfannen und Kessel über das Feuer setzen. Da man das gethan hatte, gebot er, man sollte dem ältesten die Zunge ausschneiden und Hände und Füße abhauen, daß die andern

Brüder und die Mutter sollten zusehen. Als er nun so zerstümmelt war, ließ er ihn zum Feuer führen und in der Pfanne braten. Und da die Lohe allenthalben in die Pfanne schlug; ermahnten sie sich unter einander sammt der Mutter, daß sie unverzagt stürben und sprachen: Gott der Herr wird das Recht ansehen und uns gnädig seyn; wie Moses zeuget in seinem Gesange, und er ist seinen Knechten gnädig. Als der erste also verschieden war, führte man den andern auch hin, daß sie ihren Muthwillen mit ihm trieben; und zogen ihm Haut und Haare ab und fragten ihn, ob er Saufleisch essen wollte oder den ganzen Leib mit allen Gliedern martern lassen? Er aber antwortete auf seine Sprache und sagte: Ich wills nicht thun. Da nahmen sie ihn und marterten ihn wie den ersten. Als er nun in den letzten Zügen lag, sprach er: Du verfluchter Mensch, du nimmst mir wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben. Darnach nahmen sie den dritten, und trieben auch ihren Muthwillen mit ihm. Und da sie es von ihm forderten; reckte er die Zunge frei heraus, und streckte die Hände dar, und sprach getrost: Diese Gliedmaßen hat mir Gott vom Himmel gegeben, darum will ich sie gern fahren lassen um seines Gesetzes willen; und ich hoffe, er wird mirs wohl wiedergeben. Der König aber und seine Diener verwunderten sich, daß der Jüngling so freudig war und die Marter so gar nichts achtete. Da dieser auch todt war, peinigten sie den vierten auch, und geißelten ihn. Da er aber jetzt sterben wollte, sprach er: Das ist ein großer Trost, daß wir hoffen, wenn uns die Menschen erwürgen, daß uns Gott wird wieder auferwecken; du aber wirst nicht auferwecket werden zum Leben.“ Darauf peinigten sie auch den fünften und den sechsten, welche eben so standhaft starben. Da erstaunte der König und wollte den siebenten Sohn gütlich überreden, er solle seinen Glauben abschwören, um die Marter nicht zu leiden. Aber er ließ sich nicht abwendig machen und die Mutter bestärkte ihn in der Kraft seines Glaubens. Da ließ der König ihn im Zorn noch grausamer martern als alle die andern, bis er starb, und noch zuletzt die tapfere Mutter.

2.

Judas Makkabäus.

Unter den Juden lebte damals in der Stadt Modin ein alter ehrwürdiger Priester, Matathias, vom Geschlecht der Hasmonäer, zu dem redete ein Hauptmann des Königs: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt, und hast viele Söhne und eine große Freundschaft. Darum tritt erstlich dahin und thue, was der König geboten hat; wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, so noch zu Jerusalem sind; so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben, und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben. Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam werden, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot; so wollen doch ich, und meine Söhne und Brüder, nicht vom Gesetz unsrer Väter abfallen. Da er nun also ausgeredet hatte, ging ein Jude hin vor ihrer aller Augen und opferte dem Götzen auf dem Altar zu Modin wie der König geboten hatte. Das sahe Matathias und ging ihm durchs Herz, und sein Eifer entbrannte um das Gesetz. Und lief hinzu und tödtete bei dem Altar den Juden und den Hauptmann Antiochi und warf den Altar um. Und eiferte um das Gesetz wie Phineas that dem Zamri, dem Sohn Salomi. Und Matathias schrie laut durch die ganze Stadt: Wer um das Gesetz eifert und den Bund halten will, der ziehe mit mir aus der Stadt. Also flohen er und seine Söhne aufs Gebirge und verließen alles was sie hatten in der Stadt und viel frommer Leute zogen hinaus in die Wüste. Viele verbargen sich in Höhlen, aber die Schergen des Königs überfielen sie am Sabbath, an welchem sie sich aus Gottesfurcht nicht wehrten und wurden umgebracht.

Matathias aber und seine Söhne Simon Thasi, Judas, Eleazar Aaron und Jonathan Aphus sammt ihren Freunden beschlossen bei ihnen: so man uns am Sabbath angreifen wird, wollen wir uns

wehren; daß wir nicht alle umkommen, wie unsre Brüder in den Höhlen ermordet sind. Und es sammelte sich zu Haufe eine große Menge der Frommen, die alle beständig blieben im Gesetz. Und kamen zu ihnen alle die, so vor der Tyrannei flohen. Darum rüsteten sie sich auch, und erschlugen viele Gottlose und Abtrünnige in ihrem Eifer und Zorn, die übrigen aber gaben die Flucht, und entronnen zu den Heiden. Darnach zog Matathias und seine Freunde getrost umher im Lande Israel, und riß die Altäre wieder nieder. Und beschnitt die Kinder, so noch unbeschnitten waren. Und griffen die Gottlosen an. Und es ist ihnen gelungen, daß sie das Gesetz erhielten wider alle Macht der Heiden und Könige, daß die Gottlosen nicht über sie Herren wurden.

Als nun Matathias sehr alt geworden war, beschwor er die Seinigen, einig und muthig zu bleiben und rieth ihnen, den Judas zu ihrem Hauptmann zu wählen, weil er der heldenmüthigste sey. Dieser aber entsprach dem Vertrauen des Vaters, denn er verstärkte sein Heer und schlug in offener Feldschlacht im J. 166 den Apollinus, Statthalter von Judäa und Samaria, und noch einmal den Seron, Statthalter von Syrien „und kam eine Furcht in alle Völker umher vor Juda und seinen Brüdern“. Vergebens schickte Antiochus neue große Heere gegen ihn aus unter Jorgias, Thimotheus und Bacchides, sie wurden alle von Judas geschlagen und gleichsam zerhammert, denn man hieß ihn Makkabäus (von makkab, Hammer). So gelang es ihm, Jerusalem selbst wieder einzunehmen, und hier ließ er den Tempel wieder reinigen und heiligen und mit allem Schmuck versehen, wie ehedem. „Und alles Volk fiel nieder auf das Angesicht, beteten an und lobten den Herrn im Himmel, der ihnen Glück und Sieg gegeben hatte. Und hielten das Fest des neuen Altars acht Tage, und opferten darauf Brandopfer und Dankopfer mit Freuden. Und schmückten den Tempel mit güldenen Kränzen und Schilden, und machten neue Thore und Cellen. Und war sehr große Freude im Volk, daß die Schande von ihnen genommen war, die ihnen die Heiden angeleget hatten.“ Inzwischen starb Antiochus, 164. Ihm folgte Eupator, unter welchem der blutige und hart-

näckige Krieg fortdauerte. Jetzt zum erstenmal erlitten die Juden wieder einige Niederlagen, weil sie sich über ihr Gebiet hinauswagten. Als ihnen aber Nikanor, des Königs Feldherr, hart zusetzte, wagte Judas, Schutz in Rom zu suchen. Die Römer hatten ihn schon mittelbar unterstützt, indem sie den Antiochus demüthigten und den Kern seiner Streitkräfte vom jüdischen Schauplatz ablenkten. Aber Judas täuschte sich doch sehr, wenn er glaubte, wie es im Buch der Makkabäer heißt, die Römer nähmen gerne fremde Völker in Schutz, die Hülfe bei ihnen suchten, und halten Treu und Glauben, und wem sie hülfen, dem sey geholfen, und sey solche Tugend bei ihnen, daß sich keiner zum Könige machte &c. Rom nahm die Botschaft des Judas huldreich auf, wie sich von selbst verstand, denn es gewann dadurch einen schätzbaren Bundesgenossen, der ihm Syrien und Aegypten zugleich im Schach hielt. Allein es dachte nicht daran, den Juden Schutz für die Zukunft zu gewähren, sondern nur, sie für seine Zwecke auszunützen; sie dann wie alle andern zu unterjochen.

Auch verspätete sich die erste Römerhülfe, so daß, nachdem Judas den Nikanor glücklich besiegt hatte, ein neues syrisches Herr unter Bacchides und Alkimos wieder ihn überwand. Er selbst verlor im ritterlichen Kampf das Leben, 160. Sein Bruder Jonathan hatte indeß nach schweren Kämpfen wieder Glück, indem Demetrius und Alexander sich um das seleukidische Erbe stritten. Des letztern Sohn Antiochus befreundete sich mit Jonathan, welcher in Jerusalem Hohepriester wurde, Tryphon aber, des Antiochus Feldherr, maßte sich selbst den Thron an, nahm den Jonathan gefangen und ließ ihn umbringen, 143. Sein Bruder Simon, der letzte noch übrige Makkabäer, denn Eleazar war in einer Schlacht gefallen, erhielt die Hohepriesterwürde, indem er sich mit Demetrius verband, wurde aber durch Verrath seines Schwiegersohnes Ptolemäus umgebracht, 135. Sein Sohn Hyrkan folgte ihm als Hohepriester in Jerusalem, und auch er hatte schwer und viel zu kämpfen, theils wider den Antiochus, der Jerusalem belagerte, theils wider Samaria, theils wider die Pharisäer, die ihn zu sehr hofmeisterten, so daß er sich lieber den Sadducäern zuwandte. Er starb 107 und sein Sohn und Nach-

folger Aristobul verrieth nur zu deutlich, daß aus dem makkabäischen Geschlecht in Folge der vielseitigen Berührungen, in die es zuletzt mit den heidnischen Fürsten gekommen war, der streng jüdische Geist entwichen war. Die spätern Makkabäer gaben den Zeitumständen nach und hatten sich schon sehr hoch über ihre Landsleute als ein neues fürstliches Geschlecht erhoben, daß sie es für bequemer hielten, sich mit den übrigen Fürsten zu befreunden und unter ihnen Platz zu nehmen, als sich für die eigensinnigen Pharisäer aufzuopfern.

Aristobulos ließ sich zum König der Juden ausrufen, im J. 106, und brachte nicht nur seinen Bruder Antigonus ums Leben, sondern ließ auch seine eigene Mutter verhungern, weil er sie im Verdacht hatte, sie wollten ihm die Krone nicht gönnen. Somit hatten die Makkabäer bereits nicht nur griechische Namen, sondern auch die tiefe Immoralität griechischer Fürstensitte angenommen und sich ganz auf gleiche Linie mit der verderbtesten Dynastie ihrer Zeit gestellt und Judäa ging neuem schauervollem Unheil entgegen. Aristobul hatte wenigstens noch Gewissensbisse. Der Schatten seiner verhungerten Mutter verfolgte ihn und ließ ihn nicht ruhen, er starb schon nach einem Jahre in Verzweiflung.

Sein Bruder und Nachfolger Alexander Jannäus mischte sich in die ägyptischen Händel ein und machte sich durch seinen Hellenismus den Pharisäern so verhaßt, daß sie in offenen Aufstand ausbrachen. Dieser innere Krieg währte sechs Jahre und kostete viel Blut. Am Ende kam Demetrius aus Syrien den Pharisäern zu Hülfe, aber in eigennütziger Absicht. Als er nun mit seiner Uebermacht den Alexander aufs Haupt schlug, besannen sich plötzlich die Juden, wie sinnlos sie handelten, sich gegenseitig zu zerfleischen zum Vortheil eines heidnischen Fürsten, sie liefen daher aus des Demetrius Lager schaarenweise hinüber zu dem besiegten Alexander, so daß Demetrius es vorzog, den Rückzug anzutreten, 88. Nun aber wurde Alexander wieder übermüthig und ließ 800 fanatische Pharisäer am gleichen Tage ans Kreuz schlagen, während er, mit seinen Kebsweibern lustig zechend, zusah. So berichtet Josephus, der ihm freilich sehr feindlich gesinnt war und vielleicht übertreibt. Im Allgemeinen je-

doch stimmen alle Quellen darin überein, daß die Menschen in jener Zeit und sonderlich die Fürsten und Emporkömmlinge entsetzlich verwildert und grausam waren. Alexander zog sich durch seine Schwelgereien den Tod zu, 79.

In seiner Wittwe Alexandra erwachte der alte makkabäische Geist wieder. Sie hatte längst ihres Mannes Frevel bedauert und eilte jetzt, sich mit den Pharisäern zu versöhnen, aus ihrer Familie die gräcisirende oder heidnische Tendenz zu verbannen und die alte hebräische Zucht herzustellen. Unter dieser Bedingung wurde ihrem Sohne Hyrkan die Hohepriesterwürde ertheilt. Die Partei des verstorbenen Vaters fand in dessen jüngerm Sohne Aristobul ein neues Haupt und es kam bald wieder zu Kämpfen. Die Sadducäer, von den Pharisäern unterdrückt und verfolgt, schaarten sich um Aristobul welcher wirklich die Oberhand gewann und den Hyrkan bei Jericho besiegte. Mittlerweile starb die Mutter, wahrscheinlich aus Kummer, Hyrkan aber huldigte seinem Bruder und behielt das Hohepriesteramt, 72.

3.

Die Idumenäer.

Hyrkan war von schwachem Charakter, sein Vertrauter aber, Antipater, ein gräcisirter Idumenäer, hatte ehrgeizige Gedanken und hoffte, wenn er beide Länder gegenseitig aufreibe, seiner eigenen Familie Platz zu verschaffen. Er nährte also der Brüder Zwist und bewog den Hyrkan, sich mit Aretas, dem kriegerischen Könige der Nabatäer im benachbarten arabischen Petra zu verbinden, um dem Aristobul seine angemaßte Herrschaft wieder zu entreißen. Aretas rückte vor Jerusalem und Aristobul kam so in Noth, daß er die Römer um Hülfe rief. Der große Pompejus war damals in der Nähe, mit der Unterwerfung Asiens beschäftigt, ließ dem Aretas augenblicklich befehlen, er solle abziehen, und gab den beiden Brüdern, da auch Hyrkan ihn um Schutz anflehte, einen zweideutigen

Bescheid. Während nun Pompejus dem Aretas in sein Land nachfolgte und ihn dort zur Unterwerfung zwang, merkte Aristobul recht wohl, die Reihe werde nun auch an ihn kommen, und wagte, sich auf alle Fälle zu rüsten. Gute Freunde riethen ihm, doch ja keinen unnützen Widerstand gegen die römische Uebermacht zu wagen, und vielmehr den Pompejus durch Demuth zu versöhnen. Aristobul ging auch zu ihm nach Damaskus, wurde aber dort verhaftet, entfloh indeß und beschloß nun, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Nun schloß sich Hyrkan mit seinem Anhange den Römern an und zog mit ihnen vor Jerusalem. Drei Monate lang wehrte sich die Stadt, bis sie an einem Sabbath, an welchem die Juden sich nicht wehrten, erstürmt wurde. Die Sieger hausten übel und erschlugen 12,000 Juden in der Stadt, wobei die Pharisäer ärger noch als die Römer selbst gewüthet haben sollen, um sich an den Sadducäern zu rächen, 64. Man bemerkte, daß die Eroberung Jerusalems am gleichen Tag erfolgte, wie einst die unter Nebucadnezar.

Im Tempel selbst übten die Priester während des Sturmes ununterbrochen ihre Gebete, Gesänge und Opfer und hörten auch dann noch nicht auf, als die Feinde eindrangen, so daß sich ihr eigenes Blut mit dem der Opferthiere mischte. Pompejus selbst kam in den Tempel und drang auch in das Allerheiligste ein, befahl aber, alle Schätze desselben unangetastet zu lassen, setzte den Hyrkan wieder zum Hohepriester ein und nahm den Aristobul und dessen Kinder mit, um sie zu Rom in seinem Triumph aufzuführen. Inzwischen war auch Hyrkan nicht frei, sondern Gabinius blieb mit einer römischen Besatzung zurück, hob das Synedrium, die höchste senatorische Behörde des Judenstaates auf und theilte das Land in 5 Gerichtsbezirke.

Mittlerweile war nicht nur Aristobuls Sohn Alexander, sondern nach einiger Zeit auch Aristobul selbst den Römern entwischt und kamen nach Judäa zurück, aber einer nach dem andern unterlag den Römern im offenen Kampfe, Alexander wurde enthauptet und Aristobul abermals in Ketten nach Rom geschickt. Des letztern Frau und Kinder wurden entlassen und fanden eine Freistätte bei dem kleinen Fürsten Ptolemäus von Chalkis. Hier sollte Aristobuls Toch-

ter Alexandra des Ptolemäus jungen Sohn Philippion heirathen, als der Vater selbst in ihre unvergleichliche Schönheit entbrannte, den unglücklichen Philippion hinrichten ließ und die arme junge Wittwe gewaltsam sich vermählte.

Damals kam auch einmal der Nebenbuhler des Pompejus, der rohe Crassus, auf seinem Zuge gegen Innerasien nach Jerusalem und verfuhr hier viel unedelmüthiger, als Pompejus, indem er den ganzen Tempelschatz wegnahm, 53.

Crassus aber kam um und Pompejus wurde von Julius Cäsar überwunden. Der gefangene Aristobul war von Cäsar entlassen worden, fing aber kaum an, in Judäa wieder gegen seinen Bruder Hyrkan Umtriebe zu machen, als ihn Antipater auch schon durch Gift aus dem Wege räumen ließ. Den Cäsar selbst aber versöhnte der schlaue Antipater dadurch, daß er, die beiden Nebenbuhler richtig beurtheilend, für ihn Partei ergriff gegen den Pompejus. Das größte Verdienst um Cäsar erwarb er sich aber in der gefahrvollen Zeit, in welcher Cäsar in Alexandrien eingeschlossen und belagert war. Ohne Antipaters rasche und nahe Hülfe wäre er hier vielleicht umgekommen. Dadurch nun gewann Antipater Cäsars Gunst für immer und kam dem lang ersehnten Ziele, die Makkabäer zu verdrängen und sein Geschlecht an die Stelle des ihrigen zu bringen, ganz nahe. Antipater wurde unter römischem Schutze der weltliche Regent von Judäa, des Gabinius Fünftheilung wurde aufgehoben und das Synedrium wiederhergestellt. Hyrkan behielt nur das oberste Priesteramt und scheint in seiner Einfalt und Apathie nicht einmal geahnt zu haben, was Antipater im Sinne hatte, denn er schenkte ihm fort und fort sein Vertrauen, betrachtete ihn als seine sicherste Stütze und gab sich sogar alle Mühe, als das Synedrium sich mit Recht über die wilden Uebergriffe eines Sohnes des Antipater, des Herodes, dem man den Oberbefehl in Galiläa anvertraut hatte, beschwerte, den letztern zu schützen. Andere Juden sahen schärfer, merkten die Usurpationsgedanken des Idumenäers, haßten ihn als einen zweideutigen Nichtjuden und beeilten sich, ihr Volk von der Gefahr zu befreien, mit welcher es bedroht war. An der Spitze der Unzufrie-

denen stand Malichus, der den Antipater mit Gift aus der Welt schaffte, selbst aber dafür nach kürzerer Zeit verrätherisch auf Befehl des Herodes umgebracht wurde, 42.

Außer dem schwachen Hyrkan war aus dem großen Geschlecht der Makkabäer nur noch Antigonus, ein Sohn des vergifteten Aristobul, übrig, der Kühnheit genug besaß, das Reich seiner Väter den Söhnen des Antipater entreißen zu wollen. Herodes aber wußte, wie sein Vater, sich immer die Römer zu befreunden und während des Parteikampfes in Rom immer mit sicherem Instinkt sich an die Partei anzuschließen, welcher muthmaßlich der Sieg zufallen sollte. So hielt er sich denn nach dem Tode Cäsars an dessen starke Rächer, Antonius und Octavian, und wurde von ihnen begünstigt. Antigonus sah daher kein anderes Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen, außer in einer nahen Verbindung mit den Parthern, welche damals, im Osten des Seleukidenreichs, der makedonischen Herrschaft ein Ende gemacht und eine gewaltige altpersische Reaction durchgeführt hatten. Da die Parther sich wieder für die alte Lehre des Zoroaster begeistert hatten und bei den Wirren im römischen Reiche eben im siegreichen Vordringen begriffen waren, mußten sie in den Juden natürliche Bundesgenossen gegen das verabscheuungswürdige Heidenthum des Westens sehen. Die Parther unter ihrem Feldherrn Brezones hatten Syrien erobert und rückten mit Aristobul vor das feste Jerusalem, welches sie leichter durch Verrath, als mit Gewalt zu erobern hofften. Indem nun deshalb Unterhandlungen angeknüpft wurden, erkannte Herodes, daß ihn im Innern der Stadt Verrath umgebe, und entwich heimlich nach Rom, indeß sein Bruder Phasael ein Opfer des Verrathes wurde, in den Kerker kam und sich dort aus Verzweiflung an der Wand das Hirn einstieß. Antigonus wurde nun Herr in Jerusalem unter dem Schutze der Parther und mit Zustimmung aller guten Juden, die am Glauben der Väter festhalten wollten. Man freute sich, daß die idumenäischen Eindringlinge, wie man glaubte, nunmehr ein- für allemal vertrieben seyen. Hyrkan, der unwürdige Makkabäer, welcher jener aufdringlichen Familie allezeit gegen das Interesse seines eigenen Hauses zum Werkzeuge ge-

dient hatte, wurde zwar am Leben gelassen, aber durch Abschneiden der Ohren unfähig gemacht, länger das Amt eines Hohenpriesters zu bekleiden, denn ein solcher mußte im Besitze seiner sämmtlichen Glieder seyn.

4.

Herodes.

Herodes besaß eben so viel Thatkraft und Verwegenheit, wie sein Vater Schlauigkeit und Arglist. Schon in seiner Jugend hatte er sich durch Bezwingung einer gefährlichen Räuberbande in den Gebirgen ausgezeichnet. Während des Prozesses, den ihm die Juden machten, hatte er sich mit unerhörtem Uebermuth betragen und seinen Gegnern gedroht. Auch jetzt noch, obgleich mit genauer Noth aus Jerusalem entflohen und von keiner Partei im Lande mehr unterstützt, trotzte er und gab die Hoffnung nicht auf.

Er ging nach Rom und machte dort die Verdienste seines Vaters geltend, und die Nothwendigkeit, daß der von den Parthern eingesetzte Judenkönig vertrieben und ein anderer von den Römern eingesetzt werden müsse, leuchtete ein. Antonius ertheilte für den Orient die entsprechenden militärischen Befehle zur Unterstützung des Herodes und dieser kehrte als von den Römern anerkannter und geschützter König der Juden über das Mittelmeer zurück, 40.

In Jerusalem behauptete Antigonus das Feld und ließ des Herodes Bruder Joseph, der einen voreiligen Angriff wagte, hinrichten. Als aber die Römer selbst kamen, um den Herodes auf den Thron zu setzen, fiel eine jüdische Stadt nach der andern den letzteren in die Hände. Die Parther waren heimgekehrt, nirgends zeigte sich für den letzten Makkabäer eine Hülfe, außer bei den fanatischen Juden. Aber es scheint, er besaß nicht Glauben und Kraft genug, um an ihrer Spitze im Kampf einen gewissen Tod zu suchen, denn er warf sich dem römischen Feldherrn Sosius zu Füßen und bat um Gnade. Der Römer aber spottete seiner Feigheit, ließ ihn in Ketten legen und

wollte ihn für den Triumph in Rom aufsparen, ließ sich aber durch des Herodes Gold bereden, ihm alsbald den Kopf abschlagen zu lassen.

Nunmehr saß Herodes in Jerusalem fest und begann seine Gewaltherrschaft mit der Hinrichtung aller Anhänger des Antigonus. Als Friedensfürst zu regieren war ihm unmöglich, denn er war kein Makkabäer, kein rechtmäßiger König, nicht einmal ein echter Jude. Diese seine falsche Stellung machte jeden Frieden zwischen ihm und dem alten Judenthum unmöglich. Um sich zu legitimiren, heirathete er die durch ihre Schönheit berühmte Mariamne, eine Enkeltochter des Hyrkan, aber niemand fühlte den Unterschied zwischen der Anmaßung und dem Recht und zwischen dem niederen idumenäischen Emporkömmling und dem reinen Blut der Makkabäer tiefer, als gerade diese edle Mariamne, die zu der unnatürlichen Heirath gezwungen, den Tyrannen niemals liebte. Alexandra, der Mariamne Mutter und des Hyrkan Tochter, behielt noch eine leise Hoffnung, den Tyrannen vielleicht verdrängen zu können, denn sie hatte sich genau befreundet mit der schönen Kleopatra in Aegypten, stand mit derselben in nachbarlichem Briefwechsel und wirkte durch sie auf den mächtigen Antonius ein. Diesen selbst aber bestach sie noch besonders, indem sie ihm ihren schönen, damals eben dem Knabenalter entwachsenden Sohn Aristobul schickte, wissend, wie sehr er der Knabenliebe ergeben sey. Unter dem mächtigen Schutze des Antonius durfte sie dem Herodes einigermaßen trotzen. Sie verlangte nun, derselbe Aristobul, ihr Sohn, sollte trotz seiner Jugend Hohepriester werden, weil er vom Blut der Makkabäer sey, und Herodes wagte aus Furcht vor dem Antonius nicht, ihr zu widersprechen. Sobald er aber bemerkte, der schöne Hohepriester werde beim Volke außerordentlich beliebt, ließ er ihn verhaften und ersäufen. Vergebens jammerte und wüthete die Mutter. Herodes mußte zwar nach Alexandria reisen und sich dem Richterspruche des Antonius unterwerfen, verstand aber denselben zu gewinnen, sey es durch Geld, sey es durch das Versprechen, ihm gegen Octavian zur Seite zu stehen. Kleopatra war zornig darüber, konnte aber die Thatsache nicht ändern.

Unterdeß hatte Herodes seinem Oheim Joseph die schöne Mariamne anvertraut und ihm befohlen, dieselbe zu tödten, wenn er etwa in Aegypten dem Zorne der Kleopatra zum Opfer fallen sollte. Diesen Befehl hatte Joseph der Mariamne verrathen und Herodes bildete sich ein, sie könne das Geheimniß nur um den Preis ihrer Tugend erkauft haben. Seine Schwester Salome schürte den Brand seiner Eifersucht, denn sie war durch den Stolz Mariamnes tödtlich verletzt, weil die edle Makkabäerin immer nur mit Verachtung auf die Idumenäerin herabsah. Indeß war Herodes von der Schönheit seiner Mariamne zu sehr hingerissen und bezaubert, als daß er sie zu verletzen gewagt hätte, mäßigte also die Wuth seiner Eifersucht und überhäufte sie mit Liebkosungen. Als sie selbst aber alle diese Liebkosungen kalt und mit sichtbarem Haß zurückwies und unterdeß auch Antonius unterlegen und mit Kleopatra vom Schauplatze der Welt abgetreten war, und der neue Herr des römischen Reiches, Octavian, sich des Herodes Huldigung gefallen ließ und ihn als König der Juden bestätigte, fühlte sich der Tyrann freier in seinen Bewegungen, konnte das marternde Verhältniß zu seiner Gemahlin nicht länger ertragen und wagte endlich, den Entschluß auszuführen, den seine schwarze Seele längst gehegt hatte, Mariamne und das ganze Geschlecht der Makkabäer zu vertilgen. Der achtzigjährige einfältige Hyrkan, der ein Asyl in Babylon gefunden, ließ sich überreden, heimzukehren und wurde jetzt erst durch den heimtückischen Herodes plötzlich zur Enthauptung verurtheilt, 30. In demselben Jahre zerstörte ein großes Erdbeben eine Menge Ortschaften in Judäa und verschlang die Erde tausende von Menschen. Aber der Tyrann wurde nur noch mehr von innerer Unruhe gequält. Salome log, Mariamne habe ihrem Gemahl Gift bereitet. Das genügte, ihn dahin zu bringen, daß er sie dem Henker überlieferte. Sie starb ihres ganzen Lebens würdig, voll Muth und Heiterkeit, 29. Der Tyrann aber fiel in Verzweiflung und durchjammerte ganze Nächte, bis er sein Gewissen mit Wein und Wollust wieder betäubte. Jetzt ließ er auch die Alexandra umbringen.

Von nun an entsagte er dem jüdischen Glaubenseifer, dem er

bisher geschmeichelt hatte, und wandte sich offen dem heidnischen Treiben zu. Um seinem neuen Gönner, dem Octavian, zu gefallen, ließ er in Jerusalem römische Theater und Amphitheater, Gymnasien 2c. bauen und ergötzte sich an Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen 2c. Eine Verschwörung der deshalb aufgeregten Juden wurde blutig bestraft. Octavian, der sich unter dem Namen Augustus zum Kaiser gemacht hatte, war mit den Dienstleistungen des Herodes so wohl zufrieden, daß er demselben viele syrische Grenzbezirke schenkte und das jüdische Reich sich beträchtlich erweiterte. Vielleicht dachte Herodes daran, in diesem Reiche das altjüdische Element durch das heidnische allmählig zu unterdrücken, und die neue Stadt am Meere, die er mit großer Pracht erbaute, Cäsarea, künftig zur Hauptstadt zu machen. Auch in vielen andern Städten errichtete er im römischen Style eine Menge Neubauten, und insbesondere verjüngte er die alten halbzerstörten Seestädte in Phönikien. Einen allgemeinen Schrecken jagte er den Juden ein, als er ihren alten Tempel zu Jerusalem abzubrechen und einen neuen zu bauen befahl. Sie glaubten, es werde ein heidnischer Bau werden, allein er tröstete sie, indem er den Neubau wieder ganz im jüdischen Style ausführen ließ.

Herodes hatte von der Mariamne zwei Söhne, Alexander und Aristobul, seine legitimen Erben. Er ließ sie aber nicht nach jüdischer, sondern in Rom selbst nach römischer Weise erziehen. Sie kamen, als sie herangereift waren, im Jahr 16 zurück und der Vater war mit ihnen wohl zufrieden. Die böse Tante aber, seine Schwester Salome, haßte in ihnen immer noch ihre Mutter und fürchtete, sie möchten deren Tod einst rächen wollen. Um sie zu beruhigen, befahl Herodes dem Aristobul, die Berenike, der Salome Tochter, zu heirathen, indeß der ältere Sohn Alexander eine kappadokische Prinzessin zur Gemahlin erhielt. Trotzdem hatte Salome keine Ruhe, sondern sann auf das Verderben der beiden königlichen Jünglinge und bewog den Herodes, einen gewissen Antipater, seinen ältesten, aber illegitimen Sohn, aus der Verborgenheit hervorzuziehen und einstweilen den jüngeren Söhnen gleich zu stellen. Hatte sie das erst erreicht, so hoffte sie den älteren bald über die jüngeren

zu stellen und die letzteren zu verdrängen. Nun war dieser Antipater ganz eben so schlau wie sein gleichnamiger Großvater und aller Bosheiten voll. Kaum war er in den königlichen Palast eingetreten, als derselbe auch wie von bösen Dämonen wimmelte. Das Ohr des alten Herodes wurde von Verleumdungen belagert und so von Lügen umstrickt, daß er beinahe den Verstand verlor, niemand mehr traute und in seiner jähzornigen Gewohnheit dem Verdachte in der Regel Kerker und Mord nachfolgen ließ. Der Verdacht gegen Mariamnens Söhne, den Antipater und Salome beständig in ihm anfachten, marterte ihn Tag und Nacht. Namentlich den ältesten, Alexander, glaubte er immer mit gezücktem Dolche vor sich zu sehen, als wolle er den Tod seiner unschuldigen Mutter rächen. Aber wenn der Ingrimm ihn hinriß, die Söhne ermorden zu lassen, um sich dadurch von seiner Furcht zu befreien, bebte er wieder scheu vor dem Mordgedanken zurück und fühlte sich wieder zu den schönen und stattlichen Söhnen in Liebe hingezogen. Schon war es dem Antipater gelungen, den Vater dahin zu bringen, daß er den Alexander in den Kerker werfen und alle Freunde desselben aufs grausamste foltern ließ, doch er ging nicht weiter und ließ sich endlich durch Alexanders Schwiegervater, den König Archelaos von Kappadokien, erbitten, den gefangenen Sohn wieder frei zu geben. Aber nicht für immer. Antipater verdoppelte seine Anstrengungen und Salome unterstützte ihn aufs eifrigste, bis der Tyrann sich selbst für überzeugt hielt, er sey in der Verfolgung von Mariamnens Söhnen schon zu weit gegangen und wenn sie auch früher unschuldig gewesen wären, so müßten sie doch jetzt ihn hassen und seinen Tod wünschen. Als man die Söhne nun wieder fälschlich einer Verschwörung gegen ihn anklagte, siegte sein Grimm über die Vaterliebe.. Vergebens stellte ihm Teron, ein alter Krieger, vor: Ein böser Dämon wohnt in dir, daß du den schlechtesten Menschen Glauben schenkst gegen deine liebsten Kinder. Nun kam aber Tryphon, der Barbier des Königs, und machte diesen glauben, Teron habe ihn bestechen wollen, daß er dem Könige unter dem Rasiren den Hals abschneide. Das glaubte der Tyrann und ließ alle Betheiligten foltern. Ein Sohn

des Teron sagte, was man wollte, in der Meinung, er werde seinen Vater dadurch retten, und schob alle Schuld auf den Alexander. Das genügte, den Herodes vollends außer sich zu bringen, und ohne weitere Prüfung gab er den Befehl, beide unschuldige Söhne, Alexander und Aristobul, zu erdrosseln, im J. 9.

Antipater war somit seinem Ziele ganz nahe gekommen. Es blieb noch ein Bruder des Herodes übrig, Pheroras, der ihm bei der Thronfolge hinderlich werden konnte. Indem er nun selbst mit der Zustimmung seines Vaters nach Rom ging, um sich dort als Nachfolger des Herodes bestätigen zu lassen, traf er zugleich Vorkehr, daß während seiner Abwesenheit Pheroras vergiftet würde. Dieser Giftmord wurde vollbracht, allein der Urheber verrathen. Als man den König davon überzeugt hatte, gerieth er in die heftigste Unruhe. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Er erkannte jetzt erst, welches schaudervolle Unrecht er begangen hatte, aber der Dämon des Zornes und Hasses ließ ihm nicht einmal Zeit zur Reue, sondern trieb ihn nur zu neuem Erboßen, zu neuen gräßlichen Folterungen und Hinrichtungen an. Gegen den Antipater selbst aber verstellte er sich und schrieb ihm freundliche Briefe nach Rom, um ihn völlig sicher zu machen. Herodes besaß noch zwei jüngere Söhne, Archelaos und Philippus, die er gleichfalls zur Erziehung nach Rom geschickt hatte. Antipater verfehlte nicht, um auch diese Nebenbuhler los zu werden, sie bei dem Vater zu verleumden. Herodes ließ sie hierauf bedeuten, sie sollten nach Hause zurückkehren. Antipater benutzte das und wollte sie unterwegs umbringen lassen. Seine Briefe aber, die den ganzen Anschlag enthüllten, wurden dem Vater gebracht. Ohne von dieser Wendung der Dinge etwas zu ahnen und durch die fortwährend gnädigen Briefe des Vaters getäuscht, kam er nach Cäsarea zurück, wo der Vater Hof hielt, und wollte diesen eben umarmen, als er von ihm plötzlich zurückgestoßen und dem Gerichte überliefert wurde, welches alle seine Frevel enthüllte. Aber auch diesmal zauderte der König wieder lange, ehe er das Bluturtheil gegen den Sohn fällen ließ, in fieberhafter Aufregung, voll Wuth, die ihn hinriß, und Angst, die ihn zurückhielt.

In dieser Zeit und unmittelbar unter der Tyrannei dieses gräßlichen Herodes wurde zu Bethlehem der Heiland geboren, der die Sünden der Welt auf sich nahm. Darum müssen wir hier plötzlich abbrechen, denn ehe wir dem gnadenreichen Morgenlichte nahen, haben wir noch die ganze tiefe alte Nacht zu durchwandern. Wir fügen nur noch hinzu, daß Herodes, durch eine Weissagung vor dem in Bethlehem Geborenen gewarnt, alle männlichen Kinder daselbst umbringen ließ, in der Hoffnung, er werde unter ihnen seyn, und daß bald nach diesem gräßlichen Kindermorde den Tyrannen eine unheilbare und eckelhafte Krankheit befiel, die Läusesucht oder Verwandlung des lebendigen Fleisches in Würmer. Als der Tod ihm nahe kam, ließ er zuvor seinen Sohn Antipater noch im Kerker hinrichten. Wenige Tage später starb er selbst, im Jahr 4 nach Christo. Ihm folgte auf dem Thron Archelaos, sein Sohn, der im Vertrauen auf der Römer Schutz hart regierte, daher von den Juden in Rom verklagt und dort verurtheilt, abgesetzt und nach Gallien verbannt wurde, im J. 6. Hierauf wurde Judäa eine römische Provinz und von dem Procurator Pontius Pilatus verwaltet. Herodes Antipas, der jüngste Sohn des Herodes, raubte seinem Bruder Philipp dessen schöne Gemahlin Herodias und regierte einige Jahre in einem ihm zugewiesenen Theile des Landes, in Tiberias, strebte vergebens, von Rom als König aller Juden anerkannt zu werden und wurde im J. 39 gleichfalls nach Gallien verbannt, während ein Enkel des Herodes, Sohn des Aristobul, Herodes Agrippa, von Rom den Titel König erhielt, aber neben dem römischen Statthalter nur wenig mehr galt.

Neuntes Buch.

Die Seleukiden.

1.

Glanzzeit der Seleukiden.

Unter den drei Diadochenreichen war das asiatische dem Seleukus zugefallen, in dessen Geschlecht es forterbte. Es war das umfangreichste von allen, trotz ihrer Macht aber verfehlten die Seleukiden, das Werk Alexanders des Großen in Asien zu vollenden. Sie schritten nicht vor, sie blieben nicht einmal stehen, sondern gingen, wenn auch langsam, doch immer rückwärts. Die Demetrier in Makedonien behaupteten bis ans Ende die Ehre, die verderbten Ptolemäer beförderten wenigstens Kunst und Wissenschaft, die Seleukiden aber zeichneten sich eigentlich durch nichts aus. Einige von ihnen waren mächtige Eroberer, aber sie verloren immer wieder schnell, was sie gewonnen hatten. Einige bauten große Städte, aber auch diese ohne zähe Lebensdauer, denn ihre Bildung ahmte eben nur die griechische und alexandrinische nach ohne eigene Originalität. Deshalb wurde hier allmählig das Griechenthum durch den mächtig rückwirkenden Geist des Orients zurückgedrängt.

Ein Sieg der griechischen Bildung über ganz Asien wäre überhaupt nur möglich gewesen, wenn im europäischen Mutterlande selbst

Griechen und Makedonier sich verständigt und vereinigt hätten, während diese jene nur tief verachteten, jene sie aber dafür tödtlich haßten. Auch war an eine Einigkeit unter den makedonischen Diadochen selbst nicht zu denken und man darf es als ein gnädiges Vorsehen Gottes ansehen, daß eine mächtige Einheit der hellenisirenden Mächte nicht zu Stande kam, denn jenes hochgebildete Griechenthum glich nur dem gleißenden Apfel, den innerlich der Wurm durchfrißt, und es war eine Wohlthat für die Menschheit, daß seiner weitern Ausbreitung durch Barbaren von viel geringerer Bildung, aber von ungleich höherem sittlichem Adel ein Ziel gesetzt wurde. — Es blieb den Seleukiden noch übrig, die Politik Alexanders des Großen fortzusetzen und eine Verschmelzung des morgenländischen und griechischen Wesens zu versuchen, die dann ihrem ausschließlich asiatischen Reiche wenigstens eine gewisse Originalität verliehen haben würde. Allein eine solche Verschmelzung würde Alexander der Große selbst nicht zu Stande gebracht haben. Sie war unmöglich an sich. Der griechische Geist mußte den orientalischen, oder dieser jenen immer zuletzt überwinden und verschlingen. Die Seleukiden aber hielten sich an das nächste. Sie waren Makedonier, sie standen an der Spitze eines siegreichen fremden Heeres in Asien. Nur auf dieses Heer konnten sie sich verlassen und sie hatten erlebt, wie dasselbe schon zu Alexanders Zeit eifersüchtig darüber gewacht hatte, daß ihm die Asiaten untergeordnet blieben und nicht nebengeordnet wurden. Sie kokettirten daher nicht mit dem Orientalismus, wie Alexander gethan hatte, sondern zogen dem Morgenlande ein entschieden abendländisches Kleid an. Die alten Hauptstädte mußten verlassen und neue gebaut und bevölkert werden. Diese erhielten ausschließlich die Namen der neuen Herrscher oder ihrer Gemahlinnen. Alles darin war auf griechischen Fuß eingerichtet. Griechische Tempel wurden in Menge erbaut. Neue große Tempel des Zeus Belus z. B. zu Elymais in Medien, der nachher wegen seines Reichthums berühmt wurde, deuten an, daß auch die alte Landesreligion gräcisirt werden sollte. Aus Griechenland und seinen zahlreichen Colonien strömten Menschen herbei, um ihr Glück in Asien zu machen. Aber sie brachten keinen freien Geist

mit. Sie dienten nur dem Despotismus und den Wollüsten der Seleukiden. Die Asiaten selbst, welche die griechische Mode und Sprache annahmen, entarteten dadurch nur in ihrem Charakter, anstatt auf eine höhere Stufe erhoben zu werden.

Seleukus, der sich den Namen Nikator (der Sieger) beilegte, war anfangs noch, wie bereits erzählt ist, nach Alexanders des Großen Tode dem Reichsverweser Perdikkas untergeben, wußte sich aber von ihm loszumachen, trug zu seiner Ermordung bei, empfing von dessen Nachfolger Antipater die Satrapie von Babylon, mußte nachher wieder vor der Uebermacht des Antigonus nach Aegypten flüchten, besiegte aber diesen durch das Bündniß mit Ptolemäus, Kassander und Lysimachus, kehrte nach Babylon zurück, machte sich dort beliebt, besiegte den Nikanor, Satrapen von Medien, und eroberte nach und nach nicht blos Medien, sondern alle Satrapien des Ostens bis nach Indien und bis zum Lande der Skythen. Zwar fiel ihm Demetrius Polyorketes noch einmal in den Rücken und nahm Babylon ein, aber nur auf kurze Zeit, denn Seleukus kehrte siegreich zurück, 312. Mit dieser Befreiung Babylons beginnt die seleukidische Zeitrechnung, deren sich alle Vorderasiaten bis auf die Zeiten des Christenthums bedienten. — Nachdem die andern Diadochen das Diadem angenommen hatten, ließ sich auch Seleukus zum König ausrufen. Im Kriege gegen den Antigonus gewann er Syrien und gründete unfern von Issus, wo Alexander die Perser besiegt hatte, die Stadt Antiochia, indem er eine nahe dabei von Antigonus angelegte Stadt, Antigona, zu Grunde gehen und die Einwohner nach seiner neuen Anlage hinüberschleppen ließ. Antiochia wurde bald so bevölkert wie Alexandrien, die größte Griechenstadt in ganz Asien, aber mit ausgeprägtem syrischem Charakter, sinnlich, weich, üppig. Die Stadt lag eine deutsche Meile lang dahingestreckt unter zwei hohen Bergen, wovon einer die Akropolis trug. Von den Bergen führte eine große Wasserleitung her aus der berühmten Quelle der Daphne, an der Stätte, wo die von Apollo verfolgte Daphne in einen Lorbeer soll verwandelt worden seyn. Hier dehnte sich ein weiter Lorbeer- und Cypressenhain aus, ein irdisches Para-

dies, wo die lebenslustigen Antiochier in einem ewigen Freudentaumel alle sinnlichen Genüsse erschöpften. Denn sie machten aus dem Fest der spröden Jungfrau ein Fest der Aphrodite, wobei der Mythus den Mädchen nur zur Warnung diente, nicht spröde zu seyn, damit sie nicht auch in Bäume verwandelt würden.

Seleukus wollte sein neues Reich auch nach Osten hin schützen und unternahm einen glücklichen Zug nach Indien. Hier hatte sich ein König Sandrakottus mit großer Macht aufgethan, den zu bekriegen er zwar vermied, dem er indeß doch so viel Achtung einflößte, daß derselbe sich zu einem Grenzvertrage verstand und ihm sogar 500 Elephanten abtrat, 303. Hierauf baute Seleukus in der Nähe von Babylon eine neue große Hauptstadt seines Reichs, nach ihm selbst Seleukia genannt, die ihm den Osten sichern sollte, wie Antiochia den Westen, denn er vermeinte, noch das ganze Reich Alexanders des Großen wieder vereinigen zu können. Babylon selbst, welches doch noch Alexander zur Hauptstadt seines Reichs gemacht hatte, gerieth in einen auffallend raschen Verfall, angeblich durch Ueberschwemmungen des Euphrat. Wenn jedoch Seleukus gewollt hätte, würde er mit den Kräften, die ihm gleich den alten Königen von Babylon zu Gebote standen, den Fluß wohl haben eindämmen und die Canäle reinigen können. Genug, es konnte bald niemand mehr in Babylon wohnen, die Einwohner zogen hinüber nach Seleukia und hundert Jahre später standen nur noch die Stadtmauern, innerhalb derselben war alles wüst und mit Gras bewachsen und der Platz wurde von den Partherkönigen nur noch als ein großer Thiergarten benutzt.

Antiochus, des Seleukus Sohn, verliebte sich in seine schöne Stiefmutter Stratonike und fiel darüber in eine schwere Krankheit. Seleukus bekümmerte sich schwer darüber, konnte aber die Ursache der Krankheit nicht erfahren, bis der kluge Arzt Erasistratos sie entdeckte. Dieser Arzt vermuthete, Antiochus sey von geheimer Liebe verzehrt und um zu erfahren, wen er liebe, ließ er nach einander alle Damen des Hofes an sein Krankenbett rufen. Als Stratonike erschien, glühte der Jüngling und seine Hand, vom Arzt gehalten, pulsirte aufs schnellste. Da war das Geheimniß entdeckt, und Se-

leukus stand, um den Sohn zu retten, nicht an, ihm die Stratonike abzutreten. — Dieselbe Stratonike hatte der König vorher einmal dem Kombabus, einem überaus schönen Jüngling an seinem Hofe, zum Schutz anvertraut, bis er wiederkäme. Kombabus übernahm die Hut der Königin, bat aber den König, ihm ein Kästchen aufzuheben. Als nun Seleukus wiederkam und Verleumder ihm berichteten, Kombabus habe den ganzen Tag bei der Königin zugebracht, wollte er ihn umbringen lassen, Kombabus aber bat ihn, nur das Kästchen zu öffnen, und zeigte ihm in demselben die Mannheit, deren er sich selbst vor des Königs Abreise beraubt hatte. Seleukus ehrte und rühmte nun seine Treue. Die Geschichte trägt ein fremdartiges, echt morgenländisches Gepräge. Es gibt auch eine deutsche Treue, aber der Mannheit entsagt sie nie.

Wie Seleukus noch in seinem Alter den eben so hochbetagten Lysimachus bekämpfte und überwand, ist schon in der makedonischen Geschichte berichtet, eben so der Tod, den ihm der meuchlerische Ptolemäus Keraunos unversehens bereitete, 281.

Sein Sohn Antiochus bekam viel mit den kleinen Fürsten in Kleinasien und mit den Galliern, die dort eingebrochen waren, zu kämpfen und vermochte den Gedanken seines Vaters, das Reich der Seleukiden auch über den Westen auszudehnen, nicht durchzuführen. Den Namen Soter empfing er zum Dank für den Sieg, den er (nur mit Hülfe seiner Elephanten) über die in Kleinasien unmenschlich hausenden Gallier erfocht. Auch die Aegypter, die ihm Syrien nicht gönnen wollten, schlug er bei Kos. Dagegen bereitete ihm Eumenes, Usurpator von Pergamus, eine Niederlage und empörte sich in seinem Rücken sogar einer seiner eigenen Söhne, den er hinrichten lassen mußte. Als er bald darauf starb, 262, folgte ihm sein anderer Sohn Antiochus, der sich aus Hochmuth Theos (Gott) nennen ließ und dessen Brutalität den Aufstand der Parther im Norden seines Reichs hervorrief, den er nicht mehr unterdrücken konnte, und der sich thörichterweise statt sein Augenmerk auf den Osten zu richten, immer im Westen beschäftigte und den Krieg mit Aegypten wegen des Besitzes von Syrien jetzt erst recht in Gang brachte. Dieser unver-

nünftige Krieg entzweite die Seleukiden mit den Ptolemäern aufs tödtlichste, schwächte ihre Kräfte gegenseitig und machte sie endlich beide unfähig, den Nachbarn zu widerstehen, gegen welche sie von Anfang an hätten einig zusammenhalten sollen. Aber die Seleukiden wollten Syrien nicht aufgeben, um von da aus das Mittelmeer, Cypern, Kleinasien zu beherrschen und Aegypten selbst zu erobern, die Ptolemäer aber suchten Syrien oder wenigstens Palästina als Vormauer Aegyptens zu behaupten. — Von dem kurzen Frieden mit Aegypten, der die Vermählung des Antiochus Theos mit der ägyptischen Berenike zur Folge hatte, und von dem tragischen Ende beider und ihres Kindes durch die Eifersucht der Laodike ist schon in der Geschichte der Ptolemäer berichtet.

2.

Die Parther.

Der Rachezug, den wegen dieses Frevels der Berenike Bruder, Ptolemäus Evergetes, 245 unternahm, erschütterte das Seleukidenreich bis in seine Wurzeln. Nach der berühmten Inschrift von Adule eroberte er nicht nur alles, was die Seleukiden diesseits des Euphrat besessen hatten, sondern ging auch über diesen Strom und nahm Babylon, Medien, Persien ein bis nach Bactrien. Er wollte aber diese Länder nicht behaupten, sondern begnügte sich, unermeßliche Beute, insbesondere auch die kostbarsten Götterbilder und Gefässe aus den Tempeln wegzuführen. Auch der Prophet Daniel hat dieses großen Raubzuges gedacht, von dem Evergetes 40,000 Talente Silber, ungerechnet 2500 der kostbarsten Gefässe und Statuen mitbrachte. Er fand nicht einmal einen nennenswerthen Widerstand. Des Antiochus ältester Sohn, Seleukus, Kallinikos zubenannt, rettete sich hinter die Mauern des festen Sardes und flehte, damals noch vergeblich, die Römer um Hülfe an. Evergetes aber berührte weder im Westen die Grenzen des römischen Einflusses, noch im

Osten die des parthischen, zog sich mit seiner Beute klug wieder zurück und behielt, dem ptolemäischen System getreu, nur Syrien als Vormauer seines Nilreichs.

Sein kurz vorübergehender Kriegszug brach aber andern Nachbarn und empörten Unterthanen des Seleukidenreichs Bahn, so daß sie dem armen Seleukus nahmen, was ihnen bequem lag. Eumenes, der Usurpator von Pergamus, und sein Nachfolger Attalus, griffen in Kleinasien um sich, die Parther im Osten.

Diese Parther waren ursprünglich nur die Einwohner der verhältnißmäßig kleinen Provinz Parthien zwischen Hyrkanien am kaspischen See und Persien. Sie hatten sich aber die nordische Kraft und gute Sitte bewahrt und Zoroasters Lehre war bei ihnen noch die herrschende geblieben, während sie in den übrigen Theilen des ehemaligen großen Perserreichs dem babylonisch-griechischen Götzendienst längst wieder hatte weichen müssen. Daraus nun erklärt sich, warum gerade die Parther den Kern der altpersischen Reaction gegen die makedonisch-griechische Herrschaft und Civilisation darstellten, warum gerade von hier ein unbesieglicher Widerstand gegen die Seleukiden ausging. Man hat zwei Nachrichten vom Ursprunge des parthischen Reichs. Nach der einen holte ein Parther oder Skythe eine kriegerische Schaar aus dem Norden, welche den makedonischen Satrapen Andragoras erschlug. Nach der anderen geschah die Erhebung ohne äußere Hülfe im Lande selbst. Ein gewisser Agathokles, den Antiochus Theos zum Satrapen eingesetzt, war ein arger Wüstling und schändete mit Gewalt einen schönen parthischen Knaben, Tiridates. Der Bruder des letztern aber, Arsakes, rief das Volk zur Rache auf, erschlug den gottlosen Satrapen und beugte sich mit den Seinigen fortan nie mehr unter das Joch der Seleukiden, sondern gründete sich eine anfangs nur kleine unabhängige Herrschaft im Hekatompylon, 256. Beide Nachrichten schließen einander vielleicht nicht aus. Der einheimische Aufruhr wurde wahrscheinlich von den nordischen Nachbarn unterstützt. Der Name Arsakes deutet auf das Volk der Saken, welches den Persern längst befreundet war. Ritter hält die Parther nicht für Perser, sondern für Türken, d. h.

für turkomannische Nomaden in denselben Gegenden, wo wir sie noch heute finden. Die uralte Verbindung dieser Völker am kaspischen See und Jaxartes mit den Bactriern und Persern erhellt aus dem Schachnameh. — Der ungeheure Stoß, den bald darauf das Reich der Seleukiden durch Evergetes erhielt, machte es Arsakes II. leicht, dieses sein kleines parthisches Reich weiter auszubreiten. Zunächst verband er das Land der wilden Hyrkanier mit dem seinigen, dann auch Bactra, welches sich schon unter Theodolor ebenfalls gegen den Antiochus Theos empört hatte, nach des Theodolors Tode aber sich gleichfalls dem Arsakes unterordnete. Von diesem letztern stammen alle folgenden Partherkönige, die Dynastie der Arsakiden.

Seleukus Kallinikos besaß keine Mittel, sich so vieler Feinde zu erwehren, zumal, da sein eigener jüngerer Bruder, Antiochus Hierax (Habicht), unter Anleitung seiner Mutter Laodike, deren Liebling er war, ihm den Thron zu entreißen suchte. Mochte die Mutter dem jüngeren mehr Entschlossenheit zutrauen, oder hatte ihr lasterhaftes Herz überhaupt keine Liebe zu dem älteren Sohne, genug, der junge Hierax wurde mit einer Tochter des kappadokischen Königs Arimathes vermählt, mit dessen Hülfe er den Usurpator von Pergamus zurückweisen sollte, und warb ein großes Heer von Kelten. Zwar schlug er nun seinen Bruder in einer heißen Schlacht bei Ankyra, 237 (wobei dessen Gemahlin Pryssa unerkannt gefangen, als Sklavin verkauft, in Rhodus aber erkannt und dem Seleukus in Ehren zurückgesandt wurde), unterlag aber dem Attalus von Pergamus. Als er nachher, um die zerrüttete Seleukidenherrschaft im Osten wieder zu befestigen, vor Babylon zog, wurde er auch von dort wieder zurückgeschlagen und mußte zu seinem Schwiegervater nach Kappadokien flüchten, der sich jedoch nicht zum Werkzeug für die Laodike hergeben wollte, den Frieden liebte und daher den Hierax nach Aegypten schickte, wo er auf eine anständige Art unterhalten, aber nicht mehr fortgelassen wurde. Als er dennoch heimlich entfloh, fiel er in die Hände von Räubern, die ihn erschlugen, 226.

Seleukus wurde in Babylon als rechtmäßiger König anerkannt, als er aber unklugerweise einen Versuch machte, die Parther wieder

zu unterwerfen, unterlag er dem Arsakes in einer blutigen Schlacht und wurde selbst gefangen. Arsakes behandelte ihn gut, aber durch einen Sturz vom Pferde verlor er bald nachher das Leben, 236. Von dieser Zeit an war der Bestand des parthischen Reichs und der neuen arsakidischen Dynastie gesichert. Leider aber sind die Nachrichten über sie sehr dürftig. Nur aus spätern Vorgängen können wir schließen, daß der parthische Hof nicht blos die griechische Sitte und Sprache ausschloß, sondern auch dem alten Feuerdienst huldigte und somit förmlich im Namen Asiens gegen den bisherigen europäischen Einfluß protestirte. Doch scheinen die parthischen Könige nach Art kluger Barbaren ihren makedonischen Feinden doch viel Praktisches abgelernt zu haben. Im Uebrigen blieben sie auch im Kriege ihrer nationalen Kampfart getreu, indem sie in enganschließenden Panzern auf blitzschnellen Rossen zum Angriff heranstürmten und entweder alles niederwarfen oder nur ihre Pfeile abschossen, sich schnell zur Flucht wandten und wenn sie verfolgt wurden, plötzlich wieder umkehrten und die gewöhnlich zerstreuten Verfolger zusammenhieben. Die Parther glichen in dieser Kampfart einigermaßen den numidischen Reitern, doch waren die letztern nur leichte Reiterei, während die erstern mit dem Vortheil der Schnelligkeit auch den einer geharnischten schweren Reiterei zu verbinden wußten.

Die wieder zu Ehren gebrachte Lehre des Zoroaster trug gewiß das meiste zur Ausbreitung des parthischen Reichs bei, denn ihre Erinnerung mußte noch überall in den Gemüthern fortleben, welche sich ungern der makedonischen Ueberwältigung gefügt hatten. Die politische Erhebung wäre an sich nicht stark genug gewesen, wenn ihr die religiöse nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die einzelnen Stämme würden sich aus alter Nachbareifersucht den Parthern nicht gefügt haben, wenn nicht die religiöse Begeisterung für die reine Lichtlehre sie versöhnt und vereinigt hätte. Wahrscheinlich aber hat zu diesem neuen Aufkommen des zoroastrischen Feuerdienstes westlich von der arischen Heimath die große gleichzeitige Umwälzung, die in der Religion der Inder östlich von derselben Heimath am Hindukusch erfolgte, wesentlich beigetragen. Dort war es die neue Lehre des

Buddha, welche nach dem Zuge Alexander des Großen neues Leben in die indische Welt brachte, eine wahre Reformation, Reinigung und Verjüngung, wie es die Lehre Zoroasters diesseits war.

Seleukus Kallinikos hinterließ zwei junge Söhne, Seleukus, dem man sehr unpassend den Namen Keraunos (Blitz) beilegte, da er nur ein schwacher und unfähiger Prinz war, und Antiochus. Für beide Unmündige regierte ihr weiser Oheim Achäus. Der arme Seleukus wurde durch zwei seiner Generale vergiftet, Achäus ließ die Mörder bestrafen. Das Volk wollte ihm selbst die Krone aufs Haupt setzen, aber edelmüthig schlug er sie aus und verwaltete sie für den Antiochus, bis dieser herangewachsen war und zum erstenmal wieder einen Versuch wagte, das große Reich seiner Väter herzustellen.

3.

Antiochus der Große.

Der junge Fürst besaß weder das Genie noch erlangte er die Erfolge, die ihn allein hätten berechtigen können, den Namen des Großen anzunehmen, aber er war wenigstens rastlos thätig und muthig.

Im Beginn seiner Regierung gab er sich ganz einem gewissen Hermias hin, dessen Hochmuth und Tyrannei einen Aufruhr veranlaßte. Die Generale Molo und Alexander empörten sich, der junge König aber überwand sie und stellte auch sein Ansehen in Medien wieder her, wo sich nach dem Beispiel der Parther ein Usurpator aufgethan hatte. Hermias, aus Haß gegen den Achäus, wies dem König unterdeß falsche Briefe vor, die ihn glauben machten, Achäus sinne auf Verrath und Achäus, um sich zu retten und zu schützen, mußte nun wirklich Aufruhr erheben. Bevor indeß Antiochus gegen ihn auszog, beschäftigte ihn schon wieder ein Krieg mit Aegypten, denn die erbärmliche Regierung des Philopator daselbst lockte ihn, demselben Syrien, Phönikien und Palästina zu entreißen. Es glückte

ihm anfangs, bis er selbst bei Raphia eine schwere Niederlage erlitt, 217. Nun mußte er dem Ptolemäer freilich seine Bollwerke lassen, wandte sich aber alsbald ungebeugten Muthes nach Kleinasien wider den Achäus, bekam denselben durch Verrath gefangen und ließ ihn hinrichten, 216.

Nachher führte er Krieg mit dem Könige Arsakes II. von Parthien und Euthydemos von Bactria, aber auch hier scheint er mehr mit List als mit Gewalt durchgesetzt zu haben, denn erst bediente er sich der Parther, nachdem er mit ihnen Frieden gemacht hatte, gegen die Bactrer, und nachher machte er wieder mit diesen Frieden und vermählte sogar eine seiner Töchter mit dem Sohne des Euthydemos, um auf dieses Bündniß gestützt einen abenteuerlichen Zug nach Indien unternehmen zu können. Man wird in der That versucht, zu glauben, der unermüdliche Antiochus habe den großen Alexander nachäffen wollen; allein seinem Ehrgeiz und seinen raschen und kühnen Entschließungen kam nicht eine so vorsichtige Berechnung zu Hülfe, wie sie den großen Alexander bei seinen Eroberungen ausgezeichnet hatte. Antiochus fuhr immer nur wie ein Irwisch herum, ohne seine raschen Eroberungen behaupten zu können. In Indien soll er übrigens nichts ausgerichtet, sondern nur mit dem König Sophagasus Freundschaft geschlossen und von demselben Elephanten empfangen haben. Vielleicht war die ganze Expedition nur auf den Erwerb von Kriegselephanten berechnet, denn eine dauernde Herrschaft im Osten herstellen zu können, durfte der Seleukide nicht mehr hoffen.

Nach seiner Rückkehr, 203, verband sich Antiochus mit dem Makedonier Philipp schon wieder gegen Aegypten, und diesmal waren es die Römer, die ihm zum erstenmal Halt geboten und die Ptolemäer in Schutz nahmen. Darauf bedrohte Antiochus die Freiheit der griechischen Seestädte an den Ufern von Kleinasien und auch sie suchten Schutz in jenem stolzen Rom, welches so eben den zweiten punischen Krieg beendigt und Karthago tief gedemüthigt hatte. Wie war es möglich, daß Antiochus sich mit dem unnützen indischen Zuge die Zeit vertreiben konnte, während er nothwendig mit dem Make-

donier Philipp und Hannibal im Bunde die furchtbar anwachsende Macht Roms hätte unterdrücken müssen. Und welchen Unverstand bewies dieses flatterhafte Afterbild des großen Alexander, indem er auch jetzt noch den Römern das Schauspiel gab, sich mit Aegyptern und Griechen herumzuschlagen. Ein großer strategischer Gedanke schien allerdings die Eroberung des thrakischen Chersonnesos zu seyn, die er im J. 196 unternahm. Er öffnete sich damit das Thor nach Europa, erleichterte sich die Verbindung mit Makedonien und kam in Berührung mit den tapfern Völkern des Nordens, den Skythen und Kelten, mit denen sich Makedonier und Griechen längst gegen Rom hätten verbinden sollen, zumal da die Kelten in Oberitalien immer noch der Römer sich in verzweifeltem Kampf erwehrten. Allein Antiochus gab seiner Eroberung keinen Nachdruck und sorgte weder für eine umfassende Coalition mit Makedonien und den nordischen Barbaren, noch auch für eine tüchtige Flotte, mit der er Rom zur See hätte bedrohen können, sondern beschäftigte sich wieder vorzugsweise mit seinen Plänen gegen Aegypten.

Da kam Hannibal als Flüchtling zu ihm, 195. Daß ihm derselbe den Gedanken, mit welchen Gefahren Rom auch den asiatischen Reichen drohe, nahe gelegt hat, versteht sich von selbst. Daß er aber den Charakter des Antiochus bald durchschaut und demnach seine Hoffnungen sehr gemäßigt hat, ist wahrscheinlich. Daß er aber, wie die Römer vorgaben, von Antiochus nur 100 Schiffe und 10,000 Mann verlangt habe, um von Karthago aus noch einmal Italien anzugreifen, ist ohne Zweifel nur eine Erfindung seiner Feinde, um ihn als einen unverständigen Abenteurer lächerlich zu machen. Man darf nie vergessen, daß wir keine andern als römische Geschichtsquellen besitzen und daß die römischen Geschichtschreiber sich nicht unterstehen durften, das Geringste in die Welt hinaus zu schreiben, was dem römischen Interesse nachtheilig, für die römische Ehre demüthigend gewesen wäre. Alle römischen Geschichtschreiber dienten, mit Willen oder nicht, der tiefen Arglist und dem Hochmuth des Senats.

Wir haben die nun folgenden Ereignisse schon in der Geschichte

Makedoniens und Griechenlands erzählt. Antiochus hatte viel zu lange gezaudert, um jetzt noch im Westen etwas ausrichten zu können. Karthago, Makedonien, der achäische und ätolische Bund waren schon von den Römern gedemüthigt und zum Gehorsam gebracht, Aegypten, Bithynien, Pergamus, Rhodus für Rom gewonnen. Antiochus, der noch zehn Jahre früher im Westen mächtige Bundesgenossen gegen Rom gefunden hätte, stand jetzt allein und versäumte auch jetzt noch über seiner Hochzeit in Chalkis alle kriegerischen Vorkehrungen, er, der doch sonst immer so eilig war. So geschah es, daß zuerst seine ungenügende Flotte von der römischen besiegt, sodann er selbst erst aus den Thermopylen verdrängt, zum Rückzug nach Asien gezwungen, endlich bei Magnesia in Phrygien in einer Hauptschlacht vom römischen Landheer unter Scipio Africanus geschlagen wurde, 189, und einen schimpflichen Frieden eingehen mußte, in welchem er das ganze westliche Kleinasien mit allen Griechenstädten aufgeben, ungeheure Kriegskosten zahlen, seine Schiffe und Elephanten hergeben mußte und auch den Hannibal ausliefern sollte, der zum bithynischen König Prusias floh, aber von diesem verrathen der Gefangennehmung und Auslieferung an Rom durch Gift zuvorkam, 183.

Antiochus selbst starb noch vor ihm. Aurelius Victor berichtet, daß er nach seiner schrecklichen Niederlage und Demüthigung den Kopf verloren und sich einer stumpfsinnigen Schwelgerei hingegeben habe, und daß er einmal bei einem Gelage von einem Gast, den er beschimpft hatte, erschlagen worden sey. Das ist höchst wahrscheinlich eine von seinen römischen Feinden verbreitete Verleumdung. Dem Charakter des Antiochus entspricht vielmehr der Bericht des Strabo, Justin und Hieronymus, nach welchem der König, unermüdet wie immer, neue Kräfte zu neuen Kämpfen zu sammeln bemüht gewesen sey, sich dabei aber nur allzusehr übereilt habe. Denn als er in Medien in der Provinz Elymäis den großen Tempel des Zeus-Belus, der ungeheure Schätze barg, geplündert hatte, wurde er von dem darüber empörten Volk erschlagen, 187.

So zerplatzte die letzte Seifenblase, in der sich der längstentschwundene goldene Ruhm des großen Alexander noch einmal phantastisch und traumhaft abgespiegelt hatte. Antiochus hinterließ zwei Söhne, den Seleukus Philopator und den Antiochus Epiphanes. Der letztere war als Geißel bei den Römern, wurde von denselben aber gerne heimgeschickt, um einen Thronstreit mit dem Bruder anzufangen, ein Lieblingsmanöver des römischen Senats, um die Königreiche zu schwächen. Unterdeß hatte aber Heliodor, der Plünderer des Tempels in Jerusalem, schon seinen Herrn Seleukus durch Gift umgebracht, und Epiphanes gelangte nun allein auf den wankenden Thron. Man hat denselben auch Epimanes genannt, weil er sich wie ein Verrückter benahm. Vor dem römischen Gesandten Grachus kroch er wie eine Schlange und lief in den Straßen seiner Hauptstadt Antiochia umher, Stimmen sammelnd wie bei den römischen Bürgern, obgleich hier alle übrigen Bedingungen eines freien Gemeinwesens fehlten. Gleich allen seinen Vorfahren wollte er Aegypten haben. Hier aber gebot Rom ihm Halt. Nun rächte er sich an den Juden und rief die großartige Erhebung der Makkabäer hervor. Auch Armenien machte sich damals unabhängig unter Artarias, einem Feldherrn seines Vaters. Endlich wurde Epimanes auf einem Zuge gegen das empörte Medien besiegt und von einer schmerzhaften Krankheit ergriffen, halbwahnsinnig, sah Gespenster und starb in Verzweiflung, 164.

Für seinen Sohn Antiochus Eupator wollten nun die Römer die Vormundschaft übernehmen. Philipp, ein Großer des Reichs an der Spitze der Nationalpartei, der selbst nach der Krone strebte, unterlag und wurde umgebracht. Aber auch Octavius, der römische Vormund, kam durch Mord um und Demetrius, ein Sohn des letzten Seleukus, der in Rom als Geißel lebte, entfloh von dort, wurde von der Nationalpartei zum König ausgerufen und Soter zubenannt, und nachdem er den Eupator hatte tödten lassen, einstweilen auch von Rom anerkannt, ergab sich aber auf dem Thron dem Trunke, wurde von Alexander Balas, einem nur angeblichen Sohn des Epimanes, wieder verdrängt und kam auf der Flucht in einem Sumpfe

um, 151. Balas selbst aber regierte nicht besser, wurde daher auch umgebracht und Demetrius, ein Sohn des Soter, kam an seine Stelle, regierte eben so schlecht und wurde wieder von dem Usurpator Tryphon verdrängt und gefangen, 141. Sein Bruder Antiochus Sidetes besiegte und tödtete den letztern, wurde aber selbst auf einem Feldzug gegen die Parther von diesen im Lager überfallen und umgebracht, 130. Nun kam der gefangene Demetrius wieder auf den Thron, erlag aber dem Zibina, einem angeblichen Sohn des Balas. Des Demetrius Sohn, Seleukus, wurde sodann von seiner Mutter Kleopatra mit eigener Hand erstochen, worauf sie den Zibina schlug und ihren zweiten Sohn Grypus zum König machte, 122. Dieser führte blutige Kriege mit seinem Halbbruder Kyzikenus. Tryphöna, des Grypus Gattin, ließ die Kleopatra, des Kyzikenus Gattin, umbringen und erlitt dafür später auf des letztern Befehl den gleichen jammervollen Tod, 112. Auch Grypus wurde ermordet, aber durch seinen Sohn Seleukus Nicator gerächt, der wieder durch Aufruhr umkam, indem er in Mopsvesta wegen Steuerdruck von den Einwohnern in seinem Palast verbrannt wurde, 93. Eusebes, des Kyzikenus Sohn, schlug sich nun mit des Seleukus Brüdern herum, bis sie alle durch den Tigranes von Armenien vertrieben wurden, 83.

4.

Die kleinasiatische Welt.

Die römische Eroberung rückte unterdeß langsam aus Europa nach Kleinasien vor.

In Kleinasien hatten sich die reichen und gebildeten Griechenstädte an den Küsten trotz mancherlei schweren Anfechtungen entweder behauptet oder aus dem Schutt bald wieder verjüngt. Sie lieferten den barbarischen Königen alle die Mittel, welche dieselben theils zur Befestigung ihrer Macht, theils zu Luxus und Wollüsten brauch-

ten, Geld, Söldner, Künstler, Sklaven, Waaren aller Art, wurden ihnen daher unentbehrlich. Einige behaupteten sogar noch ihre Unabhängigkeit, geschützt durch die Eifersucht der Nachbarkönige, oder durch die Furcht derselben vor Rom. So Rhodus und Byzanz, die sich nach der Zerstörung Karthagos sogar zu den ersten Seemächten erhoben, aber die Thorheit begingen, sich unter einander selbst aus Handelseifersucht zu bekriegen und gegenseitig zu schwächen. In Rhodus herrschte ein freier Geist und viel Kunstsinn. Byzanz hatte schon ein rauheres Gepräge und war verrufen durch die dort herrschende Völlerei. Besonders dem Weingott wurden hier unmäßige Opfer gebracht. Die Griechenstädte am schwarzen Meere, die nicht unmittelbar im Bereich der makedonischen Könige lagen, behaupteten ihre Freiheit am längsten, indem die um sie her wohnenden Barbaren zu schwach waren, die festen Mauern der Griechen zu erstürmen und meist des Handels wegen friedlich mit ihnen lebten. Unter diesen Städten war Heraklea damals die mächtigste, nach ihr Sinope.

Die kleinasiatischen Königreiche, die zum Theil schon vor Alexander dem Großen als Vasallen des persischen Reichs bestanden hatten, zum Theil erst zur Zeit der Diadochen entstanden waren und bald mehr, bald weniger von den Demetriern, Ptolemäern und Seleukiden abhängig sich zwischen ihnen ihr Daseyn gefristet, nach der Schwächung derselben aber sogar ihre Zahl und Macht vermehrt hatten, waren Bithynien, Paphlagonien, Pontus, Armenien, Cappadocien, Pergamus. Das ältere Karien war eingegangen. Alle diese kleinen Königreiche verloren je mehr und mehr seit Alexander dem Großen den orientalischen Charakter und wurden gräcisirt. Pergamus wetteiferte in der Pflege der Wissenschaften und Künste mit den Ptolemäern. Die meisten Höfe in Kleinasien waren Mittelpunkte griechischer Bildung und Kunst und eines großen Luxus. Etwas Originelles und Großartiges aber kam bei ihnen nicht zum Vorschein, weil sie nicht nur beständig zwischen den drei sie umfassenden Großmächten, wozu später noch Rom kam, lavirten und den Mantel stets nach dem Winde hingen, sondern auch unter sich nie einig wurden, sondern einander gegenseitig bei den Großmächten verdächtigten und

verriethen und einer den andern zu berauben suchte. Ein Verhältniß, wie es in neuerer Zeit leider bei den deutschen Mittel- und Kleinstaaten wiedergekehrt ist.

Die Könige von Bithynien und Pontus rühmten sich persischen Blutes und stammten von alten Vasallen der Perserkönige. Armenien machte sich erst nach Antiochus des Großen Tode unter dem dort zum Statthalter ernannten Artarias unabhängig. P e r g a m u s wurde erst sehr allmählig ein eigenes Reich. Hier hütete Philetäros die Schätze des thrakischen Lysimachos, verrieth ihn aber und behauptete Pergamus als seinen Besitz. Sein Neffe Eumenes und noch mehr dessen Sohn Attalus mehrten das neue Reich und der letztere machte sich zum König. Attalus wird als ein merkwürdiger Tyrann geschildert, der wie Dionysius von Syrakus allerlei Talente und Liebhabereien besaß, aber immer voll Argwohn war. Er brachte alle ihm irgend verdächtige Verwandte und Vertraute um und trauerte dann um sie mit affectirtem Schmerze. Gärtnerei war seine Lieblingsbeschäftigung, aber vorzugsweise cultivirte und studirte er Giftpflanzen. Er liebte auch die Kunst und bildete selber Figuren in Wachs und Erz. Auch war er es, der die große Bibliothek in Pergamus gründete und das Pergament erfand, ja er hätte fast die Buchdruckerkunst selbst erfunden, denn als er einmal die Galater bekriegen wollte, schrieb er mit seiner gewöhnlichen Heuchelei mit verkehrten Buchstaben in die linke Hand „Attalus wird siegen" und drückte die Schrift, indem er mit der Hand in den Leib eines Opferthieres fuhr, in die Eingeweide desselben ab, so daß sie dort gefunden und als Orakelspruch angesehen wurde. Wie nahe lag da die Anwendung auf den Bücherdruck!

Gegen die G a l a t e r oder Kelten hatten die kleinen Könige einen schweren Stand, doch überwanden sie zuletzt die wilden Schaaren derselben, weil sie sich zertheilten und selber in Sold nehmen ließen. Außer Attalus hatte mit ihnen besonders auch Prusias von Bithynien zu kämpfen. Das alte Getenreich am Ausfluß der Donau unter König Dromichaites schien während des gallischen Völkersturms völlig verschwunden zu seyn, kam aber nachher doch wieder zum

Vorschein. Dagegen verschwand das von den Kelten in Thrakien improvisirte kleine Reich Thyle wieder. Der Rest der Kelten setzte sich in demjenigen Küstenstrich Kleinasiens fest, der von ihnen den Namen Galatien empfing, und zwar in drei Stämmen, die Trokmer am Hellespont, die Tolistoboier in Aeolien und Jonien, die Tectosagen weiter östlich im Binnenlande. Sie bildeten jedoch eine einzige große Landesgemeinde und hatten einen gemeinschaftlichen Versammlungsort, Drinaimet genannt, wo ihre 12 Vorsteher und 300 auserlesene Männer, 100 aus jedem der drei Gaue des Volkes Wohl beriethen. Jeder Reiter unter ihnen hatte zwei Begleiter zu Fuß, was man eine Trimarkesia nannte (von drei und Mahre, Pferd). Als die Kreuzfahrer später in diese Gegend kamen, und mit den Galatern redeten, glaubten sie die Mundart von Trier zu hören. Die großen Heerführer der Gallier in Griechenland hießen Belgius, was an das niederrheinische Belgien, und Lutarius, was an den fränkischen Lothar mahnt. Auch in der Gauverfassung der Galater läßt sich deren Verwandtschaft mit der deutschen nicht verkennen. Allein trotz diesen Uebereinstimmungen hatten die Gallier doch manches Eigne, namentlich etwas Flüchtiges und Leichtsinniges, was mit dem schweren Gewicht im deutschen Charakter gerade im Widerspruch stand. Wir sind daher genöthigt, uns die Kelten als einen arischen, dem deutschen am nächsten verbrüderten Volksstamm zu denken, welcher aber schon ursprünglich, statt wie der skandinavische Volksstamm, der durch frühe Vermischung mit andern nicht deutschen Stämmen im Charakter wie in der Sprache Aenderungen erlitt. Ueberhaupt müssen wir uns die arischen Urstämme, die nach Europa kamen, als sehr vielgliederig denken, bis die vermittelnden Glieder im Sturme der Zeiten verschwanden und größere Complexe in schärfern Gegensätzen übrig blieben. Die Galater wurden von Antiochus dem Großen geworben und dienten mit gegen die Römer. Dafür strafte sie der Consul Manlius, indem er mit Heeresmacht in ihr Land fiel. Die Tolistoboier verschanzten sich auf einem Berge und wehrten sich ritterlich. Als ihres Königs Ortjagon Gemahlin, Chiomara, gefangen und entehrt wurde, schlug sie ihrem Räuber das Haupt ab und

brachte es ihrem Gemahl. Die Gallier wurden zwar von den Römern damals (im Jahr 188) besiegt, aber geschont und in ihrer Freiheit ungekränkt gelassen, damit sie den kleinen Königen immer neuen Verdruß machen und die Einigung Kleinasiens stören sollten.

Der Staat von Pergamus endete im Jahr 130. König Attalus III. setzte die Römer zu Erben seiner Schätze ein, sie nahmen aber das Land dazu. Einer seiner Vettern, Andronikas, that Einsprache, wurde aber von Crassus überwunden.

5.

Mithridates.

Die Könige von Pontus am schwarzen Meere nannten sich Achämeniden, weil sie sich rühmten, von Artabazes, einem Sohne des letzten Perserkönig Darius abzustammen. Sie hießen fast alle Mithridates. Sie gediehen während der großen Diadochenkriege und breiteten gleich den Königen von Pergamus ihr anfangs kleines Reich wie eine Schmarotzerpflanze auf dem faulenden Stamm der Nachbarreiche immer weiter aus. Es gelang ihnen, einen Theil Cappadociens an sich zu reißen und die griechische Colonie Sinope mit ihrem schönen Hafen einzunehmen und zu ihrer Hauptstadt zu machen. Auch der Gallier wußten sie sich zu erwehren. In der Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christo schloß sich Mithridates VI. zum erstenmal an Rom an, um mit dessen Hülfe seine eigene Macht zu mehren und es gelang ihm auch, sich dadurch eines Theils von Phrygien zu versichern, so daß er schon einer der mächtigsten Herren in Kleinasien war. Allein er wurde umgebracht, 124.

Sein damals erst 13jähriger Sohn, Mithridates VII., der Große, sollte durch eine Kabale seiner eigenen Mutter vom Throne verdrängt werden, entfloh aber und irrte in den Wäldern umher, wodurch er sich ungemein abhärtete und früh zum gewaltigen Jäger heranreifte. Dann bemächtigte er sich des Throns und ließ seine

Mutter einsperren. Wie es scheint, wurde sie im Kerker schlecht gehalten, denn sie starb. Der Sohn wuchs mit dem Bewußtseyn auf, daß ihn überall Verrath umlauere, daß er den Nächsten und Liebsten selbst nicht trauen dürfe; aber er war eine kräftige Natur und sehr lebenslustig, suchte sich daher gegen das Geschick zu waffnen und sicher zu stellen. Vorsichtig soll er alle damals bekannten Arten von Gift versucht und in allmählig immer stärkern Dosen zu sich genommen haben, so daß er daran gewöhnt wurde und später ihm keine Vergiftung mehr schadete. Sodann übte er den Leib in allen Turn- und Ritterkünsten. Um der Menschen Art kennen zu lernen, machte er große Reisen durch Asien, drei Jahre lang, und lernte nicht weniger als 22 verschiedene Sprachen reden. Um vor Verrath möglichst sicher zu seyn, hatte er seine eigene Schwester Laodike zur Gemahlin genommen. Als er jedoch von seinen Reisen heimkam, reichte sie ihm zum Willkomm einen Gifttrunk, denn sie hatte sich unterdeß jeder Untreue gegen ihn schuldig gemacht. Das Gift aber schlug bei ihm nicht an und er ließ die gottlose Schwester hinrichten, wie früher die Mutter. Also waltete auch im Hause dieser späten Achämeniden derselbe Dämon, wie in dem der Ptolemäer, der Bruder und Schwester zu unnatürlicher Ehe und dann zum eben so unnatürlichen Verrath und Morde trieb. In jener entsetzlichen Zeit waren mit allen Banden der Sitte auch die der Natur selbst gelöst und im Schooß der Familie, wo sogar bei Thieren die Liebe vorherrscht, nistete sich unter den Menschen gerade der tödtlichste Haß ein.

Durch frühe Noth gekräftigt, voll Selbstgefühl und an Genialität allen Asiaten weit überlegen, hielt Mithridates sich für befähigt und berufen, das Werk wieder aufzunehmen, was Antiochus der Große begonnen, aber nicht durchgeführt hatte, die neue Begründung eines großen vorderasiatischen Reiches. Ob er schon gleich anfangs dabei an eine systematische Bekämpfung Roms gedacht hat, bleibt zwar ungewiß, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er Scharfblick genug besaß, um einzusehen, von welcher Seite her ihm die meiste Gefahr drohte. Er hatte überhaupt nur die Wahl, entweder ein kleiner Vasall Roms zu bleiben, bis sein Pontus zur unvermeidlichen

Annexirung an Rom reif wäre, oder sich trotz Rom eine Macht zu gründen, um deren Besitz er dann nothwendig mit Rom auf Tod und Leben kämpfen mußte. Daß er sein Umsichgreifen nicht wie ein roher Barbar anfing, sondern mit kluger Voraussicht, beweisen seine Operationen am schwarzen Meere. Wie schon der zweite Philipp von Makedonien und Hannibal eingesehen hatten, man könne Rom am besten nur von Norden her und mittelst der keltischen und skythischen Barbaren beikommen, so suchte auch Mithridates vor allem andern eine feste Stellung an den seinem Pontus gegenüberliegenden europäischen Ufern des schwarzen Meeres zu gewinnen. Zum Vorwand dienten ihm die dort schon lange blühenden griechischen Handelscolonien, die er gegen die umwohnenden Skythen in Schutz nehmen wollte. Zum erstenmal überstieg ein makedonisch organisirtes Heer das Gebirge Kaukasus und gelangte an die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres. Hier war die griechische Stadt Chersonnesos eben von Skythen belagert, welche Mithridates vertrieb. Indem er sich aber den Dank der Griechen verdiente, bewarb er sich zugleich um die Freundschaft der Skythen, die er anfangs, um sie zu schrecken, bis an den Dniepr verfolgte, die er sich nachher aber verbündete. Alle Völker der großen Steppe zwischen dem Kaukasus und der Donau wurden ihm lehnspflichtig und in der Krimm und dem Ufer des Meeres entlang bildete er ein neues bosporenisches Reich, worin er feste Plätze baute und welches er mit seinem väterlichen Reiche vereinigte. Sodann verband er sich mit dem König Tigranes von Armenien, indem er ihn zum Eidam machte und gegen die Parther schützte, und bemächtigte sich mit dem König Nikomedes von Bithynien des zwischen ihnen liegenden Paphlagonien. Auch Cappadocien fiel in seine Gewalt, nachdem er dessen König Ariarates hatte umbringen lassen. Endlich besiegte er auch die Galater und machte sie von sich abhängig. Die Hülfsquellen, welche er sich durch diese Erwerbungen öffnete, benutzte er, um ein gewaltiges Landheer und zugleich eine große Flotte auszurüsten. In Asien und Europa wurde für ihn geworben.

Rom blieb nicht blind bei diesen Vorgängen und war rasch

entschlossen, die neue Gefahr, die ihm von Pontus her drohte, im Keime zu ersticken. Skiluros, der skythische König der Krimm, den Mithridates vertrieben hatte, wurde nun nach Rom gerufen, um dort seinen Verdränger wie vor Gericht zu verklagen. Auch maßte sich der römische Senat ohne weiteres die Richterrolle an und ließ dem Mithridates befehlen, nicht nur dem Skythen das Geraubte zurückzugeben, sondern auch aus Paphlagonien und Cappadocien zu weichen. Damit dieser Befehl vollzogen werde, kam Sulla mit römischen Truppen, denen Mithridates diesmal noch nicht Widerstand zu leisten wagte, weil ihn von der andern Seite her die Parther bedrohten. Sulla drang also rasch und ungehindert bis an den Euphrat vor, wohin bisher noch niemals ein Römer gekommen war, und verständigte sich hier mit einer Gesandtschaft, die ihm der König der Parther entgegen schickte, 71. Mithridates schickte gleichfalls seinen Gesandten dahin und beschwichtigte den Zorn des Römers, indem er alles zu thun versprach, was der Senat befohlen hatte. Deshalb hinderte auch Sulla nicht, daß der pontische Gesandte den Ehrenplatz vor dem parthischen einnahm. Daß sich der letztere diese Herabwürdigung gefallen ließ, mußte er nachher auf Befehl seines stolzen Königs mit seinem Kopfe büßen. Die Parther, deren König damals auch zufällig Mithridates hieß, würden besser gethan haben, Pontus gegen Rom, als Rom gegen Pontus zu unterstützen. Allein der ungefährlichere Feind wird immer mehr gehaßt, wenn er der nächste ist, als der gefährlichere in der Ferne. Uebrigens wurde Sulla getäuscht. Die Demuth des pontischen Königs war Verstellung. Er wollte nur Zeit gewinnen und erst einen seiner Gegner loswerden, bis er dem andern Trotz bieten konnte. Das gelang ihm auch nach Wunsch, denn nach dem bald darauf erfolgenden Tode des parthischen Königs brachen in dessen Reiche Unordnungen aus, die er durch seinen armenischen Freund Tigranes und durch die benachbarten Skythen nähren ließ, so daß ihn die Parther nicht mehr belästigen konnten. Mit noch leichterer Mühe beseitigte er den von Sulla eingesetzten König von Cappadocien, überließ ihm aber den unsichern Thron wieder, als die Römer drohe-

ten. Er hätte gern den Krieg mit Rom noch ein wenig verzögert, wurde aber zum offenen Bruch genöthigt, da Rom den König von Bithynien durch Drohungen zwang, den pontischen Schiffen den Bosphorus zu sperren.

Als er einmal zum Krieg entschlossen war, setzte Mithridates auch alles gegen Rom in Bewegung. Zwar glückte es seinen Gesandtschaften nicht mehr, Aegypten von Rom abwendig zu machen, noch die hart gedrückten Griechen noch einmal in Aufruhr zu bringen, aber er selbst hatte sich mächtig gerüstet und zählte in seinem Heere auch nicht wenige Europäer, welche der Tyrannei Roms auf heimlichen Wegen entwichen waren. Sein Heer soll nahe an 300,000 Mann und seine Flotte 400 Schiffe gezählt haben. Zwei kriegskundige Griechen, die Gebrüder Neoptolemos und Archelaos, führten seine Truppen. Auch waren seine ersten Erfolge glänzend, denn auf der einen Seite warf er die Bithynier zurück, auf der andern schlug er das römische Heer unter Aquilius, welcher kurz vorher noch als römischer Gesandter höchst übermüthig gesprochen hatte, jetzt aber sein Leben durch Schwimmen retten mußte. Hierauf besetzte Mithridat den Bosphorus und nahm fast alle Schiffe der Römer weg. Da erst brach an den griechischen Ufern das Freudengeschrei aus und man glaubte einen Augenblick wieder an die Möglichkeit, vom Joche Roms frei werden zu können. Aber die entnervten Griechen verfuhren nach ihrer Art, indem sie nicht etwa alle wie ein Mann in Waffen aufstanden, sondern sich begnügten, den Befreier anzuposaunen, ihn als Gott, als den neuen aus Indien heimkehrenden Dionysos zu begrüßen und ihm glänzende Feste zu bereiten. Nur einige Inselstädte, welche sich nach der Wegnahme der römischen Flotte sicher genug glaubten, lieferten ihm die wehrlosen Römer aus, welche sich zu ihnen geflüchtet hatten. So schickte die Stadt Mytilene von der Insel Lesbos den einst so stolzen, jetzt so bemitleidswerthen Consul Aquilius, der schon ein alter Mann war, und Mithridates befahl, ihn zum Spott gefesselt und auf einem Esel reitend durch ganz Kleinasien herumzuführen und ihm, nachdem er diese Marter überstanden, geschmolzenes Gold in den Mund zu gießen, woran er sterben mußte.

Diese grausame Behandlung des alten Römers war aber nicht sowohl Barbarei, als Berechnung, und sollte den Griechen und Asiaten nur ein Beispiel geben, wie überhaupt römischer Stolz gebeugt und Roms alles verschlingende Habgier bestraft werden könne, wenn es den Völkern Ernst sey, sich von diesen Römern nichts mehr gefallen zu lassen. Um den Fanatismus gegen Rom noch mehr zu steigern, ließ er innerhalb Kleinasiens alle Römer, die sich daselbst aufhielten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermetzeln, nicht weniger, als 150,000 Menschen, im J. 88. Darunter befanden sich viele aus dem untern Italien, welche selbst nur gezwungene Unterthanen der Römer waren. Mithridates machte sich also durch diesen großen Mord Bevölkerungen zum Feinde, die sich sonst vielleicht gern an ihn angeschlossen hätten. Wie es scheint, sah er es dabei nur auf die große Beute ab, denn die Ermordeten gehörten größtentheils dem Handelsstande an und waren Agenten der römischen Börse, wie der römischen Politik. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint jene Schlächterei wenigstens nicht als rohe Barbarei, sondern als wohlberechnet.

Mithridates machte von nun an Pergamus zu seiner Hauptstadt und beschäftigte sich zunächst, Rhodus und einige andere Städte an der Südküste Kleinasiens, die noch mit Rom verbündet blieben, zu belagern, während sein Feldherr Archelaos nach Griechenland übersetzte und Athen einnahm. In Athen warf sich der tolle Schulmeister Aristio als Parteigänger des Mithridates zum Tyrannen auf und übte arge Greuel, unter anderem ließ er die schöne Insel Delos ganz ausmorden, weil sie sich Athen nicht unterwerfen wollte. Zugleich drangen die von Mithridates aufgereizten Thraker von Norden her gegen Makedonien vor und plünderten den berühmten Tempel zu Dodona. Aber auch die Römer blieben nicht unthätig. Sulla kam mit einem Heere nach Griechenland, stürmte Athen unter einem fürchterlichen Blutbade und schlug den Archelaos in mehreren Schlachten zurück, insbesondere bei Chäronea. Man stritt mit fürchterlicher Erbitterung und gab von keiner Seite Pardon. Diese Siege waren um so ehrenvoller für Sulla, als Rom damals von innern Parteien

zerrissen wurde. Das zweite, gegen die Thraker bestimmte römische Heer war von Flaccus befehligt, einem Todfeinde des Sulla, und es fehlte nicht viel, so hätten die beiden römischen Heere sich untereinander eine Schlacht geliefert. Nachdem aber Flaccus die Thraker vertrieben und glücklich den Bosphorus überschritten hatte, wiegelte Fimbria, ein Unterbefehlshaber, die Truppen gegen ihn auf und ließ ihn umbringen. Fimbria war ein Unmensch. Einmal ließ er eine Menge Leute kreuzigen und da noch Kreuze übrig waren, ganz unschuldige Menschen daran hängen, nur um die Zahl voll zu machen. Auch Ilium ließ er zum zweitenmal in Brand aufgehen. Seine Soldaten selbst eckelten sich endlich an ihm, so daß sie zu Sulla übergingen. Fimbria entleibte sich nun, um der Strafe zu entgehen. Sulla hatte also beide Heere unter sich. Mithridates erbot sich jetzt mit gewohnter List zum Frieden, denn Sulla schien ihm zu stark zu seyn, und er wollte wieder nur Zeit gewinnen. Sulla aber nahm den Frieden gern an, weil ihm alles daran lag, bald nach Rom zurückzukehren, um die oberste Gewalt daselbst an sich zu reißen. Der Frieden war daher auch möglichst günstig für Mithridates, welcher behalten durfte, was er vor dem Kriege gehabt hatte, und nur 3000 Talente Kriegskosten bezahlen und 80 Schiffe ausliefern mußte, im J. 84.

6.

Die Seeräuber.

Alle städtischen Gemeinwesen und Königreiche griechischen und makedonischen Ursprungs waren Rom erlegen, auch die griechische Bildung trat in den Sklavendienst Roms. Und doch regten sich homerisches Heldenthum und althellenischer Freiheitsgeist immer noch und kehrten gleichsam in die ersten Anfänge der griechischen Geschichte zurück, indem griechische Seeräuber in wildester Ungebundenheit und mit genialster Keckheit den Nationalkrieg gegen Rom fortsetzten und

gerade in der Zeit, bei der unsere Betrachtung angelangt ist, nach dem ersten mithridatischen Kriege zu einer furchtbaren Macht anwuchsen.

Sie werden insgemein cilicische Seeräuber genannt, weil sie an den Felsufern in den Gebirgen Ciliciens ihre Schlupfwinkel und zahllose schwerzugängliche Burgen hatten, in denen sie ihre Schätze und Weiber und Kinder verbargen. Die zahlreichen Wälder lieferten ihnen das Holz zu ihren Schiffen. Indessen war ihr vornehmstes Bollwerk die große Insel Kreta, deren griechische Bevölkerung eben so zahlreich, als verderbt und übermüthig, wie man heutzutage sagen würde, den Teufel selbst nicht fürchtete, sich also auch um Rom nicht bekümmerte. Nach Polybius gab es auf der ganzen Erde keine schlechteren Menschen im öffentlichen wie im Privatleben, als die Kreter; diesem von den Römern bezahlten Geschichtschreiber darf man zwar nicht alles glauben, allein den echten Räubercharakter haben die Griechen ja auch schon in der Urzeit nicht verleugnet. Als Rom den Griechen auf der Insel sämmtlich das römische Bürgerrecht ertheilen wollte, spottete ein Kreter: „Bürgerrecht gilt bei uns für einen eiteln Flitter, solid ist nur der baare Gewinn. Nur um Geld durchstreifen wir die Länder und Meere.“ Außer an den Ufern von Cilicien und Kreta hatten die Seeräuber auch noch andere Winkel an allen Ufern des Mittelmeers, wo sie sich, wenn sie verfolgt wurden, verstecken konnten und wo sie ihren Raub verbargen. Ueberall standen sie nicht nur mit den Bevölkerungen, welche die römische Gewalt haßten, in friedlichem Verkehr, sondern auch mit den zahlreichen griechischen Seestädten, die ihnen ihren Raub abkauften und nicht selten die Waaren sich aneigneten, welche Römern gehörten und von römischen Handelsplätzen ausgingen, mit denen sie concurrirten. Kurz, die Seeräuber hatten überall gute Freunde, so weit die griechische Zunge reichte und wollten auch nicht als gemeine Räuber angesehen seyn, sondern als Genossenschaften, welche völlig berechtigt seyen, mit Rom Krieg zu führen. Welches Volk, welcher Fürst noch gegen Rom kämpfte, nahm diese kühnen Seeräuber gerne zu Bundesgenossen an. So die Insurgenten in Spanien und so auch Mithridates. An sie schloßen sich Flüchtlinge und Verbannte an, die Ueberreste der

Bürger aus zerstörten Städten, viele zur Sklaverei Verurtheilte, die sich befreit hatten, selbst Römer, die der politischen Verfolgung entronnen waren.

In einer Zeit, in welcher Rom nicht nur auswärtige Kriege zu führen hatte, sondern auch der Bürgerkrieg in Italien selbst entbrannte, konnte der sonst so umsichtige und strenge Senat die Ordnung in den Provinzen nicht erhalten und hatte insbesondere die Flotte vernachläßigt. Die Seeräuber hatten also möglichst freies Spiel und wurden immer dreister, so daß sie selbst an den italischen Küsten reiche Tempel ausraubten und vornehme Römer und Römerinnen entführten, um sich schweres Lösegeld zahlen zu lassen. Der Menschenraub war überhaupt eine der vorzüglichsten Speculationen, weil die Zahl der freien Eigenthümer damals nicht nur in dem despotisch regierten und durch Kriege zerrütteten Asien, sondern auch in Italien selbst rasch abnahm und dagegen die Zahl der Sklaven, welche zum Feldbau und Dienst der übrig bleibenden Reichen erforderlich wurden, ungeheuer anwuchs.

Das Unwesen der Seeräuber im ganzen Umfange des Mittelmeeres nahm dermaßen überhand, daß der Handel stockte, die Getreideeinfuhr gehemmt wurde und in Rom selbst eine Hungersnoth entstand. Da wurde Antonius (Vater des größeren Sohnes, den wir in Aegypten kennen lernten), endlich im Jahr 77 mit einer Flotte gegen die Seeräuber ausgesendet, erlitt aber vor Kreta eine schmähliche Niederlage. Seine Offiziere und Soldaten wurden in den nämlichen Ketten nach Kreta gebracht, in welchen sie die Einwohner von dort sollten nach Rom führen, und Antonius, der für seine Person glücklich entrann, behielt den Schimpfnamen Creticus.

In Asien hatte sich nach der ersten Demüthigung des Mithridates dessen Eidam Tigranes, König von Armenien, der ersten Rolle bemeistert, da ihn die anderwärts beschäftigten Römer nicht hinderten, die Seleukiden aber, wie wir oben sahen, in elenden Bruderkämpfen gänzlich heruntergekommen waren. Tigranes jagte sowohl den Eusebes als dessen Gegner Philipp, den Sohn des Gry-

pus, davon und beide endeten in der Verbannung. Des Eusebes Wittwe Selene lebte in Aegypten mit ihrem Sohn Antiochus Asiaticus, während Tigranes bereits Antiochia zur Hauptstadt seines neuen Reiches gemacht hatte. Außerdem gründete er sich eine neue große Residenz Tigranocerta im Süden von Armenien und brachte auch die syrische Stadt Edessa zu einer höheren Bedeutung, indem er dort viele Araber sich ansiedeln und eine kleine arabische Dynastie daselbst aufkommen ließ. In Bithynien starb der letzte König Nikander III. ohne Kinder und vermachte sein Reich den Römern, Mithridates und Tigranes aber hatten nicht im Sinne, es ihnen zu lassen, 75.

Rom handelte, wie gewöhnlich, eben so schlau, als energisch. Es kündigte nämlich nur dem Mithridates und nicht auch dem Tigranes den Krieg an, überzeugt, daß der letztere unter diesen Umständen neutral bleiben werde, weil er zu den Regenten gehörte, welche lieber mit leichten Erfolgen prahlen, als sich in schweren Kampf einlassen. Der Consul Lucullus, ein stolzer und reicher Aristokrat, ungemein kriegserfahren, hatte bereits die unbändigen Thraker in wiederholten Kämpfen gänzlich niedergeworfen und ihr Land zu einer römischen Provinz gemacht, und andererseits Servilius mit einem andern römischen Heere die Seeräuber in Isaurien und Cilicien gezüchtigt, als Lucullus den Oberbefehl im zweiten mithridatischen Kriege erhielt. Ein erster Angriff, welchen die Römer unter Murena auf Sinope, die Hauptstadt des Mithridates, machten, war von dieser schon zurückgeschlagen, als auch die römische Flotte unter dem Consul Cotta eine furchtbare Niederlage erlitt. Allein Mithridates wurde von seinem Schwiegersohn Tigranes in keiner Weise unterstützt und der große Aufstand in Spanien hatte eben sein Ende erreicht und die Römer waren Sieger geblieben, so daß sie jetzt mit verstärkter Kraft wider Pontus ziehen konnten. Lucullus kam mit einer so überlegenen Macht heran, daß er den Mithridates, während derselbe die feste und hartnäckig vertheidigte Stadt Kyzikus belagerte, ringsum einschließen konnte. So mußte Mithridates endlich, weil Hunger und Krankheiten in seinem Lager einrissen, die Belagerung

aufheben und sich mit ungeheuerm Verluste durch die Römer durchschlagen, 72. Unterdeß hatte Lucullus auch eine römische Flotte ausrüsten lassen, mit der er die pontische schlug. Mithridates vertheidigte sich zu Lande noch eine zeitlang sehr hartnäckig, als er aber immer weiter zurückgehen mußte und seine Schätze, die er mitgenommen, heimlich aus dem Lager bei Kabeira entfernen lassen wollte, argwohnten seine Truppen, er wolle sie in der Noth verlassen, und empörten sich. Während dieses Tumults erschien Lucullus und eroberte nun leicht das ganze Lager. Mithridates floh nach Armenien, nachdem er seinen ganzen Harem, Mutter, Schwestern, Weiber und Kebsweiber, zu Pharnakia hatte umbringen lassen, damit sie nicht den Römern in die Hände fielen, im J. 70. Es war eine gräßliche Haremsscene in Pharnakia. Der Eunuch Bacchides führte die Henker ein, die edeln Frauen aber zogen es vor, sich selbst umzubringen. Die Mutter und die eine Königin Berenike, auch die beiden Schwestern nahmen Gift. Eine dieser vierzigjährigen noch jungfräulichen Schwestern, Roxane, starb unter lauten Verwünschungen ihres Bruders, der ihr das ganze Leben verpfuscht habe. Seine Lieblingsgemahlin Monime, eine griechische Sklavin, die sich ihm nur unter der Bedingung ergeben hatte, daß sie seine rechtmäßige Gemahlin werde, und die dennoch nur im Harem eingesperrt, ein freudeloses und schimpfliches Daseyn zugebracht hatte, erhing sich an ihrem eigenen königlichen Diadem und sagte, als es zerriß: „auch nicht einmal dazu bist du gut genug."

Der Sieger ließ damals noch das armenische Reich unberührt und beschränkte sich darauf, das pontische vollständig zu erobern. Hauptsächlich kam es ihm auf den Besitz der griechischen Städte am schwarzen Meere an, welche noch sehr am Mithridates hingen, weil er ihr Interesse wie sein eigenes gepflegt hatte. Diese Städte wollten nicht römisch werden, weil ihnen das Schicksal von Syrakus und Korinth und vieler andern einst blühenden Handelsstädten der Griechen längst bewiesen hatte, daß die römische Handelspolitik, mit der Eroberung gleichen Schritt haltend, den Griechen ihren Wohlstand so wenig gönnte, wie ihre Freiheit. Deswegen brauchte

Cotta zwei Jahre, bis er die treffliche Stadt Heraklea, welche sich aufs tapferste vertheidigte, endlich einnahm. Aus Rache ließ er hier aufs gräßlichste plündern und morden. In Sinope half eine Seeräuberflotte den Einwohnern die Stadt vertheidigen und fuhr, als sich die Stadt nicht länger halten konnte, zur See davon, jedoch nicht, ohne selbst vorher die Häuser geplündert zu haben, um den Römern die Beute nicht zu lassen. Auch aus der Stadt Amisus entflohen die Griechen auf ihren Schiffen erst nachdem sie die Stadt in Brand gesteckt hatten.

Als nun hier die Römer Meister geworden waren, gingen sie an Tigranes und verlangten von ihm die Auslieferung des Mithridates. Lucullus hatte den Plan gefaßt, das gesammte bereits seit Alexander dem Großen gräcisirte Asien in seinen Schutz zu nehmen, um das griechische Element rein zu erhalten und den Orientalismus, der mit den Parthern wiedergekehrt war und dem auch Tigranes huldigte, wieder zu beseitigen. In derselben freundlichen Gesinnung wollte Lucullus die armen Griechen auch von den römischen Steuerpächtern und Wucherern befreien, die in den Provinzen den entsetzlichsten Unfug trieben. Wenn die Einwohner kein Geld mehr herzugeben hatten, forderten die Steuerpächter, wie Plutarch erzählt, die Tempelschätze, Bildsäulen, Gemälde, schöne Mädchen und Jünglinge, und verhängten die grausamsten Folterungen über die, welche das Geforderte nicht lieferten. Diese Quäler aber standen, wie Plutarch weiter berichtet, in Rom in hoher Gunst und durften sich alles erlauben, weil sie den vornehmsten Herren Roms Geld vorstreckten. Gegen diese Landplage nun suchte Lucullus die Griechen zu schützen, vertrieb sie, wo er sie fand, und machte sich dadurch im Lande eben so beliebt, als in Rom verhaßt. Lucullus selbst war ein schon völlig gräcisirter Römer und schwärmte für die griechische Bildung, welche ihm bei seinem Reichthum die feinsten Genüsse des Körpers und der Seele gewährte. Er wollte nun zunächst das schnell improvisirte Reich des Tigranes wieder zertrümmern und legte besonderen Werth darauf, den zahlreichen, namentlich griechischen, aber auch jüdischen Gemeinwesen in Kleinasien und Syrien die Freiheit

und Duldung zu verheißen, die ihnen fehlte. In der That war das Reich des Tigranes nur ein lockeres Conglomerat, dessen verschiedenartige Bestandtheile beim ersten Stoße wieder aus einander fallen mußten. Rasch rückte Lucullus im J. 69 auf Tigranocerta los, schlug die Entsatzarmee und gewann die große Hauptstadt mit Gewalt, indem die von Tigranes dort eingebürgerten Griechen ihm die Thore öffneten. Er erbeutete hier ungeheure Schätze. Mithridates hatte aber unterdeß schon wieder ein stattliches Reiterheer gesammelt, nahm den flüchtigen Tigranes auf und machte dem Verzagten wieder Muth. Eifrig rüsteten nun beide und unterhandelten zugleich mit Phraates, dem König der Parther. Dieser aber war verblendet genug, es wieder mit den Römern zu halten und die letzten Kämpfer für die Unabhängigkeit Vorderasiens im Stich zu lassen. Lucullus zog nach Artaxata, der alten Hauptstadt Armeniens, erreichte sie aber nicht, weil es Winter wurde und seine Truppen, von denen ein Theil ausgedient hatte und heimkehren wollte, schwierig wurden. Er entschädigte sich nur durch die Besitznahme der Stadt Nisibis, wo er den Winter über ausruhte. In demselben Winter aber entwickelte Mithridates die größte Thätigkeit, indem er im Rücken des Lucullus alle kleinen Besatzungen der Römer niedermachte oder in den Festungen einschloß. Triarius, welcher einen größern Heertheil der Römer befehligte, wurde bei Ziela von Mithridates überfallen und mit allen seinen Leuten vernichtet; Lucullus, den mehrere Legionen ausgedienter Soldaten verließen, mußte nun gleichfalls den Rückzug antreten und gegen alle Erwartung konnte sich Mithridates wieder seines verlorenen Reiches bemächtigen, 67.

Zu derselben Zeit indeß wurden die Seeräuber durch Rom vollends überwältigt. Nachdem sie schon an den kleinasiatischen Küsten hart bedrängt worden waren, kam der unbeugsame Metellus mit einem römischen Heere nach Kreta, um diese Insel als einen Hauptsitz der Piraten zur römischen Provinz zu machen, 69. Die Kreter brachten ein Heer von 24,000 Mann auf und wehrten sich ritterlich, aber ihr Führer Lasthenes erlitt eine Niederlage und obgleich er aus einer festen Stadt in die andere floh und jede aufs tapferste

vertheidigte, nahm doch der zähe Metellus eine nach der andern ein. Doch waren die Kreter so schlau, sich an den großen Pompejus zu wenden, der den Oberbefehl in Asien erhielt und unter den Metellus gesetzt wurde, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten. Dadurch bewirkten sie, daß die Römer eine Zeitlang unter einander selbst stritten, denn Metellus wollte dem Pompejus nicht gehorchen. Dieser ließ nun durch Octavius Frieden gebieten, und als Metellus dennoch den Krieg fortsetzte, trat Octavius selbst an die Spitze der Kreter, die aber total geschlagen wurden und sich nun nicht mehr zu helfen wußten, denn Pompejus ließ sie im Stich, um erst in Cilicien die Seeräuber vollends zu unterwerfen und dann einen neuen großen Feldzug gegen den Mithridates zu beginnen, und so konnte Metellus sein Werk krönen und Kreta zur römischen Provinz machen, 67. — Pompejus verfolgte an der lykischen und cilicischen Küste die Seeräuber bis in ihre innersten Schlupfwinkel, nahm und zerstörte systematisch alle ihre Schiffe und Burgen bis tief im Gebirge und endete somit den Seeräuberkrieg.

7.

Vorderasien römisch.

Lucullus hatte mit erstaunlicher Thatkraft und Geschicklichkeit die asiatischen Dinge behandelt und sein großartiger Plan war nur an der Unbotmäßigkeit seiner Truppen gescheitert. Jetzt löste Pompejus ihn ab, um da leicht zu ernbten, wo Lucullus mühsam gepflanzt hatte. Wie es scheint, behagte aber überhaupt der griechische Plan des Lucullus dem römischen Stolze nicht.

Pompejus hielt mehr auf friedliche Unterwerfung der Schwächern unter die nun einmal anerkannte Uebermacht, als auf Gewaltmaßregeln. Er bot daher dem Mithridates Frieden an und dieser selbst hätte ihn auch gerne angenommen, wenn nicht die zahlreichen Ueberläufer aus den Reichen der asiatischen, griechischen und selbst

italischen Unterthanen Roms in seinem Heere ihn zur Fortsetzung des Kampfes gezwungen hätten, da sie inne wurden, sie würden der Preis seyn, um den Mithridates den Frieden erkaufen würde. So gleichsam ein Gefangener in seinem eigenen Heere, sah sich Mithridates vergebens nach auswärtiger Hülfe um. Die Parther blieben neutral, als Pompejus ihnen den Besitz Mesopotamiens zusicherte, und Tigranes war tödtlich erbittert auf seinen pontischen Schwiegervater, weil er eben erst gegen seinen eigenen Sohn hatte kämpfen müssen, der, wie er glaubte, von Mithridates aufgehetzt worden war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Mithridates den schwachen und argwöhnischen Tigranes vom Throne zu stoßen und durch einen jüngeren und tüchtigeren König, der sein treuer Bundesgenosse werden sollte, zu ersetzen gewünscht hat. Da nun aber der Anschlag mißlang, der Vater Tigranes auf dem Throne blieb und sein Sohn sich zu den Parthern retten mußte, konnte Mithridates begreiflicherweise bei seinem erbosten Eidam keine Hülfe mehr finden.

Der dritte mithridatische Krieg begann im J. 66 mit langweiligen Manövern. Beide Feldherrn belauerten einander und jeder suchte dem andern die schwache Seite abzugewinnen. Erst folgte Pompejus jeder Bewegung des vorsichtigen Mithridates am Euphrat entlang, verließ ihn dann aber plötzlich, um ihn nach sich zu ziehen und ihn an einer gelegenen Stelle zu einer Schlacht zu zwingen. Mithridates folgte ihm, aber immer mit derselben Vorsicht und hielt erst Stand unter den Mauern der Festung Dasteira, deren Gebirge ihm den Rücken deckten, während das vorliegende Brachfeld seiner überlegenen Reiterei freien Spielraum gönnte. Pompejus wagte nicht ihn anzugreifen, sondern schützte sich selbst vor Angriffen durch die Gebirge und Wälder, bis er seine Verstärkungen an sich gezogen hatte. Dann erst umringte er das viel schwächere Heer des Königs von allen Seiten und schnitt ihm jede Zufuhr ab, bis es durch Hunger gezwungen wurde, bei Nacht schnell durchzubrechen. Dabei beging Mithridates die Grausamkeit, alle seine Kranken umbringen zu lassen, damit sie den Römern nicht in die Hände fielen. Pompejus folgte ihm und schlug sein Lager dicht neben dem seinigen am Flusse

Lykos auf. In der Nacht aber benutzte er des Feindes Sorglosigkeit, umschloß das Lager des Mithridates dicht mit allen seinen Truppen und ließ es plötzlich überfallen. Erst schleuderten die Röner alle ihre Wurfwaffen und Pfeile in den dichten Haufen der aus dem Schlaf auftaumelnden Feinde, dann drangen sie, als gerade der Mond aufging und die finstere Nacht zu erhellen begann, mit bloßem Schwert ein und mordeten alles nieder. Das pontische Heer, von allen Seiten in die Mitte gedrängt, zerdrückte sich gleichsam selbst und wurde von den Pferden und unter den Wagenrädern zerquetscht. Zu Ehren dieses Sieges bauten die Römer auf dem Schlachtfelde die nachher berühmt gewordene Stadt Nikopolis (Siegesstadt).

Mithridates selbst entkam zwar aus dieser letzten und schrecklichsten Niederlage, fand aber in Armenien keinen Zufluchtsort mehr, denn Tigranes, der unterdeß von den Parthern angefallen worden war, hatte dieselben und mit ihnen seinen verrätherischen Sohn besiegt und wollte sich um jeden Preis der Römer Gnade verdienen. Als daher Mithridates ihn um Hülfe bitten ließ, lieferte er dessen Gesandte den Römern aus und setzte selbst einen hohen Preis auf den Kopf seines Schwiegervaters. Sein unwürdiger Sohn kam ihm zuvor und ging ins Lager des Pompejus, der Vater aber eilte ihm sogleich nach und beide bettelten bei den stolzen Römern um die armenische Krone. Pompejus war edel genug, den Sohn zurückzuweisen, den vor ihm knieenden Vater gütig aufzuheben und ihm die Krone zu lassen, freilich nicht umsonst, denn Tigranes mußte Landstriche abtreten, viel Geld zahlen und sich ganz zum Sklaven Roms machen lassen.

Mithridates floh dem Kaukasus zu und suchte dort Schutz bei den freien Iberern und Albanern (Alanen), ohne daß er ihnen trauen durfte. Pompejus selbst verfolgte ihn und hätte ihn gerne, wie einst Alexander den Darius, ereilt, erkannte aber bald, daß er in den weitgedehnten und hohen Schneegebirgen zu vielen Gefahren ausgesetzt seyn würde, und kehrte wieder um. Der trostlose Greis aber, dem er vergebens nachgejagt, ruhte in Dioskurias am schwarzen Meere aus und sammelte mit staunenswürdiger Thatkraft ein neues

Heer, indem er theils die umwohnenden Skythen gegen Rom aufreizte, theils eine Menge Versprengte aus Pontus an sich zog. Sein großer Plan war, mit den Skythen zu den Kelten zu ziehen und mit diesen verbündet über die Alpen zu gehen und das römische Reich von Norden her anzugreifen, wie einst Hannibal. An der Spitze seines Heereszugs kam er auch wirklich bis zur Krimm, als aber hier dem Heere bekannt wurde, welchen weiten Weg es noch zu machen habe und welche Gefahren ihm bevorstünden, wankte es und ohne Zweifel mischte sich Verrath ein. Der König war, wenn auch noch auf wunderbare Weise rüstig, doch sehr alt und wenn er starb, wer hätte es übernommen, den verwegenen Zug zu Ende zu führen? Die Römerfurcht und die Hoffnung, durch Verrath sich Gnade und Lohn bei Pompejus zu erkaufen, wirkten zu mächtig. Des Mithridates jüngerer Sohn Pharnakes stellte sich an die Spitze der Ungehorsamen, welche dem Könige die Heeresfolge verweigerten. Dieser behauptete sich noch in der Burg Phanagoria (jetzt Taman gegenüber von Kertsch auf der Ostseite der Krimm) und flehte von den Mauern herab den treulosen Sohn, der immer sein Liebling gewesen war, jammernd an, ihm wenigstens das Leben zu lassen. Aber der Sohn, dem das ganze Heer zufiel, ließ die Thore öffnen und dem Vater nur noch die Wahl, auf welche Art er sterben wolle, aber sterben müsse er. Da schloß sich Mithridates ein, ließ alle seine Weiber, Kebsweiber und Kinder vergiften und wollte selbst auf dieselbe Art seinem Leben ein Ende machen, aber das Gift that bei ihm keine Wirkung und ein Gallier aus seiner Leibwache that ihm den Gefallen, ihm den Kopf abzuschlagen, 64.

Der Sohn schickte des Vaters Leiche dem Pompejus, der dieselbe aufs ehrenvollste bestatten ließ. Pharnakes behielt das Reich seines Vaters, aber sehr verkleinert. Als nachher Pompejus mit Cäsar im Kampfe lag, der erstere todt, der andere in Aegypten bedrängt war, glaubte Pharnakes freie Hand zu haben, griff um sich, eroberte fast den ganzen Norden Kleinasiens, schlug den römischen Statthalter Domitius Calvinus bei Nikopolis und ließ alle Römer und Römerfreunde umbringen. Als aber Cäsar aus Aegypten plötz-

lich mit einem Heere über ihn kam, unterlag er demselben bei Zela, verlor seine ganze Macht und bald darauf durch Mord sein Leben. Nach ihm folgten in Pontus noch einige von Rom geduldete Könige, bis sie im J. 39 nach Christo mit Polemon ausstarben und das Land völlig römisch wurde.

Pompejus entschied das Schicksal des gräcisirten Asien auf andere Art, als es Lucullus thun wollte. Er ließ nicht den Hellenismus vorwalten, merzte die orientalischen Einflüsse nicht aus, sondern benutzte dieselben vielmehr im römischen Interesse gegen die Griechen. Namentlich begünstigte er die Semiten, Juden und Araber, die er immer mehr nach Syrien herüberzog. Antiochus Asiaticus, der Seleukide, der allein noch den Hellenismus oder doch Makedonismus hätte zusammenhalten können, wurde eben deshalb durch einen ausdrücklichen Befehl des Pompejus für immer vom Thron ausgeschlossen, weil er sein angeerbtes Reich ohnehin schon verloren habe und in der Fremde lebe. Er starb nicht lange nachher und sein Bruder Seleukus, der letzte Seleukide, den man mit der ägyptischen Berenike vermählte, wurde von dieser umgebracht. — Ganz Syrien wurde römische Provinz und durch Besatzungen im Zaum gehalten, und damit dies leichter geschehen könne, erhielten die einzelnen Volksstämme, Städte und kleine Dynasten größere Rechte und Freiheiten. Das machte sie zu Freunden der Römer, während sie unter einander selbst in nationalen und confessionellen Gegensätzen gespalten blieben und als Nachbarn mit einander rivalisirten. Die arabischen Nabatäer blieben störrige Feinde Roms und Pompejus selbst machte einen nicht sehr glücklichen Feldzug gegen ihre Felsennester, dagegen hielten andere Araber desto fester zu den Römern und besonders die neuen Emirs oder Könige von Damaskus und Edessa. Eben so wurde der galatische König Dejotar von Pompejus begünstigt und die kleinen Fürsten von Cappadocien und Paphlagonien. Endlich gründete Pompejus eine Menge neuer Städte und bevölkerte sie mit Colonisten von römischem Gepräge. Was die Seleukiden selbst versucht hatten, indem sie die älteren morgenländischen Städte eingehen ließen und neue Griechenstädte bauten, das thaten jetzt wieder die

Römer, ließen die Griechenstädte eingehen und bauten Römerstädte, aber auf eben so lockerem Boden. Die Römer, welche hinfort Asien überschwemmten, waren außer den Besatzungen hauptsächlich Agenten des römischen Capitols, Steuereinnehmer, Lieferanten, Monopolisten und Handelsvolk aller Art. Jenes abscheuliche Unkraut, von welchem der edle Lucullus sein Lager befreit hatte, überwucherte jetzt wieder die eroberten Provinzen, um sie auszusaugen.

Nach dieser Organisirung Vorderasiens kehrte Pompejus nach Rom zurück und feierte einen ungeheuern Triumph, den gefangene Kinder nicht nur des Mithridates, sondern auch des Tigranes und Pharnakes zierten.

Das galatische Reich währte nicht lange mehr. Dejotar starb ohne Kinder, sein Schreiber Amyntas behauptete die Herrschaft bis in die Zeit des ersten römischen Kaisers, als er aber starb, wurde seinen Kindern das Erbe entzogen und Galatien römische Provinz. In Cappadocien erhielt sich das abhängige Königshaus bis auf Archelaus zur Zeit von Christi Geburt. Weil Archelaus dem unter Kaiser Augustus in Rhodus in einer Art Verbannung weilenden Tiberius nicht unterthänig aufgewartet, ließ dieser, nachdem er selbst Kaiser geworden, ihn nach Rom kommen und ihm dort den Prozeß machen, weil aber der arme König, alt und podagraisch, wie er war, als er vor dem Senat in Rom erschien, nur Lachen erregte, schenkte ihm der Kaiser das Leben, Cappadocien aber wurde römische Provinz. — Armenien erhob sich gegen Rom noch einmal unter König Artavasdes, wurde aber von Antonius besiegt, das Königreich schleppte sich in seiner Ohnmacht noch bis hundert Jahre nach Christi Geburt hin, ehe es auch vollends dem römischen Reiche einverleibt wurde. Dagegen erholte sich Parthien wieder. Das Königsgeschlecht kräftigte sich von neuem und bereitete den Römern noch schwere Kämpfe, weil ihnen hier nicht mehr das innerlich verfaulte Griechenthum, sondern der noch urkräftige Geist Hochasiens gegenübertrat.

Wie sich die letzten makedonischen Dynastien, die anfangs zwischen Parthien und Indien noch eine Zeitlang fortbestanden, verhalten haben, davon ist keine Kunde zu uns gekommen. Wir wissen

nur, daß s. g. Indoskythen, wahrscheinlich Saken, Bactrien einnahmen und noch eine Zeitlang wenigstens einige Spuren der dort durch makedonische Satrapen eingeführten griechischen Gesittung beibehielten, wie aus den dort gefundenen halbgriechischen, halbbarbarischen Münzen hervorgeht.

8.

Befestigung und Mehrung des parthischen Reichs.

Während die westliche Hälfte des Seleukidenreichs den Römern zufiel, behaupteten sich in der andern die Parther. Das makedonisch-griechische Wesen hielt nicht Stand, weil ihm jene Einheit und Festigkeit fehlte, welche Rom besaß, und weil es, überhaupt in Asien fremd, die Asiaten nicht veredelt, sondern nur noch mehr demoralisirt hatte.

Das parthische Wesen ist als asiatische Reaction gegen jeden westlich europäischen Druck und Einfluß aufzufassen, trat daher den Römern eben so feindlich entgegen, wie den Seleukiden. Es war der wiedererwachte Geist des alten Parsismus, aber ziemlich skythisch gefärbt. In die Königsfamilie scheint sogar die Unsitte des seleukidischen und der übrigen asiatischen Höfe eingedrungen zu seyn. Das Wenige, was wir von der parthischen Geschichte wissen, beschränkt sich auf Unruhen, welche durch Skythen erregt und zuletzt entschieden worden, und auf Greuel im Königshause. Im Kampf mit Skythen fiel König Artaban im J. 124. Skythen stürzen den Mnaskires und machen den Sinatrokes zum König der Parther. Dessen Sohn Phraates schwankte im Streit Roms mit Armenien, anstatt den Asiaten gegen die Europäer zu helfen, und wurde endlich von seinen eigenen Söhnen umgebracht, 58. Diese aber stritten um den Thron, den Orodes, der jüngere, behauptete. Mithridates, der ältere, floh zu den Arabern, die ihm Babylon einnehmen halfen,

allein er verlor es wieder, wurde gefangen und auf Befehl des Bruders hingerichtet.

Dieser unglückliche Prinz hatte bei den Römern Hülfe gesucht, die ihm auch zugesichert wurde, aber zu spät kam. Rom ergriff gern die Gelegenheit, die Parther zu demüthigen und seine asiatischen Grenzen zu befestigen. Im Jahr 53 erhielt Crassus den Befehl über die römischen Truppen in Asien, ein schon ältlicher und sehr dicker, dabei ungeheuer reicher Herr, der aber noch immer mehr haben wollte und auch diesen Feldzug gehörig auszubeuten unternahm, daher mit dem Marsch gegen die Parther sich nicht übereilte, sondern zuvor die bereits unterworfenen Provinzen aussaugte und hauptsächlich die reichsten Tempel plünderte, gleichviel ob griechische, wie zu Hierapolis, oder andere, wie der jüdische zu Jerusalem. Endlich zog er über den Euphrat und nahm als Wegweiser durch die Wüste den arabischen Fürsten Abgarus von Edessa, der ihn aber verrieth und absichtlich irre führte. Tagelang marschirte das römische Heer in der heißen Sandwüste, ohne den Feind und ohne Quellen aufzufinden. Endlich erblickte man einige parthische Reiter. Abgarus verfolgte sie zum Schein, kam aber selbst nicht wieder. Vergebens harrte Crassus auf eine Nachricht von ihm und war nahe daran, aus Vorsicht lieber umzukehren; da riß ihn sein feuriger Sohn Publius Crassus hin, weiter vorwärts zu dringen und um jeden Preis den Feind zu finden und zu schlagen. Aber nur zu bald sah sich das ermattete Heer der Römer plötzlich umringt von einem unzählbaren Heere der Parther, deren Kesselpauken von allen Seiten lermten. Orodes selbst führte sie an und der treulose Abgarus mit seinen Arabern focht ihm zur Seite. Crassus konnte sich auf seine Legionen verlassen, aber es war ihm nicht möglich, in dem tiefen und leichten Sande der Wüste sein Lager mit Wall und Graben zu versehen. Die parthischen Reiter konnten dicht an ihn herankommen und gegen ihre langen Lanzen und eisernen Panzer richtete das kurze Römerschwert nichts aus. Wie es in dieser Lage unumgänglich war, formirte Crassus dicke Vierecke, um die Angriffe der Reiter abzuhalten, die Parther aber konnten nun jene Vierecke bequem aus der Ferne

mit ihren durchdringenden, von den stärksten Bogensehnen entsendeten Pfeilen beschießen. So erlitten die Römer schreckliche Verluste an Todten und Verwundeten, ohne nur an den Feind kommen zu können. Vergebens harrte Crassus, die Parther würden sich endlich wenigstens verschossen haben, aber immer noch endete die lange Reihe der Kameele nicht, die ihnen schwere Ladungen neuer Pfeile brachten. Da ließ sich Publius nicht länger halten und stürmte an der Spitze einer ihm treu ergebenen und äußerst tapfern Gallierschaar vorwärts, aber sie wurden von der parthischen Reiterei umwickelt und nach verzweifelter Gegenwehr alle erschlagen, Publius mit dem letzten Rest stürzte sich ins eigene Schwert. Nun rückte auch sein Vater vor, aber zu spät. Hohnlachend hielten ihm die Parther des Sohnes Kopf auf hoher Lanze entgegen. Vergebens suchten die Legionen durch die eiserne Mauer der Lanzenreiter zu brechen. Man kämpfte bis in die Nacht in einem gräßlichen Handgemenge. Noch waren die Römer nicht überwunden, aber so geschwächt, daß sie die Nacht benutzten, um zu entkommen und sich in die feste Stadt Karrhä zu werfen. Als aber am andern Morgen die schnellen Reiter in ungeheurer Anzahl die müden Römer bedrängten und arglistig Frieden boten, wurde Crassus von seinen eigenen Soldaten gezwungen, eine Unterhandlung vorzunehmen. Während derselben aber machten die parthischen Offiziere Miene, sich des Crassus zu bemächtigen. Die römischen Offiziere schlugen zu und erlagen bald der Uebermacht, alle wurden erschlagen, Crassus tödtete sich selbst.

Sein Kopf wurde dem Orodes geschickt, als derselbe gerade bei der Tafel saß und die Hochzeit seines Sohnes Pakoros feierte. Bei diesem Feste wurden von griechischen Schauspielern (zum Beweise, wie sehr die griechische Mode die asiatischen Höfe und sogar den des Partherkönigs beherrschte) die Bachantinnen des Euripides aufgeführt, in welchen Mutter Agave in bachischem Wahnsinne das Haupt des Sohnes auf den Thyrsus aufsteckt. Da befahl Orodes der Agave, das Haupt des Crassus aufzustecken und der Chor sang zu unsäglicher Lust der Gäste:

Wir bringen vom Berge
Nach Hause getragen
Die herrliche Beute,
Das blutende Wild.

Nachher soll der König befohlen haben, dem Kopfe des Crassus geschmolzenes Gold in den Mund zu gießen, um seine Gier nach Gold zu sättigen. Orodes verfolgte seinen Sieg, machte Armenien von sich abhängig und schickte seinen Sohn nach Syrien. Die schwache Macht der Römer hielt sich unter Cajus Cassinus nur noch in Antiochien, diese Stadt war aber so fest, daß Pakoros sie nicht einnehmen konnte. Rom war um diese Zeit von Bürgerkriegen zerrissen. Erst im J. 39 schlug wieder ein römisches Heer unter Ventidius die Parther in Syrien und Pakoros selbst fiel. Sein jüngerer Bruder Phraates aber brachte den alten Vater Orodes und seine übrigen Brüder um.

Nun rückte ein neues großes Römerheer unter Marcus Antonius heran, Phraates aber verband sich mit den Königen von Medien und Armenien, überfiel die römische Vorhut unter Statianus auf dem Marsche und vernichtete sie ganz und gar. Anton wollte seinen Unterfeldherrn rächen und rückte vor die Stadt Praaspa. Man unterhandelte nun. Anton begab sich selbst zu König Phraates, der ihn auf einem goldenen Throne sitzend empfing und anfangs drohend die Sehnen seines Bogens anzog und schwirren ließ, dann aber einen Frieden annahm. In Folge dessen hob Anton die Belagerung auf, der Feind aber benutzte das nun, um die Belagerungsmaschinen zu vernichten und treulos über die abziehenden Römer herzufallen. Zwar hielten sich diese wacker und trieben den Feind ab, indem sie sich mit vorgehaltenen Schilden in eine s. g. Schildkröte zusammenschloßen, eine einzig ringsum mit den Schilden zugedeckte Masse, gleichsam ein eherner Berg. Aber der Winter kam und der Rückzug auf schwierigen Wegen, in Schnee und ohne Lebensmittel wurde den Römern so verderblich, daß ihrer 32,000 umkamen. Antonius aber dachte an nichts, als nur wieder warm bei seiner Kleopatra zu sitzen, bei der er, seinem zertrümmerten Heere voraneilend, endlich ankam.

Die Verfolgung stockte, denn Phraates selbst, von den Parthern gehaßt, verlor bald darauf den Thron und mußte zu den Skythen fliehen, die ihn aber auf den Thron zurückführten. Als später die Römer unter Octavian wieder ihre ganze Kraft in Asien entwickelten, schickte ihm Phraates die von Crassus und Statianus verlorenen Feldzeichen und wurde dafür als König anerkannt, starb aber endlich an Gift, bald nach Christi Geburt.

Das parthische Reich blieb auch nach seinem Tode unabhängig und konnte trotz der im Königshause sich von Zeit zu Zeit erneuernden Greuel und Morde doch niemals von Rom unterjocht werden. Vielmehr bemerkt man ein allmähliges Wachsthum des parthischen Reichs wie nach außen, so des parthischen oder neupersischen Geistes im Innern. Die griechische Mode schwindet mehr und mehr und der parthische Hof nimmt einen reinern orientalischen Charakter an.

Zehntes Buch.

Indien.

Erste Abtheilung.

1.

Die alte Zeit der Vedas.

Vom Gebirge Hindukusch, aus demselben Hochland Asiens, dem heutigen Afghanistan, aus welchem die Perser nach dem Westen zogen, kamen auch die Inder, die sich nach Osten wandten. Beide waren ursprünglich ein Volk, das arische und Aria, Ariana, Eriene zwischen Bactrien und dem Induslande, ihre gemeinschaftliche Heimath. Die aber zum Indus hinzogen, und sich anfangs noch Arier (d. i. Herrn) nannten, erhielten von dem Flusse den Namen Inder. Ihre älteste Sprache, das Sanskrit, ist der ältesten Sprache der Perser, dem Zend, sehr nahe verwandt. Auch die Vedas, die ältesten Hymnen und Lieder der Inder, haben viele Aehnlichkeit mit den Gebeten im Zendavesta und rühren, wie jene, von kriegerischen Hirten her, welche einfache Naturgottheiten, den Himmel, Sonne und Mond, Feuer und Wasser, Winde, Regen, Morgenröthe, Nacht, Erde &c. anrufen, aber auch schon, wie die Perser, dem Gebete, dem Opfer, namentlich dem Somatranke eine magische Kraft zuschreiben. Der indische Soma- oder Mondtrank, der wohl mit dem persischen Hom

übereinstimmt, soll der Saft aus Asclepias acida seyn. Auch kommen in den Vedas schon Andeutungen der später in der Lehre vom Brahma erst vollkommen ausgebildeten Speculation vor, und zwar wieder in Uebereinstimmung mit der persischen. Denn wie Zoroaster seinen Ormuzd aus dem Urbegriff des Lichts abstrahirt, so wurde auch der indische Brahma allmählig aus demselben Urbegriff herausgebildet. Und wie im Zendavesta, so galt auch schon in den Vedas das Wort für göttlich und wurde als die Göttin Vach personificirt, welche schon pantheistisch alle übrigen Götter in sich vereinigte. Es ist möglich, daß der schöne Hymnus an die Vach unter den Händen der Brahmanen später erst schärfere pantheistische Züge erhalten hat, allein sofern in den alten Veden überall dem Wort, dem Gebet, eine außerordentliche Macht zugeschrieben wird, konnte dessen Personificirung und pantheistische Deutung früher oder später nicht ausbleiben.

Auffallend erscheint, daß in den Vedas kein Naturgott so mächtig hervortritt als Indra, der mit dem Blitz bewaffnete Luft- oder Himmelsgott. Indem sich die alten Inder dieses blitzenden und donnernden Gottes, der die bösen Dämonen bekämpft, in stolzen und feurigen Hymnen erfreuen, sollte man von ihnen erwarten, sie würden ein noch kriegerischeres Volk geworden seyn als die Perser. Und doch sehen wir vielmehr nach der ersten Kampflust des Jugendalters das indische Volk in eine weiche und fromme Melancholie versinken.

Geschichtliche Nachrichten über die ältesten Staaten der Inder fehlen uns ganz, einige trockene Verzeichnisse von Königsnamen abgerechnet. In den buddhistischen Klöstern von Tibet sollen noch alte Bücher indischer Geschichte aufbewahrt liegen, die mit den Buddhapriestern aus Indien dahin kamen, aber man kennt sie noch nicht. Wir sind daher auf die Vedas, als die ältesten Denkmale des indischen Geistes beschränkt, die uns immerhin das Volk und seine frühesten Zustände abspiegeln.

Veda heißt Wissen, man nannte die gesammelten alten Lieder indem man sie zum erstenmal aufzeichnete, die Wissenschaft oder das

Wissenswerthe überhaupt. Der Namen Vyasa (Sammlung) wurde hinterdrein personificirt, als hätte eine gewisse Vyasa die Lieder gedichtet. Man versteht unter den Vedas vier Bücher, wovon nur das erste, der Rigveda, welches echte alte Lieder enthält, genauer bekannt ist. Das zweite Buch Yagurveda handelt nur in Prosa von Opfern im Sinne des erst später sich ausbildenden Brahmaismus. Die beiden letzten, Samaveda und Atharvaveda, enthalten wieder Gesänge. Den Gebeten oder Anrufungen in den Hymnen, den s. g. Mantras, stehen theologische Commentare, Brahmanas, zur Seite, und besondere Tractate, Upanishadas. An die Vedas aber reihen sich noch an, die brahmanischen Urschriften oder Gesetze, Shastras.

Wir betrachten zunächst nur die alten Lieder, in denen die Arier als ein überaus frommes, mit tiefer Innigkeit, und keineswegs mit Scheu, sondern mit kindlicher Liebe zu seinen Göttern betendes Volk und doch zugleich heiter, fröhlich und kampflustig erscheinen, ein tapferes Hirtenvolk, welches auch schon Ackerbau zu treiben angefangen hat, in Stämme getheilt und oft in Fehden verwickelt, gleich den arabischen Beduinen. Sie bitten die Götter um alles, was sie irgend wünschen, um Gesundheit und Altwerden, Reichthum an Vieh, um Regen, um Verderben der Feinde 2c. Lassen, der gelehrteste Kenner indischer Schriften, glaubt die Entstehung der Vedas in die Zeit zwischen dem 15. und 11. Jahrhundert vor Christo verlegen zu müssen, in eine Zeit, in welcher die Arier schon in das Pendschab (Land der fünf Flüsse) übergegangen waren.

Die in den Vedas angerufenen Götter hießen Dewas. An ihrer Spitze steht Indra, d. h. der blaue, der Lufthimmel, der mit den übrigen Göttern seinen paradiesischen Wohnsitz auf einem heiligen Berge hat, wie der persische Ormuzd, der griechische Zeus, der nordische Odin. Dieser Himmel Indras befand sich jedoch in der ältesten Zeit noch nicht auf dem Berge Meru im Himalaya, weil die Inder erst später in diese hohe Gebirgsgegend gelangten, weshalb auch derselbe Berg Meru die neuen höhern Götter, die sich über den Indra erhoben, aufnehmen mußte. Indra ist Herr des Wetters, vertreibt mit seinen Blitzen die Wolken und Nebel, gibt Fruchtbarkeit

und Reichthum, schützt die Heerden, hilft im Kampfe siegen. Was sich jährlich, ja täglich wiederholt, der Sieg des Lichtes und des Sommers über die Nacht und die zerstörenden Elemente, wurde als ein Ursieg des Indra über die bösen Dämonen aufgefaßt, sehr ähnlich dem Siege des Ormuzd über Ahriman. — Indra wird abgebildet, wie alle indischen Götter, mit reichem Perlenschmuck und mit einer Thurmkrone. Seine Farbe ist blau, in der Hand hält er als Pfeil und Bogen den Blitz und Regenbogen. Sein Himmel ist voll von Gandarvas, blumenstreuenden Sängern und Tänzern, und von Apsarasas (den Wasserentsprossenen), reizenden Nymphen, welche Götter und Menschen durch ihre Schönheit und Huld verführen.

Agni (lat. ignis) das Feuer, ist neben Indra der am meisten verehrte Gott. In den ersten Abtheilungen des Rigveda sind die meisten Hymnen an Indra gerichtet, nämlich 73, nächst ihm aber 71 an den Agni. Das Feuer erscheint hier wie bei Zoroaster als der Geist des Gebets und Opfers, als der Vermittler zwischen Menschen und Gott, als der Prototyp des Priesterthums. Gleich in den ersten Hymnen des Rigveda heißt er ein Priester, ein Herold des Opfers. Weil das Feuer durch Reiben zweier Hölzer angefacht wird, hat Agni zwei Mütter. Weil das Feuer überall wieder erneuert wird, heißt er uralt und immer neu und unzähligmal geboren. Man sucht ihn im Aetherfeuer des Himmels, im Licht der Sterne, im Innern der Erde. Er gilt daher als Herr aller Schätze in der Erde, und wird aufs eifrigste angerufen.

Als dritter Hauptgott kommt Rudra (später ein Beiname des Shiwas) öfters in den Vedaliedern vor und zwar zunächst als Vater der Winde (Maruts), welche eine gute Bedeutung haben und dem Indra die Wolken zerstreuen helfen. Aber Rudra hat auch etwas drohendes und schreckliches. In den Vedas heißt es von ihm: Verzehrer der Opfer, befreie uns vom Zorn des Himmels. Schone jung und alt, schlage keinen, die uns lieb sind! Hier wird er auch der röthliche Eber des Himmels genannt, der Starke der Starken, schrecklich zugleich und wohlthätig.

An Agni schließen sich sodann Mitra, der nur in den Vedas

vorkommt und nachher verschwindet, das Sonnenfeuer, und Varunas (Uranus) an, der in den Vedas noch den Aether oder Sternenhimmel über dem Lufthimmel des Indra zu bedeuten scheint, später aber in derselben Bedeutung des Allumfassenden zum Meergott wird.

Im Rigveda spielen die Asvinis eine große Rolle. Außer Indra und Agni werden sie unter allen Göttern am häufigsten angerufen und sind ihnen die meisten und ältesten Hymnen geweiht. Sie gelten als schnellfahrende Boten und Vermittler. Sie werden gebeten: seyd für uns zwei Ohren, alle unsre Bitten zu hören, zwei Lippen, um für uns zu sprechen, zwei Füße, um für uns zu gehen, zwei Arme, um für uns zu handeln. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist immer noch nicht ganz klar, denn obgleich man sie durch das Zwillingsgestirn, das elektrische s. g. St. Elmsfeuer, dann durch die Strahlen der Morgenröthe zu erklären gesucht hat, bleibt die Hauptsache, ihre Schnelligkeit, noch unerklärt. In dem schönen Hymnus an die Usha (Morgenröthe) würde wohl, wenn die Asvinis ihre Strahlen wären, auch deren Namen nicht fehlen. Surya (der Sonnenkörper) und Chandras (der Mond) treten nicht bedeutend hervor, weil das Licht in ihnen, also das Hauptsächliche, schon von Mitra und Agni in Anspruch genommen sind. Chandras heißt auch Soma und seiner Wirkung wird die mondweiße Milch der Pflanzen zugeschrieben, aus der man den nach ihm benannten h. Somatrank bereitet.

Noch weniger treten die Planeten hervor, nach denen übrigens die indische Woche wie bei allen andern Völkern eingetheilt wurde, jedoch so, daß den sieben Wochentagen Surya, Chandras als Sonne und Mond, dann die Planeten Mangalas, Buddhas, Vrihaspatis, Sukras und Sanis als Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn entsprechen.

Unter dem Namen der Ritus wurden die sechs Jahreszeiten der Inder angerufen, deren lieblichen Reigen man sich geführt dachte von Pushan, einem Beinamen der Sonne.

Endlich ehren die Vedas noch den gerechten Gott Yamas als den Herrn der Todten, zu dem die Seelen der Verstorbenen kommen

und der am Ende der Welt neben Varunas wohnt. In den Vedas findet sich noch keine Spur von der spätern indischen Seelenwanderungslehre und Yamas erscheint auch nicht als böser Gott einer qualvollen Hölle. Erst in spätern Legenden ordnete man ihn den zerstörenden Gottheiten unter.

Dies wird genügen, um den heitern und unbefangenen Charakter der indischen Arier zur Zeit der Vedas zu kennzeichnen.

Ehe wir der Mehrheit der Arier über den Indus und ins weite Thal des Ganges folgen, verweilen wir noch bei denen, welche in der Heimath zurückblieben. Wie dürftig auch immerhin die geschichtlichen Nachrichten von ihnen sind, so läßt sich doch dreierlei erkennen, einmal, daß die zurückbleibenden indischen Arier in Berührung mit den großen Weltmonarchien des Westens kamen, während die über den Indus ausgewanderten Arier von ihnen unberührt blieben; zweitens, daß eben deshalb hinwiederum die Zurückgebliebenen von dem großen Wechsel der Entwicklung in den Gangesländern weniger berührt wurden und drittens, daß sie niemals verweichlichten, sondern als ein tapferes Volk ihre Freiheit vertheidigten und dieselbe, wenn sie einmal der Uebermacht erlagen, bald wieder errangen.

Damit stimmen schon die ältesten Nachrichten der Griechen über den mißlungenen Versuch der Semiramis, Indien zu erobern, und über die tapfere Vertheidigung des Landes unter König Stabrobates (Sthavarapatis, Herr der Erde) zusammen. Ferner die Unfähigkeit der Perserkönige, sich Indiens auch nur bis zum Indus zu bemächtigen. Nur ein kleines indisches Grenzvolk kommt unter den Heeren des Xerxes vor, war also tributbar oder der Perser Bundesgenosse geworden, ohne daß daraus etwas anderes folgen könnte, als daß die Völker im obern Indien in verschiedene kleine Staaten getheilt blieben. Erst Alexander des Großen weltberühmter Heereszug nach Indien scheint eine größere Vereinigung der Indusvölker veranlaßt zu haben. Ihr König Porus (Paurusha, Held) unterlag dem Makedonier und sein Reich wurde der neuen von Alexander geschaffenen griechisch-bactrischen Satrapie eingereiht. Allein nicht lange nachher

bildete sich das neue mächtige Reich der Prasier (pratscha, östlich) mit der Hauptstadt Palibothra (Pataliputtra) unter König Sandrocottus (chandragupta, der Mondbeschützer), welcher den Makedoniern das Reich des Porus wieder entriß und jeden neuen Angriff vom Norden her abwehrte. Erst im letzten Jahrhundert vor Christo drangen die Saken vom Norden her durch Bactrien bis in das Pendschab ein, wurden aber im J. 56 wieder vertrieben und Indien blieb fortan bis zum Aufbau des Islam von außen ungekränkt.

2.

Die Heldenzeit der Inder.

Um den großartigen Aufschwung zu begreifen, den das indische Wesen nahm, muß man sich die Zeit denken, in welcher die Arier zum erstenmal aus dem Pendschab theils den Indus hinabfuhren und zum Meere gelangten, theils in das Gangesthal hinabstiegen und im Norden dieses prachtvollen Stromes zum erstenmal in das größte Gebirge auf Erden eindrangen. Ihre empfängliche Seele erhielt dadurch die erhabensten Eindrücke und ihre Thatkraft wurde gestählt durch den Kampf mit den älteren Bewohnern des Landes.

Im Namen der Bharata erkennen wir einen fortlaufenden Faden, welcher die Zeiten, in denen die Arier erst noch im Pendschab verweilten, mit den Zeiten, in denen sie schon im Gangesthale festsaßen, einigermaßen verbindet. Das arische Volk der Tritsu war vorangeschritten über den Indus bis zur Dschumna, das hinter ihnen noch diesseits des Indus wohnende Volk der Bharata drückte nun auf dasselbe und verband sich mit mehreren andern kleinen arischen Völkerschaften, es zu bekriegen. Auf beiden Seiten standen Priester, welche durch ihre Gesänge an die Vedagötter den Sieg glaubten erzwingen zu können. Indra entschied sich für die Tritsu, deren König Sudas die verbündeten Könige der ihn angreifenden Stämme besiegte. In der Folge jedoch wurden die Tritsu dennoch von den

Bharatas aus ihren Sitzen gedrängt und weiter nach Osten geschoben, wo der Namen Sudas unter dem Königsnamen von Kocala wiederkehrt. Die Bharatas aber beherrschten fortan das Land der fünf Ströme und der Volksname geht auf den Königsnamen über. Die Dynastie der Bharata erlischt mit Samvarana, um den Kuru Platz zu machen und an diesen Namen knüpft sich nun das große Heldengedicht Mahabharata, welches von einem neuen arischen Bruderkriege, aber in viel weiteren Umrissen handelt. Das Gedicht ist später überarbeitet worden und enthält lange und selbständige Episoden, geht aber in seinem ursprünglichen Kern auf die vorbrahmanische Heldenzeit zurück, in der immer noch Indra der herrschende Gott war, und trägt entschieden den Charakter eines kriegerischen Volkes. In dem seltsamen Umstande, daß die mit den Kurus kämpfenden Pandus, fünf fürstliche Brüder, gemeinschaftlich nur eine Frau haben, die schöne Draupadi, erkennt man, daß es sich von Völkern im indischen Gebirge handelt. In Tibet hat sich die Polyandrie noch bis in unsere Zeit erhalten.

Unter den Episoden des großen Epos ist Nal und Damayanti am berühmtesten geworden, auch öfter schon ins Deutsche übersetzt. Es handelt von der Trennung und dem Wiedersehen zweier Liebenden. Die schöne Damayanti auf der Flucht im Urwald von einer Heerde Elephanten überfallen, gehört zu den eigenthümlichsten Schilderungen dieser Dichtung.

Die zarte Liebe und Treue der Frauen tritt noch glänzender in einer andern Episode des Mahabharata hervor. Welches seelenvolle Volk, in dessen Sprache eine Dichtung vorkommt, wie die von Sawitris Treue. — Sawitri wählt sich einen Bräutigam nach ihrem Herzen und läßt nicht von ihm ab, obgleich sie erfährt, er könne nur ein Jahr leben, und am bestimmten Tage seines Todes läßt sie ihn in ihrem Schooß einschlafen und erwartet den Tod. Er kommt, der schreckliche Fürst der Todten selbst, nicht bloß ein niederer Diener, und zieht, obgleich ihn die Gattin innig um Schonung anfleht, die Seele aus dem Leibe ihres Mannes und geht mit ihr davon. Die treue Gattin aber folgt dem Tode auf dem Fuße

nach und läßt sich durch nichts zur Umkehr bewegen. Sie rührt ihn, daß er ihren blinden Schwiegervater sehend macht. Aber sie fährt fort, ihm die herrlichsten Lehren der Weisheit und Liebe vorzusagen, wodurch er so sehr gerührt wird, daß er ihr eine zweite, eine dritte Gnade bewilligt. Dies benutzend fordert sie, daß ihr Schwiegervater sein verlornes Reich wieder erhalte, daß ihr eigner Vater, der noch keinen Sohn hat, ihr einen Bruder gebe, endlich, daß sie selbst noch mit ihrem Gatten Kinder bekomme. Auch das bewilligt Yama, ohne zu bedenken, daß zu diesem Behuf der Mann wieder aufleben muß, und am Ende gibt er dem Zauber der weiblichen Treue nach und schenkt ihr die Seele des Gatten wieder, und sie kehren aus der Einsamkeit des Waldes zurück zum Glanze des Thrones.

Neben dem Mahabharata ist ein anderes großes Heldengedicht der Inder, Ramajana, weltberühmt. Man hat es sogar für älter gehalten als das Mahabharata. Allein es hat nicht mehr den alten Charakter des Heldengedichts, es ist voll priesterlicher Auffassungen und Fabeln und gehört, indem es von der Eroberung der Insel Ceylon handelt, dem Inhalt wie dem Geiste nach dem später erst ausgebildeten Wischnuismus im Süden Indiens an.

Außer dem Mahabharata haben wir über die Heldenzeit der Inder gar keine Nachrichten, dürftige Namen ausgenommen. Schon am Indus stießen die Arier auf das wahrscheinlich große Volk der Sudras, welches sie sich später als vierte Kaste einverleibt haben. Im Mahabharata heißt es, die Sudras hätten den Ariern tausende von schwarzen langhaarigen in Baumwolle gekleidete Mädchen als Tribut geschickt. Waren sie langhaarig, so konnten es keine Neger seyn. Diese Sudras dehnten sich wahrscheinlich über das obere Gangesthal aus, so wie die Tschendala über das untere. Indem die Arier ihnen nachrückten und sie unterwarfen, gründeten sie dem Lauf des Ganges nach verschiedene Reiche zu Hastinapura, Ajodha (Audh oder Oude zwischen Ganges und dem hohen Gebirge von Himalaya), Varanasi (Benares) und Maghada mit der Hauptstadt Palibothra, der größten Stadt in Indien. Andere arische Stämme,

welche sich südwärts vom Indus nach Westen und ins Dekan (die vorderindische Halbinsel) wandten, vertrieben dort die Ureinwohner in die Gebirge. Sie sind es, die man vorzugsweise Paria nennt und tief verachtet. Neben ihnen bemerkt man die schwarzen Gonda, aber auch das sehr begabte und schön geschilderte Volk der Tuda. Die arischen Reiche, welche hier gegründet wurden, waren hauptsächlich Mathura und Surashtra (Guzerate), wo Könige aus dem Geschlechte der Pandu regierten, von denen einer, Vidschaja, später die große Insel Ceylon eroberte. Potala an der Stelle, wo der Indus sich in mehrere Arme theilt, war schon früher eine bedeutende Handelsstadt. Am Fuß des hohen Himalaya erhielten sich viele arische Stämme frei ohne Könige.

3.

Das Brahmanenthum.

Ueber die erstaunliche Veränderung, welche im Charakter der Arier vorging, ehe sie sich dem Gesetzbuch des Menu und der Brahmanenkaste unterwarfen, gibt uns die Geschichte keinerlei Aufklärung. Wie mit einem Schlage stehen die vier Kasten da und haben unter diesen nicht mehr die Krieger, sondern die Priester die Oberhand. Wie durch eine völlig fremde Einwirkung erblassen die alten Götter der Veda und schwinden in den fernen Hintergrund, während ein ganz neues und abstractes Wesen den ganzen Vordergrund einnimmt. Das ist Brahma, dessen in dem Norden noch kaum gedacht war, der aber jetzt als der höchste, ja alleinige Gott hervortritt. Wo es geschah, schließt man aus dem Namen Brahmavata, dem Lande zwischen den Flüssen Sarasvati und Dschumna. Deshalb wird auch Sarasvati zur Gemahlin Brahmas. Die Zeit, wann der Brahmadienst aufkam, geht über tausend Jahre vor Christo zurück.

Man setzt voraus, die alten Heldengeschlechter hätten sich unter einander selbst aufgerieben oder seyen unter der heißen Sonne und

den üppigen Genüssen des Südens verweichlicht, weshalb die Priester allmählig immer einflußreicher hätten werden können. Schon in den Veden wird dem Wort, dem Gebet und Opfer, also den Amtshandlungen des Priesters ein hoher Werth beigelegt und finden sich Spuren einer pantheistischen Weltbetrachtung. Dennoch bleibt die Verwandlung eines feurigen und kriegerischen Volkes in eine völlig passive, demüthige und fromme Heerde Schafe, die sich nur noch von ihren Priestern leiten läßt, auffallend und räthselhaft. Man darf daher wohl die Vermuthung wagen, es sey wirklich ein fremdes Element hinzugetreten, welches jene merkwürdige Zersetzung des arischen befördert, ja erst ermöglich hat. Der Gedanke liegt aber nicht allzufern, daß unter jenem fremden Element die ältern, im Gangeslande und auf der vorderindischen Halbinsel wahrscheinlich sehr zahlreichen und keineswegs durchaus rohen Völkerstämme zu verstehen sind. Sie finden sich noch jetzt in zerstreuten Resten unter den verschiedensten Namen und sind größtentheils noch gar nicht näher erforscht. Doch unterscheidet man von den eigentlich schwarzen und negerartigen, welche den Papuas und Nigritiern der südindischen und australischen Inseln verwandt sind, edlere Stämme mit langen Haaren und von lichterer Farbe, welche den Malaien näher stehen und die wir als Rest der östlichen oder indischen Aethiopen ansehen dürfen. Wie schon Homer Aethiopen auf der afrikanischen und wieder Aethiopen auf der indischen Seite des arabischen Meeres kannte, so kehrt auch der Name Warwaras, mit welchen die Arier die von ihnen unterworfenen oder verdrängten Ureinwohner Indiens belegten, in den Berbern der afrikanischen Küste wieder. Obgleich wir nun weiter gar nichts von jenen Warwaras wissen, so läßt doch ihre Verwandtschaft mit den Aegyptern den Schluß zu, sie seyen nicht mit den schwarzen und verworfensten Menschenklassen zusammenzuwerfen, sondern gehörten zu den langhaarigen Sudras, welche die Arier, wenn auch nur als die vierte und letzte Kaste, doch den drei höhern Kasten, in welche sie sich selbst theilten, anreihten und sogar Ehen mit ihnen eingingen. Alexander der Große fand noch ein selbständiges Volk der Sudrakas, wie auch der Xathras (Ksathriyas, der Krieger Kaste)

in Indien vor. Sollte nun nicht vielleicht der melancholische Grundzug, der die Aegypter und ihre Religion auszeichnet, erst jetzt von den Besiegten auf die Sieger Indiens übergegangen und in das Volk der Arier eingetreten seyn? Wir werden sehen, wie sich in nicht allzulanger Zeit die beiden Elemente wieder trennten und die von den Ariern unterworfenen und in das sklavische Kastenverhältniß eingezwängten Ureinwohner Indiens mittelst des Buddhaismus gegen den Brahmaismus reagirten. Es scheint daher erlaubt, die Feststellung der Kasten überhaupt als eine nothwendige Maaßregel der arischen Eroberer aufzufassen, als ein politisches Mittel, um eine zahlreiche Bevölkerung verschiedener Abstammung im Zaum zu halten. Mit dieser Maaßregel steht nun aber auch die Herrschaft der Priesterkaste oder der Brahmanen, die ganze neue Lehre vom Weltgeist Brahma und das brahmanische Gesetzbuch Menus in genauestem Zusammenhange. Das ganze neue System scheint für eine passive, melancholische, den Aegyptern verwandte Bevölkerung berechnet, ja durch sie hervorgerufen zu seyn und die Arier billigten es vielleicht nur wegen seiner Zweckmäßigkeit. Die Voraussetzung dagegen, die Brahmanen hätten, um die Kriegerkaste zur Annahme des neuen Systems zu zwingen, die untern Klassen und namentlich die unterworfenen Nicht-Arier gegen sie empört, widerlegt sich von selbst, weil die Sudras, einmal Sieger, sich nicht mehr in die schmähliche Unterordnung gefügt haben würden. Es kann sich also nur von einer, an sich sehr begreiflichen Opposition der Kriegerkaste handeln. Die Brahmanen mußten jedoch Recht behalten, weil ihr System, das Volk durch die Furcht Gottes zu regieren, das zweckmäßige war. Es wäre Anmaßung hier im Gebiete der Vermuthungen noch weiter zu gehen, aber es ist erlaubt, für wichtige Thatsachen der Weltgeschichte Gründe zu suchen, wo sie bisher noch nicht gefunden wurden, und des Räthsels Lösung in dem Satz zu wagen: Um ein großes unterworfenes Volk im Gehorsam zu erhalten, war der Brahmaismus, um es wieder zu befreien, der Buddhaismus erforderlich.

Und doch sträubt sich das Gefühl, in der tiefsinnigen Lehre der

Brahmanen nur eine politische Absichtlichkeit sehen zu wollen. Wenn man auch nicht so weit geht, die brahmanische Mystik und Ascese aus einer Art von Somnambulismus und einer von unsrer europäischen durchaus verschiedenen Naturanlage der Inder erklären zu wollen, wie es geschehen ist, so muß man doch zugeben, die Naturanlage, das Temperament, die Seelenstimmung in jenem Volk und unter jenem Himmel kam denen entgegen, welche das System zweckmäßig auf die dauernde Beherrschung des Volks anwandten. Indem man aber das System näher betrachtet, wird man wiederholt an Aegypten erinnert. Die Wegweisung alles individuellen Interesses von diesem Leben hinweg, um es ausschließlich dem Leben nach dem Tode zu widmen, gleichsam die Selbstvernichtung für dieses Leben, um sich dadurch ein besseres zu erkaufen, war der Grundzug der ägyptischen, wie der Brahmanenlehre. Daher auch die Kasteneintheilung und die passive Geduld in der Einzwängung derselben, die doch mit dem Tode aufhören sollte, und wiederum die Moral, durch die man sich das bessere Loos nach dem Tode verdienen sollte, den Aegyptern und Indern gemeinschaftlich war. Nur in der Ascese verräth sich der viel höhere Schwung des arischen Geistes. Der indische Büßer glaubte durch die äußerste Entbehrung und Verleugnung alles Irdischen und durch die tiefste Versenkung in die Betrachtung Gottes selbst Gott zu werden. So hoch erhob sich niemals eines Aegypters Gedanke.

Die neue Lehre der nach ihrem Gott Brahma benannten Priester (Brahmanen, nicht Braminen) entstand, indem das Sonnenlicht immer abstracter als Licht überhaupt, als Licht schlechthin und endlich als geistiges Licht, als Geist und als Urgeist aller Dinge gedacht wurde. Deswegen blieb dem Brahma immer noch vorzugsweise die Sonne heilig und sein Sinnbild. Die Lehre war aber von Anfang an pantheistisch und lange schon in dem oben erwähnten Vedahymnus an die Göttin Vach (das Wort) wie in der Knospe verschlossen. Vach nämlich, das Wort sollte, weil es alles ausspricht, auch alles in sich enthalten, alles seyn.

Brahma, setzt die Lehre der Brahmanen voraus, war als Ur-

geist ganz allein und außer ihm war nichts. Indem er aber dachte, sich selbst dachte, alles das, was in seinem Urwesen noch verschlossen war, herausdachte, stellte sich ihm seine eigene Einbildungskraft als die Göttin Maja gegenüber und spiegelte ihm in ihrem Schleier alle die Bilder ab, die aus ihm hervorgingen. Es gab und gibt noch jetzt Brahmanen, welche behaupten, diese Bilderwelt sey niemals wirklich geworden und alles, was man für Natur, Materie, wirkliche Geschichte hält, sey keineswegs reell vorhanden, sondern immer noch ein bloßer Traum Brahmas. Die herrschende Lehre aber ist, daß Brahma mittelst des Wortes (Aum) die wirkliche Welt geschaffen habe.

Das Wort Aum, der Urhauch, der Urgeist schwebte über den Wassern (ganz so wie im ersten Buch Mosis). Da zeugte das Wort im Wasser den Urmenschen Purusha. Als dieser seinen Mund öffnete, ging daraus als Athem die Luft hervor; als er die Augen öffnete, blitzte die Sonne in die Welt; als er das Ohr öffnete, breitete sich der Raum aus; als ihm Haare wuchsen, entstanden die Pflanzen auf Erden; aus seinem Herzen stieg der Mond empor, aus seinem Nabel der Tod, aus seinem Geschlechtstheile floß der Same der lebendigen Wesen. Sein Gürtel aber war der Thierkreis. Die von ihm gezeugten Wesen fielen ins Wasser und flehten ihn um Gestalt an. Da gab er ihnen zuerst die Gestalt der Kuh, dann die des Pferdes, endlich die des Menschen. Nun traten aber in den Menschen die aus Purusha hervorgegangenen Elemente wieder ein, die Luft in den Athem, die Sonne ins Auge, der Wald ins Haar ꝛc.

Nach Menus Gesetzbuch schuf Brahma zuerst die Gewässer und legte in sie einen fruchtbaren Samen, aus dem ein Goldei wurde, glänzend wie die Sonne, genannt Bramanda. In diesem Ei brachte er selbst zu (Naragana, der sich auf dem Wasser bewegt) bis sein Gedanke das Ei von innen zerbrach. Da wurde aus der obern Hälfte der Himmel, aus der untern die Erde. Nach dem Oupnekhat I. 27. wurde ferner aus dem Eiweiß das Meer, aus den Hautadern die Flüsse, aus der weichen Hülle der Wolkenhimmel, aus dem Keim die Sonne.

Das auf dem Meere schwimmende Ei verwandelt sich in einer andern Mythe in das auf der Sündfluth schwimmende Schiff des Menu, die indische Arche Noä, worin alle Keime der Dinge enthalten sind. Menu erzeugt auf Brahmas Befehl alle Götter, böse Dämonen, Menschen und Thiere. Menu stiftet die vier indischen Kasten. Demnach vertritt er selbst den Purusha, wie sein Schiff das Ei Bramanda.

In der außerordentlich reichen theologischen und mythologischen Literatur der Brahmanen finden sich eine Menge phantastische Vorstellungen von angeblich mißlungenen Schöpfungsversuchen Brahmas, bis er das Rechte gefunden, von bösen Täuschungen, welche ihm Maja bereitet, und von verschiedenen Weltuntergängen und erneuten Schöpfungen. Darauf ist kein Gewicht zu legen, wohl aber auf das seltsame Philosophem, nach welchem Brahma selbst die Sünde der Welt getheilt, ja verursacht habe. Darin sind alle Brahmanen einverstanden, daß Brahma die Welt nicht, wie Jehovah im alten Testament, vollkommen und zur Freude seiner Menschenkinder geschaffen habe. Sie gehen vielmehr, wie Aegypter und Perser, einstimmig von der Voraussetzung aus, der Mensch büße im gegenwärtigen Leben eine Schuld und seine Seele sey zu diesem Zweck in den Leib, wie in einen Kerker gebannt. Ein indischer Mythus stimmt ganz mit dem Zendavesta überein, sofern es auch hier von Gott abgefallene Dämonen, die Rotten des bösen Mahishasura sind, deren Seelen zur Strafe und zur Besserung in irdische Leiber eingehen. Eine andere Auffassung aber macht den Schöpfer Brahma selbst für die Sünde der Welt verantwortlich, sofern ihm das Schaffen überhaupt nur als ein böses Gelüsten ausgelegt wird. Er hätte ewig ruhen, nie mit seinen Gedanken aus sich herausgehen, sich nie etwas vorstellen sollen, was er zu schaffen hätte, denn sobald er sich seiner selbst entäußerte, konnte er nur etwas Geringeres und immer Geringeres schaffen, so daß die Welt doch zuletzt auf demselben Wege, auf dem sie geschaffen wurde, auf derselben langen Stufenleiter der Kreaturen, zu ihm zurückkehren, wieder in ihm verschwinden muß. Ja gewissermaßen erscheinen die Tugenden der Menschen, durch welche

sie das Zeitliche und Irdische überwinden, als Sühnen der Ursünde Brahmas und der sündige Brahma wird umgekehrt durch die Menschen erlöst, wie nach unsern christlichen Begriffen die Menschheit durch den sich opfernden Gott.

Das große Mittel der Sündenvertilgung und der Rückkehr alles Geschaffenen in dem Urgeist ist dem Inder die Seelenwanderung. Folgt er den im Gesetzbuch Menus niedergelegten Vorschriften, so geht seine Seele nach dem Tode des Leibes in einen bessern Leib ein; ist er dagegen ungehorsam gegen das Gesetz, so sinkt seine Seele in einen schlechtern Körper hinab. Es hängt also lediglich vom Gehorsam, von der Demuth und Tugend eines Jeden ab, sich selbst im nächsten Leben ein besseres Loos zu erkaufen.

Dem Brahmanen ausschließlich ist noch das außerordentliche Mittel der Buße und Ascese gewährt, um sich selbst über die lange Stufenleiter der Seelenwanderung rasch zu Brahma emporzuschwingen. Je vollkommener und gänzlicher er allem Irdischen entsagt und kein körperliches Bedürfniß mehr empfindet, um so mehr wird er selbst nur Geist und ganz Geist und somit Brahma. Neben einer Lehre, welche unbedingte Ergebung in die Knechtschaft verlangt, geht mithin die Lehre der überschwenglichsten Freiheit einher. Der wahre Brahmane kann, wenn er will und Ausdauer genug besitzt, selbst Gott werden. Aber der Brahmane allein, den niedern Kasten bleibt nur der Weg der Seelenwanderung offen. Im Gesetz Menus wird ihm vorgeschrieben, er soll jede sinnliche Empfindung in sich ersticken, fasten, selbst den Athem an sich halten und im heißen Sommer unbeweglich nackt zwischen vier Feuern stehen. Dann wird er ein Sanyasi, „der schon hienieden alle Sünden abschüttelt und zum Allerhöchsten gelangt.“

Die Brahmanen stellten ihre Theologie in den Commentaren und Anhängseln zu den Vedas fest und die daraus für das ganze Volk berechnete Gesetzgebung in einem dem Urvater Menu oder Manu zugeschriebenen Gesetzbuche. In dem letztern ist der Unterschied der Kasten aufs schärfste betont. Der Name Kaste ist neu und wurde zuerst von den Portugiesen gebraucht (casta), indisch

hießen die Kasten Jatayas, Stände, oder Varnani, Farben. Die drei ersten waren ausschließlich Arier, und zwar Brahmanen oder Priester, Kshatriyas oder Krieger, wozu auch die Könige gehörten, und Vaisyas, welche Hirten, Ackerbauern und Kaufleute in sich begriffen. Die vierte Kaste bildeten die Sudras, ein einheimisches, unterworfenes Volk, an welches sich sodann noch ziemlich viele besondere Stände oder Stämme anschlossen, die entweder aus der Vermischung jener vier Kasten hervorgegangen waren und alsdann gewöhnlich ein besonderes Handwerk ausschließlich trieben, oder die als ganz verabscheute und verworfene, nur gleichsam wie Thiere geduldet wurden. Nach der Lehre der Brahmanen waren diese aus dem Haupt Brahmas, die Krieger aus seinen Armen, die Vaisyas aus seinen Hüften, die Sudras aber erst unter seinen Füßen hervorgegangen. Der Brahmane hatte den höchsten Rang unter allen. Er durfte nichts arbeiten, sondern seine Zeit gänzlich der Betrachtung Gottes widmen, aber es war seine Pflicht, die Könige zu berathen und die Einhaltung des göttlichen Gesetzes zu überwachen. Er war heilig und unverletzlich. Wenn er auch das größte Verbrechen beging, durfte der König ihn nicht strafen. Wer einen Brahmanen tödtete, sollte für jedes vergossene Blutströpfchen tausend Jahre lang in der schrecklichsten Hölle büßen. Der Brahman wahrte seine Vornehmigkeit durch die Einhaltung der allerkünstlichsten und peinlichsten Vorschriften in Bezug auf Nichtberührung unreiner und niederer Wesen und auf immer wiederholte Reinigungen. Diese Vorschriften wurden noch verschärft durch das Verbot, lebende Wesen zu tödten. In jedem Thier konnte eines Menschen Seele verborgen seyn, vielleicht ein naher Verwandter. Deshalb durfte keines umgebracht werden. Dazu mußte der Brahmane den Athem an sich halten, sein Trinkwasser durchsiegen, um kein Mückchen zu verschlucken. Auch nichts Todtes durfte sein heiliger Leib berühren. Er durfte auf kein Haar treten, und selbst den Schatten unreiner Dinge nicht berühren.

Noch ängstlicher waren die Vorschriften für die niedern Kasten abgewogen. Sie mußten beständig zittern, durch irgend eine Unterlassung den schrecklichsten Strafen anheim zu fallen, denn, wie Menus

Gesetzbuch sagt: jede einzelne Sünde, die der Mensch begeht, macht ein Loch, durch welches alles sein schon erworbenes Verdienst wieder ausfließt. Das Gesetzbuch unterschied zeitliche und ewige Strafen. Die erstern folgten dem Grundsatz der Wiedervergeltung. Wer einen andern verstümmelt hatte, dem wurde dasselbe Glied abgehauen. Wer einen Brahmanen verleumdet hatte, dem wurde die Zunge durchschnitten. Die Strafe nach dem Tode hatte denselben Charakter. Der Mehldieb sollte in eine Ratte, der Obstdieb in einen Affen verwandelt werden. Wer von einem Thier aß, sollte in tausend Seelenwanderungen nach dem Tod tausendmal von demselben Thier selbst gefressen werden. Für die ärgsten Sünder aber blieben noch besondere Höllen vorbehalten, ein Schwerterwald, eine Kluft voll glühender Kohlen, eine Stätte der tiefsten Finsterniß, des Zusammenschreiens, der entsetzlichsten Angst. Alle andern Strafen aber übertraf die, welche den Sünder verdammte, in einen scheußlichen Dämon verwandelt zu werden, welcher nur von Ausgespieenem, von Koth, von Läusen rc. lebt. Denkt man sich nun, daß aus allen diesen Qualen den Inder nichts befreien konnte, als demüthige Unterwerfung unter die Gesetze der Brahmanen, damit er allmählig in Seelenwanderungen sein Loos bessern könne, so muß man gestehen, es hat wohl niemals eine Religion auf Erden gegeben, welche besser geeignet gewesen wäre, die Menschen in Furcht zu jagen und dadurch in Knechtschaft zu erhalten.

In Bezug auf die Frauen ist zu bemerken, daß keine Frau einer höhern Kaste in die niedere heirathen durfte und wenn es dennoch geschah, die Kinder der ärgeren Hand folgten, daß dagegen die Männer der höhern Kasten neben ihrer Frau aus der gleichen Kaste auch noch solche aus den niedern Kasten nehmen konnten. Wittwen, welche noch einmal heiratheten, wurden verachtet, daß sie sich aber mit ihren Männern hätten verbrennen müssen (die Leiche in Indien wurde nicht begraben, sondern verbrannt), davon steht nichts in Menus Gesetzbuch. Dieser Gebrauch kam zuerst bei einem einzigen indischen Gebirgsvolk, den Kothäern, vor und wurde erst viel später eine Ehrensache für die Frauen, der Beweis ihrer schwärmerischen Zärtlichkeit und Treue, endlich aber ein hartes Gewohnheitsgesetz.

4.

Philosophie und Vielgötterei.

In der neuen und wahrlich wunderbaren Theokratie der Brahmanen bildete sich allmählig ein Gegensatz aus. Einerseits spannen die denkenden Köpfe an den Urbegriff des Brahma die Fäden philosophischer Systeme an und entfernten sich damit, zum Theil sehr weit vom wahren Geist und Zweck der Lehre. Auf der andern Seite blieben diese Speculationen den Massen entweder unzugänglich oder mußten ihnen langweilig erscheinen. Das Volk der Vedas und des Mahabharata konnte nicht ohne Poesie leben. Zudem will der gemeine Mann seinen Gott oder seine Götter in sinnlichem Bilde und nicht in Abstractionen fassen. Das Sinnenleben der Inder scheint im Süden, im üppigen Bengalen und in den reichen Seestädten in eine ganz neue Blüthe gekommen zu seyn. Das vielbewegte indische Leben, welches aus Hirten Helden und aus diesen wieder vorzugsweise Priester gemacht hat, trat in eine neue Phase. Man sollte meinen, der dritte Stand, die Kaufleute und Handwerker, die Träger des Luxus, hätten unvermerkt die Oberhand erhalten und an den Höfen der Könige, wie in den Tempeln den strengen brahmanischen Gesetzen der Welt-Entsagung die ganze behagliche Wollust der Welt gegenüber gestellt.

Der neue Cultus der Göttin Bhawani und des Gottes Wischnu, dessen Aufkommen die Brahmanen nicht hinderten, entspricht völlig dem Dienst der babylonischen Mylitta und des Belus. Diese neuen Götter wurden zunächst auf eine ziemlich unschuldige Weise dem Brahmaismus einverleibt, indem man den Begriff des Brahma in das schaffende, erhaltende und zerstörende Princip zerlegte und diese drei Principe in Göttergestalten personificirte als Brahma, Wischnu, und Shiwa. Alle drei vereinigt bildeten die heilige Trimurti (Tri, drei und Murti, die Person), auch die Einheit in dieser Dreiheit

wurde personificirt und zwar als ihre gemeinschaftliche Mutter Bhawani. Man begreift, wie sehr durch diese ganz neuen Götter das Ansehen Brahmas sinken und sein Gesetz an Strenge verlieren mußte. Der Dienst der Bhawani, als des allgebärenden Weltprincips, wurde bald mit ebenso unsittlichen Orgien verbunden, wie der Dienst der phrygischen Kybele, und Wischnu, das erhaltende Princip, der Lieblingsgott der Inder erhielt vorzugsweise den Charakter des Alliebenden, des indischen Don Juan und seine zahlreichen Mythen wurden so reich an Liebesgeschichten, wie die des griechischen Zeus. An diesem überraschenden und erstaunlichen Abfall des indischen Geistes vom Gesetze Menus war aber die Philosophie der Brahmanen nicht weniger Schuld, als die Sinnenlust des Volks. Die neuen Götter entsprangen nur aus der regelrechten Begriffsableitung der brahmanischen Philosophen und waren nicht etwas, was man etwa den Brahmanen feindlich in den Weg gestellt hätte, sondern ihre eignen Ausgeburten. Wie sie dazu kamen, erklärt sich am einfachsten aus dem geistigen Hochmuth. Der Brahmane, der über Gott nachdachte und ihn immer wieder in seinen Gedanken anders dachte, stellte sich über ihn, machte, schuf ihn gleichsam. Wie schon alle Könige und Mächtige der Erde vor den Brahmanen ihr Haupt neigten, verlangte er am Ende, auch die Götter selbst sollten sich vor ihm neigen. Daher die erstaunliche Menge von Büßerlegenden, welche damals ausgeheckt wurden, um das Ansehen der Brahmanen immer höher zu schrauben, Legenden, in welchen der Priester mächtiger erscheint als der Gott.

Von besonderer Bedeutung sind „Wiswamitras Büßungen“ eine Episode des großen Gedichts Ramayana. Hier wird nämlich das Priesterthum zuerst über das Königthum erhoben und dann in solcher Machtfülle dargestellt, daß sich die Götter selbst vor dem Menschen fürchten und sich einer himmlischen Apsarasa bedienen, um den weisen Büßer und Priester zu verführen, aber vergebens. Man kann sich nicht wohl ein tieferes Herabsinken von der Moral Menus denken.

Die Philosophie der Brahmanen nahm nicht mehr einfach die

alte Offenbarung an, sondern glaubte sie erst durch systematische Erläuterung zur Vernunft bringen zu müssen. Das war die s. g. Vedantaphilosophie, die immerhin noch rechtgläubig blieb. Bald aber verstiegen sich die, welche über den Urbegriff Brahmas nachdachten, theils in die Mimansaphilosophie, welche alles, was ist, für bloßen Schein erklärte; sofern nichts existire als der Urgeist allein, theils in die Sankhyaphilosophie, welche den Urgeist selbst leugnete und eine sich immerfort wie aus sich selbst offenbarende und entwickelnde Natur und Menschheit annahm. Das menschliche Ich, meinte Kahila, der Begründer der letztgenannten Philosophie, habe lediglich seinen eigenen Geist zu erkennen, um sich durch die Erkenntniß allein selbst erlösen zu können, es brauche dazu keine Buße mehr und keine Rücksicht auf irgend welche Götter, die gar nicht existiren. — Konnten nun auch solche gelehrte Spitzfindigkeiten nicht in die Volksclassen bringen, so trugen sie doch das Ihrige bei, um den Ernst des alten Glaubens abzuschwächen.

Es ist ein Gesetz der Weltgeschichte, daß ein guter Glauben, wenn er sich zersetzt, in die beiden Extreme des Unglaubens und des Aberglaubens fällt. Daher traten der atheistischen oder sich selbstvergötternden brahmanischen Gelehrsamkeit ein roher und brutaler Götzendienst gegenüber, der auch seinerseits von Brahmanen eingeführt und ausgebeutet wurde. Neben den h. Büchern lief ganz insgeheim das Zauberbuch Atharvaveda um. Darin wird jede Art von Geisterbeschwörung, Liebeszauber, Waffenzauber, magische Tödtung &c. gelehrt. Nicht nur die bösen Geister, auch die höchsten Götter selbst müssen sich der furchtbaren Beschwörung fügen, und Zwecke wie Mittel der Zauberei sind hier in einem Luxus zusammengetragen, von dem man anderwärts keine Ahnung hat.

5.

Der Wischnuismus.

Der Name Wischnu findet sich in den Veden nur beiläufig als Beiname der Sonne. Vishnus heißt der Durchdringer, sollte also zunächst die Sonne in ihrem Lauf durch die Welt bezeichnen, weshalb man den Zug des griechischen Dionysos nach Indien, von dem die Griechen fabeln, wie auch den angeblichen indischen Herakles auf ihn bezogen hat. Man hat geglaubt, er habe besondere Verehrung bei der Kriegerkaste genossen im Gegensatz gegen den Brahma. Eher scheint es, der dritte Stand habe ihn aus der Unbedeutenheit erhoben. Das berühmte Sinnbild, das zuerst an ihn geknüpft, in die indische Mythologie eintritt, ist die Seerose oder Lotosblume, die aus dem Meer emportauchend nur der Sonne sich öffnet. Sie gehört den Meeresufern und den großen Strömen an. Sie war auch in Aegypten ein heiliges Sinnbild. Wischnu, als das welterhaltende Princip, steht dem Element des Wassers vor, und erschien zuerst, auf der zusammengeringelten Weltschlange Anantanagas ruhig schlummernd, vom Wasser getragen. Man wird unwillkürlich durch seine ganze sanfte Erscheinung an den ägyptischen Osiris erinnert, den indische Kaufleute wohl kennen mochten. Unter der siebenköpfigen Schlange hat man bald sieben Hauptmündungen des Ganges, bald die sieben Planeten verstanden. Weitere Attribute des Wischnu sind das Ammonshorn, welches häufig um die Gangesquellen gefunden wird, ein Rad als Sinnbild des Weltkreises oder Sonnenumlaufes, eine Muschel als Sinnbild des Meeres, eine Keule. Er wird als ein friedlicher Jüngling abgebildet, meist blau oder gänzlich schwarz und dieser letztere Umstand läßt die Vermuthung zu, er sey ganz besonders von den niedern, dunkelfarbigeren Kasten verehrt worden, denen sich auch seine milde Güte weit mehr empfehlen mußte, als die Strenge Brahmas. Neben der Lotosblume war ihm der große s. g. heilige Feigenbaum geweiht, unter den Thieren die Biene, die auf einer

Blume ruhend den die Erde liebend umfassenden Gott selbst bedeutete; sodann der Adler Gharuda, der ihn durch die Lüfte trug. Mit seiner reizenden Gemahlin Lakschmi vereinigt bewohnt Wischnu das Paradies Vaikuntha, das schmerzenlose. Sein Lieblingsdiener aber war Kamadeva, der kleine Liebesgott. Wischnu selbst tritt oft als Held auf, öfter aber noch als Liebhaber.

Indem man auf ihn übertrug, was von ganz andern Göttern, Heroen oder Menschen in früherer Zeit erzählt worden war, bildete sich die Dichtung von seinen verschiedenen Verkörperungen (avataras) aus. Eine natürliche Herausbildung aus der Seelenwanderungslehre und ein Seitenstück zu den vielerlei Thaten des Herakles. Da die Menschen in andern Körpern wiedergeboren wurden, lag es nahe, auch denselben gütigen Gott in neuen Verwandlungen auf die Erde kommen zu lassen, um der armen Menschheit zu helfen. Herablassung zu den Menschen, zu den niedern Classen tritt hier immer charakteristischer hervor. Andererseits macht sich in den Kämpfen Wischnus gegen die bösen Dämonen (Rakschasas), welche jetzt erst aus ihrer Verborgenheit hervortreten, eine Erinnerung an ähnliche Kämpfe des Indra und des Ormuzd geltend. Wenn man alle charakteristischen Züge des Wischnuismus vergleicht, wird man zu der Annahme geführt, daß in ihm theils ein fremder Einfluß, theils eine Reaction aus dem dritten Stande dem Brahmaismus entgegentrat. Das erklärt sich aber, wenn man daran denkt, der Wischnuismus herrscht vorzugsweise nur im Süden, nur an den Meeresküsten, wo in den großen Handelsplätzen der dritte Stand und Fremde mehr gelten, als im Innern des Landes, und wo der Reichthum und das Kommen und Gehen vieler Seeleute der Lüderlichkeit Vorschub leistet. Als Eroberer des Südens erscheint Wischnu ausdrücklich unter dem Namen des Rama.

Der erste Avatar des Wischnu, der s. g. Fischavatar, enthält eine Sündfluthsage. Der zweite die Bereitung des Amrita oder Unsterblichkeitstrankes. Derselbe wird von den guten und bösen Göttern (Suras und Asuras) gemeinschaftlich aus dem Milchmeer gebuttert, was auf einen Einfluß von Seiten des persischen Dualis-

mus hindeutet. Im dritten Avatar erscheint Wischnu als Eber, besiegt das böse Princip und rettet den Brahma, der hierauf eine neue Welt schafft. Im vierten wiederholt er als Mannlöwe und im fünften als Zwerg denselben Sieg. Der Riese Bali hatte den Indra verjagt und bereits die ganze Welt eingenommen, als der Zwerg ihn nur um einen kleinen Raum von drei Schritten bat. Als es ihm aber bewilligt worden war, durchmaß er mit drei Schritten Himmel, Erde und Unterwelt und stürzte den Bali in die letztere hinab. Darunter verbirgt sich vielleicht die Erinnerung an den Kampf des Brahmaismus mit dem von Westen her eingedrungenen Baalsdienst.

Im sechsten höchst phantastischen Avatar heißt Wischnu Parasrama und ist der Sohn des Yemadakny und der Renugey. Einst bewirthete sein Vater den König Kartiaweratschumn, als dieser ihm treulos die alles gewährende Wunschkuh entführte. Diese weiße Kuh hieß Camboya. Der junge Parasrama aber holte sie zurück und erschlug den König, dessen abgeschlagene tausend Arme einen ganzen Knochenberg bildeten. Seine Mutter Renugey war so keusch, daß sie, wenn sie zum Brunnen ging, kein Gefäß mitnahm, sondern das Wasser in eine Kugel zusammengeballt auf dem Kopfe trug. Als sie aber einmal den (schönen Genius) Gandharwa sah, verliebte sie sich in ihn und augenblicklich floß die Wasserkugel hinweg und sie verlor die Gabe der Keuschheit. Da befahl ihr Gatte seinen Söhnen, sie zu tödten. Alle sträubten sich dagegen, nur Parasrama gehorchte und tödtete sowohl seine Mutter, als die ungehorsamen Brüder, erbat sich dann aber von seinem Vater eine Gunst und als er sie erlangt, verlangte er die Wiederbelebung der Mutter und Brüder, die auch erfolgte. Später rächte er den Tod seines Vaters an den Kschatras, deren König ihn ermordet hatte, versetzte Vater und Mutter unter die Gestirne (zu den sieben Rikschis im großen Bären), eroberte die ganze Erde, schenkte sie aber dem Kasyara und ging ins Gebirge, um ein Büßer zu werden.

Der siebente Avatar ist in dem schon genannten Heldengedicht Ramajana sehr ausführlich behandelt. Wischnu erscheint hier unter

dem Namen Rama im Kampfe mit den alten Bewohnern der Insel Ceylon (Lanka), welche hier als Rakschasas gedacht werden. Das Geschichtliche tritt aber ganz zurück und das Gedicht ist mehr ein Liebesroman. Folgendes ist ein kurzer Auszug des Inhalts: Rama wurde als ältester Sohn des Königs Dasaraya geboren. Zum Jüngling gereift erwarb er sich die Hand der schönen Königstochter Sita dadurch, daß er allein einen ungeheuern Bogen spannen konnte, alle ihre übrigen Freier nicht. Allein durch die Eifersucht seiner Stiefmutter, die ihrem jüngern Sohn den Thron gewinnen wollte, wurde Rama mit Sita und seinem Bruder Lakschmana verbannt und lebte einsam im Urwald. Lakschmana pflückte Blumen am Ufer des Ganges, in welchem die Schwester des bösen Dämonenkönigs Ravana badete. Er gefiel ihr und sie wünschte sein Weib zu werden, auf Ramas Geheiß aber schnitt er ihr Nase und Ohren ab. Sie klagte bei ihrem Bruder und pries ihm Sitas Schönheit. Ravana überzog nun mit seinen Rakschasas (bösen Dämonen) die beiden frommen Brüder, um sie zu tödten und ihnen die Sita zu rauben. Rama erschlug zwar das ganze Heer der Rakschasas, allein Ravana verkleidete sich als Bettler, bat Sita um eine Gabe und hob sich plötzlich mit ihr in die Luft so riesengroß, daß er sie auf flacher Hand trug. Ihr Ohrring fiel in den Wald, wo der Affenkönig Hanuman ihn fand. Dadurch kam Rama auf die Spur des Räubers und sämmtliche Affen und Bären zogen mit ihm gegen Ceylon. — Der Kampf mit den Rakschasas war sehr phantastisch. Hanuman schlich sich als Bote auf den Baum, unter dem die gefangene Sita saß und war Zeuge, wie keusch sie Ravanas Bewerbungen abwies. Dann seinen langen Schwanz anzündend, steckte er das ganze Reich der Rakschasas in Brand. Ravana aber fing seinerseits den Rama und sein ganzes Heer in einem Netze, das jedoch Wischnus Adler Gharuda wieder auflöste. Rama ließ durch die Affen große Felsen ins Meer wälzen, um eine Brücke vom Festland zur Insel Ceylon hinüber zu bauen (die s. g. Adamsbrücke). Ravanas Pfeile verwandelten sich in Schlangen und umstrickten die Affen. Ein Bruder Ravanas kämpfte, nachdem ihm schon der Kopf abgeschlagen war, noch lange

fort, bis Rama ihn zu einem Berge versteinerte. Ravana selbst erneute seinen Kopf zehnmal, bis auch er versteinert und Sita befreit wurde. Da Rama an ihrer Treue noch zweifelte, reinigte sie sich durch die Feuerprobe. — Mit Ausnahme der idyllischen Waldscenen verrathen die Schilderungen dieses Gedichtes eine spätere Zeit der Abfassung und einen gesunkenen Geschmack. Die Krieger treten lange nicht mehr so einfach ritterlich, wie im Mahabharata hervor, sondern lassen sich von phantastischen Thieren helfen. Uebrigens hat das Gedicht manche schöne Episoden, deren Inhalt nicht damit zusammenhängt.

Im achten Avatar führt Wischnu den Namen Krischna, welcher schon im Mahabharata vorkommt, aber im Wischnucultus eine so wichtige Rolle spielt, daß wir ihn besonders und ausführlicher behandeln müssen. Der neunte Avatar identificirt den Wischnu mit Buddha, woran wohl nicht eher gedacht worden ist, als nachdem Buddha bereits sein großes Reformationswerk begonnen hatte. Der milde und volksfreundliche Wischnuismus wünschte ohne Zweifel eben so sehr eine Versöhnung mit dem Buddhaismus als der Shiwaismus ihm schroff entgegentrat. Aus demselben Grunde wird im zehnten Avatar, der noch nicht gekommen ist, Wischnu als ein letzter Erlöser der Welt bezeichnet und zwar seltsamerweise in Gestalt eines Pferdes. Das weiße, gleich dem griechischen Pegasus geflügelte Roß Kalki (von Kala, Zeit und Kali der allzerstörenden Todesgöttin) steht auf drei Beinen mit aufgehobenem Vorderfuß. Wenn es diesen senkt, wird es so schwer auf die Erde drücken, daß die Schildkröte sie nicht mehr tragen kann und alles in die Tiefe versinkt. Anders lautet die Sage bei Polier. Die Welt entartet völlig, ein Sudra wird Tyrann der Erde und läßt sich als Gott anbeten. Ein frommer Brahmane soll auf Befehl desselben hingerichtet werden, da öffnet sich die Erde und Wischnu kommt auf einem weißen Pferde reitend hervor, und vernichtet den bösen König (ganz apokalyptisch), worauf er selbst den Thron besteigt und das goldene Zeitalter zurückführt.

Damit hängt eine andere sehr seltsame Legende von Wischnu

zusammen (im Gedicht Haravansa), nach welcher einmal Wischnu selber und nach seinem Beispiel alle Götter Buße thaten und sich freiwillig der Ascese unterzogen. Wischnu verwandelte sich in einen Stier und hielt 9000 Jahre lang unverrückt den rechten Fuß in die Höhe. Da nahte sich ihm die Luft und der Stier athmete sie ganz ein und wieder aus. Die Stärke seines Athems stürzte sie bis tief in Wasser und Erde hinab, Wasser und Erde aber warfen sie wieder an den Himmel hinauf. Das Feuer kniete betend nieder und richtete tausend Jahre lang seine Augen unverrückt gen Himmel und aus seinen Blicken sog die Sonne ihre Strahlen, zum Zeichen, daß wie der Brahmaismus die geistige Welt, so die Sonne die physische erleuchten solle. Auch die Schlangen alle kommen aus der Erde und beten an und büßen in unverrückten Stellungen, desgleichen der Adler Gharuda schwebt mit ausgebreiteten Flügeln immer an derselben Stelle. Gott Indra stellt sich im Winter nackt ins kalte Wasser und läßt die Fische in seinen Locken spielen; Prithivi reckt 1001 Jahr lang ihren rechten Arm in die Höhe. Auch alle untern Gottheiten, endlich die Gewässer und alle Thiere ergeben sich der Buße. Endlich wird Wischnu durch die Buße verklärt, eine reine Flamme, gleichsam die Opferflamme der Welt, aus einer gemeinsamen Opferhandlung aller Wesen erzeugt, und obgleich die bösen Dämonen sich alle Mühe geben, diese Flamme zu löschen, indem sie sich in Regenwolken verwandeln, oder wie Berge und Felsen auf sie stürzen, so werden sie doch sämmtlich von der Flamme verzehrt.

Sehr charakteristisch ist auch die von Roger uns aufbewahrte Legende, nach welcher die Wischnuiten vom Daseyn der Sünde ziemlich tolerant dachten: Gayasora, ein frommer König (Rakschah), betrübte sich sehr, daß es so viele Sünder und Verdammte gebe, und verlangte von Shiwas, daß jeder, der ihn sehen würde, selig werden solle. Damit ihn nun alle Menschen sehen könnten, zog Gayasora durch die ganze Welt und machte alles selig, bis Wischnu, das erhaltende Princip, meinte, die Sünde müsse auch auf Erden erhalten werden und dem Seligmacher den Fuß auf den Kopf setzte. Augenblicklich wurde derselbe zu Stein, und im Stein sieht man noch jetzt

Wischnus Fußtapfe zu Gaya. — Die sehr lax gewordene Moral des allzugütigen Wischnu erhellt auch aus der Legende vom Assamelan, einem Brahmanen, welcher den scheußlichsten Lastern ergeben sein Leben lang nichts Gutes that, außer daß er einen seiner Söhne Narayana (Beiname des Wischnu) nannte. Als er nun starb und die bösen Dämonen seine boshafte Seele in die Hölle führen wollten, rettete ihn Wischnu mit dem Bemerken, die einzige Gutthat, seinem Sohn den göttlichen Namen beigelegt zu haben, wäge die Last aller seiner Sünden auf.

Lakschmi, die Gattin des Wischnu, ist die Göttin der Schönheit und der Liebe. Gleich der Venus entstand sie aus dem Schaume des Meeres in einer Lotosblume. Als das schönste Weib wurde sie auch dem schönsten Gotte, dem Wischnu, gegeben. Ihr ausgezeichnetstes Bild ist eine Statue in der Pagode von Bangalore und sie mag für Indien seyn, was die mediceische Venus für das Abendland. Ihre Haltung, die kokette Biegung in der Taille, so wie das Gewächs ihres schönen Leibes im Ganzen ist voll Reiz, und nur die Ueberfülle der Brüste und Hüften entstellt sie, weil sie die schöne Proportion zerstören. Auf dem Kopf trägt sie eine sehr spitze Thurmkrone hinten mit einem haubenartigen Ansatz. Vom Gürtel herab bedeckt sie ein enges Gewand. Im Uebrigen ist sie nackt und nur mit reichen Hals- und Armbändern geschmückt.

6.

Krischna.

Unter dem Namen des Krischna tritt Wischnu am auffallendsten aus der Rolle des Gottes oder Heroen heraus, um ein verliebter Hirt zu werden. In den zahllosen Dichtungen, die ihm geweiht sind, werden zwar Wunder über Wunder auf ihn gehäuft und wird ihm die ganze pantheistische Symbolik zugeschoben, so daß er z. B. als Kind, indem er zum erstenmal den Mund aufthut, in demselben

das ganze Weltall sehen läßt. Allein aus diesem phantastischen Plunder ausgeschält tritt er uns überall wie ein Prinz entgegen, der in der Verkleidung eines Schäfers in den Dörfern hübschen Dirnen nachstellt. Sein ganzer umfangreicher Mythenkreis ist ein erotischer. Sein Name (der blaue) bezeichnet nur seine dunkle Hautfarbe, er wird häufig schwarz abgebildet, um dem Landvolk noch näher zu kommen. Sein anderer Name Govinda bedeutet geradezu einen Kuhhirten. Sein Attribut ist die Flöte und man hat geglaubt, er spiele damit zum Tanz der Planeten auf; allein Baldäus hörte von ihm an der Küste Malabar, er verlocke wie der berühmte Vogelfänger des deutschen Märchens mit den Tönen seiner Flöte alle Weiber in der Welt, ihm nachzulaufen.

Er liebte die jungen Hirtinnen zu necken. Einst als sie badeten, raubte er ihnen ihre Hemden und versteckte sich damit auf einen Baum. Da umringten sie ihn alle und baten so lange, bis er ihnen die Gewande zurückgab. Oft lauschten sie den Tönen seiner himmlischen Flöte und schmolzen in Wonne hin. Jede liebte ihn, jede glaubte allein wieder von ihm geliebt zu werden. Als Krischna den Riesenkönig Bhoumasser unterwarf, nahm er 16,000 schöne Prinzessinnen gefangen, deren Väter jener entthront hatte. Krischna vermählte sich mit allen zugleich und befand sich bei jeder in einem besondern Palaste, ohne daß eine ahnte, er sey in demselben Augenblick auch bei den andern.

In dem berühmten Gedicht Gita Govinda (das Lied vom Hirten) wird Krischnas (der hier auch Hari heißt) Liebe zu der schönen Hirtin Radha geschildert, eine der reizendsten Dichtungen aller Zeiten. Das arme Mädchen muß hören, wie der Geliebte ihr untreu ist. Ihre Klagen sind eben so gerecht als rührend; aber das seelenvolle Mädchen ist — ein Weib und läßt sich durch des Gottes Zärtlichkeit und unüberwindliche Liebenswürdigkeit wieder versöhnen. Reizende Scenen aus dem Leben Krischnas enthält auch das Gedicht Harivansa. Rukmini, heißt es hier, bekam vom weisen Rushi Narada die Blume Paridjata geschenkt, was die Eifersucht einer andern seiner Gemahlinnen Satyabhama dergestalt erregte, daß sie nicht

ruhte, bis Krischna auch ihr eine solche Blume verschafft hatte. Das ging aber nicht an, ohne daß vorher Krischna mit dem Indra, Besitzer der Blume, kämpfen mußte. Bei diesem Kampf ritt Krischna den Adler Gharuda, Indra seinen Elephanten Yravata. Der Streit wurde durch die andern Götter ausgeglichen und Krischna behielt die Blume, um sie der Satyabhama zu bringen. — Der Rukmini gab Krischna, in Verbindung mit Balarama, ein höchst originelles Liebesfest im Meere. Die warmen weichen Wellen breiteten sich der reizenden Gesellschaft der schönen Frauen gleichsam als Tanzboden unter. Das Meer wurde zum Festsaal, das Bad zum Ball. Nicht nur alle Meergottheiten, auch die Apsarasas und Gandharvas kamen von Indras Himmel herab und sangen und tanzten mit und alles zerschmolz in süßestem Genuß. Die Dionysiaka des Nonnus enthalten eine einigermaßen ähnliche Schilderung vom Bad des Dionysos und seines lachenden Gefolges im Fluß Hydaspes. — Von derselben Art ist auch der Tod der Cicupala, ein indisches Gedicht des Magha. Krischna zieht hier mit einem Gefolge reizender Mädchen in den Krieg aus, ganz wie Dionysos und unterhält sich unterwegs mit eben so üppigen Badescenen.

Diese Dichtungen gewähren ein deutliches Bild von dem, was die Inder sich unter ihrem Krischna dachten. Er diente zum Vorwand und Muster der ärgsten sinnlichen Ausschweifungen noch bis auf die jüngste Zeit. Denn in seinem großen Tempel zu Jagernaut wurde ihm noch unlängst jährlich ein von vielen hunderttausend Menschen besuchtes Fest gefeiert. Dabei wird sein 60 Fuß hoher buntgeschmückter Wagen von Menschen über Menschen hinweggezogen, die sich unter die Räder werfen, um zermalmt zu werden, wodurch sie die Seligkeit zu erlangen hoffen. Ihn begleiten zwei andere Wagen, auf denen der Bruder und die Schwester Krischnas sitzen sollen. Die Wagen sind voll unzüchtiger Bilder, der ganze Cultus ist ein orgiastischer.

Kamadeva, der kleine Liebesgott, wird ein Sohn des Krischna genannt, was völlig seinem Wesen entspricht. Er hat sehr viele Namen, die sein Wesen näher bezeichnen und den Beweis liefern,

daß er dem griechischen Eros sehr ähnlich war. Er heißt Pradjumna. der Kühne; Madana, der Muthwillige; Navamaliga, der alles Durchdringende (der durch sieben Mauern dringt); Mara, der Verborgene; Ciuda, der Trügerische; Manumatha, der Berauschende ꝛc. Eigenthümlich ist ihm der Name Anangas, der Körperlose, wodurch das geistige Wesen der Liebe bezeichnet werden soll; ferner die Namen Kusumeshu, der Blumenfreund, und Kusumayndhas, der mit Blumen Kämpfende. Auch ist Vasantas, der Frühling, sein beständiger Begleiter. Ehemals war keiner seiner Tempel ohne einen Lustgarten und Lustwald, der vorzugsweise den Liebenden geheiligt war, in dem sich junge Leute begegneten und kennen lernten. Unter allen Pflanzen war dem Kama vorzugsweise der Baum Amra mit seinen wohlriechenden Blumen und die um denselben sich rankende Winde Madhawi heilig. Doch feiert man noch jetzt dem Kama im Frühling reizende Blumenfeste. — Kama reitet auf einem bunten Papagai (Redseligkeit und Putzsucht der Liebenden), oder auf einem Sperling oder Fisch (Symbole der Fruchtbarkeit oder vielleicht an den Delphin des Eros erinnernd); oder auch stehend und mit dem Pfeile zielend auf einem Löwen. Er führt gleich dem Eros einen Bogen, dessen Sehne aber aus einer Reihe von Bienen besteht, um die Süßigkeit der Liebe anzudeuten, und fünf Pfeile von Zuckerrohr mit Blumenspitzen (die fünf Sinne). Zuweilen führt er auch einen Scepter, auf dem ein Sperling sitzt, oder eine Fahne mit einem Fische.

Elftes Buch.

Indien.

Zweite Abtheilung.

1.

Buddha.

Aus der Liebestrunkenheit und sittlichen Erschlaffung, in welche die Inder damals versunken waren, riß plötzlich ein edler Jüngling sie heraus und das indische Leben nahm durch seine Reformation wieder einen ganz neuen Charakter an.

In Kapilavastu am Himalayagebirge bekam der kleine König Shuddhodana fünf Jahrhunderte vor Christo einen Sohn, der unter dem Namen Buddha (der Erleuchtete) ganz Asien mit seinem Lichte erfüllen sollte. Nachdem er als Prinz eine weichliche Jugend durchlebt und nach der Sitte des Landes frühzeitig geheirathet hatte, kam auf einmal der Geist über ihn. Auf einer Spazierfahrt nämlich begegnete er einem sehr alten Manne, gebeugt, kahl und zitternd. Auf einer zweiten Spazierfahrt erblickte er einen Kranken, voll Aussatz und vom Fieber geschüttelt. Auf einer dritten kam er an einer von Würmern zerfressenen Leiche vorüber und auf der vierten trat ein heiliger Bettler zu ihm, voll Hoheit und göttlicher Ruhe. Da erwog der junge Prinz der Sterblichen Elend und daß nicht könig-

liche Ueppigkeit, sondern Weisheit, Weltentsagung und gute Handlungen das Ziel seyen, wonach man streben müsse. Eben war ihm ein Sohn geboren worden, seine Frauen feierten ein großes Fest, sangen und tanzten, er aber nahm keinen Theil daran und als er des Nachts die schönen Frauen bei einander schlafen sah, rief er aus: Ich bin hier wie auf einem Kirchhof! beschloß, alle Lust der Welt zu meiden, schnitt sich sein Haar ab, kleidete sich in ein gelbes Büßerhemde und begann das herumziehende Leben eines geistlichen Bettlers. Sein Weg führte ihn zu einer berühmten Brahmanenschule, wo er einige Zeit blieb, aber von der Schulgelehrsamkeit unbefriedigt mit fünf Schülern, die sich ihm angeschlossen hatten, den Ort wieder verließ, um in die Einsamkeit zu gehen und sich den grausamsten Büßungen und Kasteiungen zu unterwerfen. Nachdem er das aber sechs Jahre lang gethan hatte, kam er zu der Erkenntniß, daß diese Peinigungen etwas Unnatürliches seyen und daß man zur wahren Weisheit nicht durch solche Aufregungen, sondern nur durch vollkommene Ruhe und innerliche Betrachtung gelangen könne. Unter einem heiligen Baume sitzend sann er nun und sann und erhob sich nicht eher wieder, bis er vollkommener Buddha, d. h. der höchste und freiste Geist geworden war.

Das System, welches er aussann, damit die Menschen durch dessen Befolgung aus Sünde und Elend gerettet werden möchten, war ganz auf die damaligen Zustände Indiens berechnet. Es ist sehr bezeichnend, daß sich Buddha alles Böse in der Welt personificirte in Mara, dem Gotte der Wollust, der Sünde und des Todes. Darunter ist ohne Zweifel die Corruption zu verstehen, die aus dem weichlichen Wischnuismus hervorgegangen war. Je mehr Wischnu, Krischna und Kamadeva das indische Volk in Sinnentaumel hingerissen hatten, um so strenger forderte Buddha von seinen Schülern ein eheloses Leben, Keuschheit in Worten und Werken, Entsagung, Mäßigkeit, Nüchternheit und Armuth. Seine Lehre schnitt scharf in die Krankheit der Zeit ein. Im Begriff, der babylonischen Sittenverwesung anheim zu fallen, konnte das indische Volk nicht wirk-

samer und erschütternder an das Heilige gemahnt werden, was in der Sittlichkeit liegt.

Mit der brahmanischen Sankhya-Philosophie hing Buddhas Lehre insofern eng zusammen, als er wie Kapila Gott leugnete und nur eine sich aus sich selbst entwickelnde Menschheit gelten ließ, weshalb er auch den Menschen, zum Buddha geworden, als den höchsten Geist schlechthin auffaßte. Allein er stürzte dennoch das ganze Gebäude der brahmanischen Weisheit um, sofern er zur Bedingung des Buddhawerdens nicht blos das Denken und Wissen, sondern auch und hauptsächlich die edeln Gesinnungen und Handlungen, die guten Werke, das Erbarmen gegen andere machte. Das hatte bisher ganz gefehlt, die Brahmanen waren gegen die niedern Klassen hart und mitleidlos gewesen.

Die brahmanische Seelenwanderungslehre wurde von Buddha vorausgesetzt, aber seine Lehre ging darauf aus, sie zu erübrigen. Auch der gläubigste Inder mußte bei dem Gedanken an die Seelenwanderung in Verzweiflung kommen oder stumpfsinnig werden, denn es war ihm nicht möglich, alle die tausend kleinen Vorschriften Menus täglich und stündlich treu zu befolgen, ohne in Sünde zu fallen. Im gegenwärtigen Leben zur Verachtung und zum elenden Daseyn in einer niedern Kaste verdammt, sollte der arme Mensch auch noch unaufhörlich neuen Wiedergeburten in vielleicht noch elendern Körperhüllen entgegensehen, eine endlose Perspective von Schmach und Schmerzen. Jeder geplagte Mensch wünscht endlich Ruhe zu haben, wie viel mehr nicht der arme Inder unter seinem heißen, ermattenden Himmelsstrich. Jeder Inder aber mußte wie der ewige Jude das entsetzliche Gefühl des Nichtsterbenkönnens mit sich herumtragen. Nur dem Brahmanen sollte vergönnt seyn, diese schreckliche Stufenleiter der Wiedergeburten zu überspringen, wenn er sich durch freiwillige Martern lebenslanger Buße dazu befähigt hatte. Nun lehrte plötzlich Buddha, man brauche sich vor der Seelenwanderung nicht mehr zu fürchten, jeder Mensch, wenn er auch der niedrigsten Kaste angehöre, könne sie vermeiden, wenn er den Weg Buddhas wandle. Er bedürfe dann weder der Gunst eines Gottes, noch der Priester.

Alles, das Höchste, könne jeder durch Selbsthülfe erringen. Eine Lehre, wie diese, welche die Inder vom schwersten Alp, der sie bisher gedrückt hatte, so unerwartet befreite, mußte sich, wie sich von selbst versteht, bald zahlreiche Anhänger verschaffen und nicht blos in den niederen Klassen.

Man sollte glauben, es sey aus dem Wischnuismus der milde Zug in den Buddhaismus übergegangen, wenn es sich gleich dort nur von sinnlicher Verweichlichung, hier von Seelengüte handelt. Buddha trat der schrecklichen Ascese der Brahmanen entgegen und wollte nicht mehr, daß sich der Mensch ohne Ursache martere. Nur stille sollte er seyn, sich nur vor jedem begehrlichen Triebe, vor jeder Leidenschaft hüten, immer ruhig und geduldig bleiben, die letzte Spur von Egoismus in sich bezwingen, ja von sich selbst ganz abstrahiren, sich selbst hinwegdenken. Das Schwerste, was Buddha seinen Anhängern zumuthete, war die Aufopferung für andere. Nichts konnte den Sieg über jeden Egoismus klarer beweisen, als wenn der Mensch sich selbst für andere hingab und um andern zu helfen, alle Uebel erduldete. Und doch sollte gerade diese äußerste Verleugnung des Ich dem Ich zum höchsten Range in der Geisterwelt verhelfen.

Daß der Mensch selbst zu Buddha werden und ganz in Gott übergehen könne, genügte dem einmal in Schwung gebrachten Denken der Buddhisten nicht. Einigermaßen im Widerspruch mit der ewigen Ruhe des Gottes sollte nach einer Vorstellungsweise, die sich besonders in Siam ausbildete, das Urwesen selbst perfectibel seyn und die eigentliche Weltgeschichte in einer Seelenwanderung Gottes bestehen, so zwar, daß Buddha immerfort sterbe, um noch vollkommener, als er vorher war, wiedergeboren zu werden. Diese stufenmäßigen Erhebungen des Gottes bilden einen wahrscheinlich absichtlichen Gegensatz gegen die Avatars, die immer nur Erniedrigungen desselben waren.

Buddha wurde, während er lehrte, vielfach angefochten. Die Brahmanen grollten ihm, weil er den Unterschied der Kasten aufhob und sich mit Sudras, den Handwerkern und Bettlern umgab. Zwei seiner ersten Schüler, Upali und Katjayana, waren Sudras, der erstere

ein Bactrier. Die Brahmanen thaten dem neuen Propheten alle Schande an, verleumdeten ihn, ließen ihn durch eine bestellte feile Dirne vor Gericht ziehen &c., allein er fand nicht nur immer größeren Anhang beim Volk, sondern auch mehr als ein mächtiger König nahm sich seiner an. Man kann den rein gewissenhaften Motiven dieser Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, da die Lehre Buddhas in der That edle Seelen mehr befriedigt, als die der Brahmanen, indeß mochte sich doch auch mancher Fürst jener Zeit darnach sehnen, der geistlichen Bevormundung überhoben zu werden. Wo man an Buddha glaubte, hatte der Brahmane sein Monopol verloren. „Die Brahmanen," sprach Buddha, „erklären ihr Geschlecht für ein reines in dieser und in der künftigen Welt, weil sie aus Brahmas Munde entstanden seyn wollen. Ich meines Theils bin Bettler und habe weder eine Kaste, noch den Stolz und die Eigenliebe der Brahmanen. In dieser Welt ist für alle nur ein Gesetz: strenge Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend. Wären die Brahmanen über dieses Gesetz erhaben, gäbe es für sie keine unseligen Folgen der Sünde und nur selige Vergeltung, so hätten sie das Recht, auf ihre Kaste stolz zu seyn. Allein das Gesetz der Vergeltung erstreckt sich auf alle Menschen ohne Ausnahme; keiner kann ihm entgehen." Nach einer lieblichen Legende konnte einmal der Topf, den Buddha als Bettler mit sich trug und worin er Almosen sammelte, mit allen Schätzen der höhern Kasten und der Reichen nicht voll gemacht werden, ein armes Weib aber füllte ihn mit einer Hand voll Blumen aus. Eine andere Legende ist nicht minder lieblich, indem ihre Aufzeichnung zugleich beweist, welche Wichtigkeit man der Neuerung beilegte. Ananda, des Buddha liebster Schüler, kam einst durstig zu einem Brunnen und bat ein Tschandalamädchen, welches eben dort Wasser holte, um einen Trunk. Demüthig entschuldigt sie sich, sie sey von einer unreinen Kaste und dürfe ihm nicht nahe kommen. Er antwortete: „meine Schwester, ich frage nicht, woher du abstammst, sondern ich bitte dich um Wasser." Sie aber gab es ihm und folgte ihm nach.

Buddha starb nach der wahrscheinlichsten Berechnung um das

Jahr 540 v. Chr. Seine Anhänger blieben ohne Haupt zurück, eine geistliche Demokratie. Auch hatten sie noch kein geschriebenes Gesetz. Ein solches und eine Art von Verfassung erhielten sie erst im Verlaufe der Zeit durch Generalversammlungen oder Concilien. Obgleich eigentlich jeder, der Buddha nachfolgte, gleich ihm ein herumziehender Bettler hätte werden müssen, lief das doch zu sehr gegen die Natur der Dinge, als daß sich nicht die heiligen Bettler (Bhixu) von den Laien hätten absondern sollen. Sie bildeten jedoch keine geschlossene Kaste, sondern jeder konnte bei ihnen eintreten und man kann sie auch nicht Priester im Sinne von Weltgeistlichen nennen, sondern sie waren und blieben heilige Bettler und Einsiedler, die sich jedoch allmählig in kleine Genossenschaften vereinigten, Klöster bildeten und Mönche wurden. Auch Frauenzimmer durften diese Lebensart ergreifen und hießen Bhixuri (Bettlerinnen, Nonnen). Sie alle legten das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams ab und durften nie heirathen, noch etwas eigen besitzen. Die Macht, welche sie über das Volk ausübten, beruhte auf der Heiligkeit ihres Wandels, auf der Weisheit ihrer Lehre, auf der Mildthätigkeit ihrer Handlungen, ferner auf der Beichte, denn bei ihnen beichteten die Laien ihre Sünden und empfingen von ihnen Absolution, und auch eine Art von Abendmahl, wenn man die Spendung geweihten Wassers und der auf dem Altartisch ausgesetzten Speisen damit vergleichen kann. Der Gottesdienst war freudig, ohne blutige Opfer; Gebete wechselten mit Gesängen, die lichten Räume des Tempels erfüllten sich mit Blumen und Wohlgerüchen von Räucherwerk, auch mit vielen Lichtern, was später in einen Luxus von Illuminationen und Feuerwerken ausgeartet ist. Auch wird die Tempelmusik als sehr lärmend geschildert.

Die Tempel waren keinem Gotte geweiht, denn die Buddhisten ließen die alten indischen Götter nur fortbestehen als Diener im Gefolge ihres Buddha, ohne auch nur einem einzigen derselben noch ferner einen Gottesdienst zu widmen. In den Bildwerken buddhistischer Tempel hat Buddha den Brahma und Indra nur als Diener zur Seite, die ihm den Sonnenschirm halten oder die Fliegen

abwedeln. Nur die Bilder des Buddha selbst und später auch solche der ihm an Tugend am nächsten gekommenen heiligen Menschen wurden in den Tempeln verehrt. Diese Bilder sind oft von kolossaler Größe. Nur die ältesten zeigen ihn noch stehend und lehrend, die späteren alle nur mit gekreuzten Beinen in behaglicher Ruhe, nicht selten von leiblicher Fülle (daher solche Bilder von den Fremden Bauchgötzen genannt wurden, wie die ägyptischen Kruggötter). Er lächelt in seligem Frieden mit jungem, bartlosem, zuweilen fast weiblichem Gesicht. Die Hände hält er ruhend im Schoos und nur die Daumen aufgerichtet. Außer dem Bilde des Gottes verehrt man seine Reliquien. In unzähligen thurmähnlichen Gebäuden, die s. g. Dhagops, Stopas oder Topes (Aufhäufungen, Erhöhungen) wurden Ueberbleibsel des Buddhas aufbewahrt, Theilchen von seiner Asche, Haare, Zähne, desgleichen Eindrücke seines Fußes. Die Stopas haben Kuppeln in der Form von Wasserblasen, mit denen Buddha meist wegen ihrer schnellen Vergänglichkeit den menschlichen Leib verglichen hatte.

Unter den Königen waren die ersten Gönner und Bekenner des Buddha die seiner Heimath am nächsten wohnenden, Bimbisara von Maghada und Prasenadschit von Ajodha (Oude), dann des ersteren Nachfolger Agataschatru und noch später dessen Nachfolger, der s. g. schwarze Ashoka. Maghada blieb lange das erste Bollwerk des Buddhaismus, von hier gingen buddhistische Missionäre nach allen Richtungen aus und bekehrten vorzugsweise im Süden. Im Norden Indiens wurde dagegen der oben schon genannte Chandragupta, König der Prasier in Palaputhra, Hauptstütze des Buddhismus, derselbe Nationalheld, der die Makedonier nach Baktra zurückwarf und den ganzen Norden Indiens beherrschte. Der Umstand, daß er ein Emporkömmling, ein Usurpator und aus der niedern Klasse der Subras war, steht damit, daß er sich so feurig der Ausbreitung der Lehre Buddhas annahm, ohne Zweifel im engsten Zusammenhange. Seine Thronbesteigung fällt in die Jahre zwischen 317 und 312. Sein zweiter Nachfolger Dharmashoka wurde der schwärmerischeste Begünstiger des Buddhismus und erfüllte sein Land dergestalt mit Tem=

peln (Viharas), daß man einen Theil derselben seitdem Behar nennt. Von hier aus nahmen die Könige des paradiesischen Thales von Kaschmir den Buddhaglauben an, so daß er sich allmählig über das Himalayagebirge nach den mongolischen Steppen und China ausbreiten konnte.

Die große Insel Ceylon (Lanka) wurde von Mahendra, dem Sohne von Ashoka, Prinzen von Maghada, in eigener Person bekehrt und hier erhielt der Buddhismus ein neues festes Bollwerk, eine gelehrte Schule und eine umfangreiche Literatur; von hier aus wurde der größte Theil der ostindischen Inseln und das ganze hinterindische Festland bekehrt. Die von Oude und Kaschmir aus nach Norden wandernden Missionäre gründeten, wenn auch einige Jahrhunderte später, ein noch festeres Bollwerk des Buddhismus in Tibet, gleichfalls mit gelehrten Schulen und einer ausgedehnten Literatur. Im Süden nannte man seitdem den Buddha insgemein Gautama, im Norden aber Shakyamuni.

In der Mitte aber, an seiner Quelle erlosch der Buddhismus. Leider sind wir über die großartigen Kämpfe, welche zu seiner endlichen Verstoßung aus dem Herzen Indiens geführt haben, durch keinen Geschichtschreiber unterrichtet. In ihren ersten Zeiten hatte sich die neue Lehre, wie es scheint, dem herrschenden Brahmanenthum noch nicht furchtbar gemacht. Auf einen schwärmerischen Philosophen mehr oder weniger kam es damals nicht an. Auch stürzte Buddha keine Götzenbilder um, sondern machte die Götter nur sich selbst, d. h. einem Priester dienstbar. Den Priester aber über die Götter zu erheben, daran waren die hoffärtigen Brahmanen längst gewöhnt. Auch die Trennung der Staaten und der Mangel eines Centralpunktes, eines Oberpriesters bei den Brahmanen erklärt, daß sich der neue Bettlerorden ausbreiten konnte, ehe man ihm mit entschiedener Gewalt entgegentrat. In sehr vielen halbzerstörten Tempeln finden wir heute noch Bilder des Buddha mit denen der Trimurtigötter vereinigt. Sind diese Tempel in Felsen gehauen und mit vielen Grotten in Verbindung, so sind es Buddhatempel und die Grotten Mönchszellen. So zeigt sich heute noch auf der Insel Salsette bei Bombay

die Grottenstadt Kinnery mit einem kolossalen Buddhabilde, während nicht weit davon auf der Insel Elephantine ein zweiter Felsentempel nur die Bilder des Trimurti aufweist. Noch näher stehen sich die Trimurti- und Buddhatempel in den großen Ruinen von Elora. Aber diese gute Nachbarschaft bestand nicht überall und währte nicht lange. Die Brahmanen begannen, als es beinahe schon zu spät war, nun eben deshalb einen um so furchtbareren und unerbittlicheren Vernichtungskrieg gegen den Buddhismus. Wann und unter welchen Umständen und unter der Führung welcher kühnen Priester und Fürsten, liegt in tiefer Dunkelheit. Wir wissen nur, daß im ganzen echten alten Indien das Brahmanenthum in der neuen Form des Shiwaismus erhalten blieb und daß die Buddhisten nach allen Seiten zurückgedrückt wurden in die Länder, die von nichtarischen Stämmen bewohnt waren, also nach Ceylon, Hinterindien und dem weiten Mongolenlande jenseits des Himalaya. Aus dieser geographischen Thatsache aber können wir den Schluß ziehen, daß die brahmanische Reaction gegen den Buddhismus gleich gewesen ist mit einem Rückschlage der ersten Arier gegen die Sudras und Fremden. Wenn nicht das Eindringen und Emporkommen der bisher tiefverachteten Klassen und Racen den Stolz der Arier beleidigt, die unreine Berührung dem einmal an ihre Ausschließlichkeit gewöhnten durch und durch aristokratischen Volke unerträglich gedrückt hätte, wenn nicht die nationale und Racenantipathie mit ins Spiel gekommen wäre, dürfte es den Brahmanen wohl nicht gelungen seyn, ihrem verwilderten Götzenthum den Vorrang vor dem ungleich reineren Buddhismus zu sichern.

Im Harivansa kommt eine Schilderung der letzten Zeiten vor, in denen die Menschen gänzlich entarten und herunterkommen werden. Viele Züge in diesem Gemälde lassen vermuthen, daß der Dichter dabei seinem Haß gegen die Buddhisten hat Luft machen wollen. Denn er sagt: Die Kasten werden sich vermischen, das Hohe wird erniedrigt, das Niedere erhöht werden. Räuber werden Könige, Sudras werden die Vedas erklären. Die Religion wird vernachläßigt. Kein Diener will mehr gehorchen. Die allgemeine Freiheit duldet keine Controle mehr. Das Geschlecht degenerirt, wird

unsauber, man kämmt sich nicht mehr. Man altert früh, 15jährige Knaben werden Väter. Niemand will mehr arbeiten, alles wird Räuber. Die Sonne verbrennt die unbebauten Felder. Je näher dem Untergange, desto frecher werden die Menschen den Glauben an Unsterblichkeit von sich stoßen, das Heilige verlachen und verhöhnen, an allem zweifeln. Das Alter wird nicht mehr geehrt, noch das Wissen; jeder wird klüger seyn wollen, als der andere; jeder wird Autor seyn wollen. Schüler werden den Lehrer meistern. Endlich werden Rakshasas (Teufel) Brahmanen werden, um vollends alle Religion auszurotten ꝛc.

2.

Der heroische Shiwaismus.

Mit der großen Verfolgung der Buddhisten in Indien hing eine Reaction des ganzen alten Götzenthums zusammen. Alle Götter, die neuen der Trimurti, wie die alten der Vedas wurden in den Kampf gerufen und jetzt erst kam die indische Vielgötterei zu ihrer Blüthe. An die Spitze dieses kämpfenden Götterheeres wurde aber nicht mehr der blos contemplative Brahma, noch der weichliche und verliebte Wischnu gestellt, sondern Shiwa, der Zerstörer. Der trat jetzt an die Spitze der Trimurti, wie vor ihm Brahma und Wischnu jeder einzeln den höchsten Rang eingenommen hatten. In dieser pantheistischen Bedeutung aber als Allgott konnte er nicht der Zerstörer allein bleiben, sondern schloß auch die schaffende Kraft in sich ein und trat überhaupt als das männliche Princip, dem in der Göttermutter Bhawani vertretenen weiblichen Princip entgegen, beide unter dem Sinnbild der Geschlechtszeichen, er als Lingam, sie als Yoni. Somit wurde der reiche Götterhimmel Indiens auf den altbabylonischen in der Omorka ausgedrückten Gegensatz zurückgeführt und in dem Maaß herabgedrückt und erniedrigt, in welchem sich der Buddhismus bis zur Annäherung an das Christenthum erhoben und

geadelt hatte. Eine nothwendige Folge. Man kann niemals mit Bewußtseyn ein Besseres bekämpfen und unterdrücken, ohne selbst um so viel tiefer zu sinken. Man kann die Gottähnlichkeit des Menschen nicht beugen, ohne durch die Thierähnlichkeit bestraft zu werden.

Am Shiwaismus spricht uns nur der heroische Charakter an. Die gelehrte Grübelei der Brahmanen, die verliebte Tändelei der Wischnuiten wich einem kriegerischen Geiste. Dem entsprach der mit Schrecken ausgerüstete Gott der Trimurti, aber auch die Heldengeister derer, die einst die Vedas gesungen, wurden herbeigerufen. Indra und alle Götter seines lange zurückgesetzten Himmels traten wieder auf den Kampfplatz, jedoch wunderlich im Styl der neuen Zeit ausgeschmückt und mit all den Reichthümern überladen, welche die Inder im Süden gesammelt hatten, und in neuen Mythen gepriesen, die an Phantasterei mit den buddhistischen Legenden wetteifern. Auch Brahma, der so einfache Geist, mußte sich jetzt erst in ungeheuerlichen Gestalten abbilden und Dinge von sich erzählen lassen, die ihn herabwürdigten, um den Shiwa über ihn erheben zu können. Diese Zurücksetzung Brahmas hatte vielleicht auch ihren Grund in seiner Geistigkeit, in etwas Buddhaähnlichem. Die Reaction ging nicht von der sinnigen und ruhigen Betrachtung aus, sondern war vielmehr gegen sie gerichtet und hob im Gegensatz gegen sie das derb Materielle und das praktische Handeln hervor. Diesen geheimen Sinn haben viele Mythen, in denen Brahma lächerlich gemacht wird.

Alles, was uns die Brahmanen von der nunmehrigen neuen Ordnung im Himmel, von der männlichen und weiblichen Urkraft der Welt, von der Bhawani und von dem schrecklichen Shiwa erzählten, wimmelt so sehr von den gröbsten und unflätigsten Obscönitäten, daß man es nicht gerne wiederholt. Es beweist nur, wie tief das sittliche Gefühl und der gute Geschmack eines sonst so edeln Volkes, wie das arische, gesunken war. Alle Legenden dieser unzüchtigen, wie auch der fratzenhaft phantastischen Art sind niedergelegt in den neuen h. Büchern des Puranas.

Sofern B h a w a n i die Mutter der Trimurti oder der höchsten Götter Brahma, Wischnu und Shiwa ist, ist sie auch die Mutter

von den drei Saktis (weiblichen Eigenschaften) derselben, oder vielmehr, ihr Eines Wesen theilt sich in drei. Als Saraswati wird sie Gattin des Brahma, und bedeutet insbesondere die Zeit, in der alles geschaffen wird, so wie Brahma den Raum, zugleich aber auch das Wissen um alles Geschehene. Als Lakschmi wird sie Gattin des Wischnu und bedeutet insbesondere die Fülle der Schöpfung und Naturschönheit. Als Parwati endlich wird sie Shiwas Gattin und bedeutet insbesondere die zerstörende Naturkraft. Saraswati und Lakschmi erscheinen in den indischen Mythen mehr als besondere Persönlichkeiten, dagegen wird das Wesen der Parwati aufs engste mit dem der Bhawani verbunden unter dem Namen Kali oder Durga. Die Allgebärende ist auch die Allverschlingende. Ihre Verehrer, alle Shiwaiten tragen deshalb das Yonizeichen auf der Stirne gemalt und beten an gewissen Festen dieses Zeichen auch an einem lebenden Mädchen an. Naiv ist der Gebrauch, bei ihrem großen Fest ihr Bild mit dem des Shiwa zusammenzustellen und vor ihnen Gerste zu säen, welche durch künstliche Mittel rasch keimt und emporgrünt. Die übrigen Gebräuche aber erregen Eckel, weil sich das Volk der die ewige Dauer des Menschengeschlechts verbürgenden Göttin zu Ehren den wildesten Ausschweifungen überläßt. Weil aber nach der Lehre der Shiwaiten alle Dinge, wie sie aus Bhawanis Yoni hervorgekommen, am Weltende wieder dahin zurückkehren müssen, um wiedergeboren zu werden, herrscht der Gebrauch bei den Gläubigen, durch das kolossale Bild einer Yoni hindurchzuschreiten, um sich durch diese Ceremonie der Wiedergeburt zu versichern.

Eigentlich ist Bhawani indifferent, gütig, ja verführerisch und reizend als die Allgebärerin, schrecklich als die Allzerstörerin. In ihrem Cultus herrscht aber immer der Schrecken vor. Auch die Wollust wird hier grausam, wie im Cult der phrygischen Göttermutter. In einem langen, schönen und sehr ernsten Gebet von ihr (im Gedicht Devinahatmyam) merkt man überall die tiefe Angst der Beter.

Der Cultus der Kali ist sehr blutig. Man feiert ihr jährlich das berüchtigte Schwingfest. Einer ihrer Anbeter läßt sich einen

Hacken durch den Rücken stechen und an einer schwebenden Stange hoch in die Luft ziehen und umtreiben. Nur Blut kann sie versöhnen, daher ihr Opfer von Thieren und Menschen gebracht werden. Das Blut von Fischen befriedigt sie nur auf einen Monat, das von Löwen und Tigern auf zwanzig Jahre. Ihre Bilder haben etwas entsetzliches. Sie hat drei Augen, acht bewaffnete Arme, steht auf einem Büffel, ihre Farbe ist schwarz, ihr Haar fliegt wild umher, auf ihrer ausgestreckten Zunge erblickt man die Bilder von ganzen Städten, die sie verschlingen will. Neben ihr sieht man die Trimurti, welche sie zuletzt verschlingen soll. Unter dem Namen Pirari wird sie feuerroth abgebildet mit flammenden Haaren, in der Hand die Hirnschale des Brahma haltend. — Zu ihrem Gefolge gehören die Yokschinis, Todesgöttinnen, jede mit einem Todtenschädel in der Hand, um damit das Blut der Gefallenen zu schöpfen und zu trinken, und die Pisachas, gespenstische Blutsauger als Vampire, die den Menschen im Schlaf überfallen.

Eine besondere Secte, die der Thags oder Thugs, widmet sich dem Dienst der Kali in der Art, daß sie die allgemeine Vernichtung beschleunigt. Als nämlich, sagt die Legende, Kali mit dem Riesendämon kämpfte und ihn tödtete, entsprangen aus jedem Blutstropfen desselben neue Dämonen. Da ließ sie aus dem Schweiß ihrer Achseln zwei Männer hervorgehen und gab jedem ein Tuch, um die Dämonen damit zu erwürgen, ohne Blut zu vergießen, weil aus dem Blut immer wieder neue Dämonen entstanden seyn würden. Das thaten die beiden Männer und von ihnen stammen die Thags ab, bei denen sich das Tuch oder die Schärpe zum Erwürgen fortgeerbt hat, und deren religiöse Pflicht ist, unter Anrufung der Göttin Menschen heimlich zu überfallen und blutlos zu erwürgen. Sie verbinden Raub damit, und jährlich fallen ihnen hunderte von Reisenden zum Opfer. Aber die Wahl ihrer Opfer, die Schonung derselben, wenn irgend gewisse abmahnende Zeichen eintreten, und die religiösen Weihen beim Morde, so wie ihr Benehmen bei der Entdeckung und Bestrafung beweist, daß sie nicht aus Habgier, sondern aus Fanatismus handeln. Sie erklärten den

Engländern, die Todesgöttin befehle ihnen zu tödten und halten es für verdienstlich. — Noch weiter ging die Verirrung der Secte der Kalla Bantru, welche, wie Dubois berichtet, sich Immoralität ausdrücklich zur Pflicht machen und sich rühmen soll der Lüge, des Meineids, des Betrugs und Raubes, davon sie Profession macht. Dies würde, wenn die Aussage nicht übertrieben ist, mit der Richtung des indischen Glaubens zusammenstimmen, nach welchem das Böse als nothwendig und als integrirender Theil der göttlichen Natur angesehen wird.

Aus Bhawani ging nach der Lehre der Shiwaiten die Trimurti hervor und zwar als ein kolossaler Lingam. Die äußere Rinde desselben nahm Brahma ein, die mittlere Wischnu, die innere Shiwa. Das heißt: Brahma als Schöpfer führte die Gottheit aus ihrer Innerlichkeit heraus nach außen, in die irdische, gemeine, verderbte Natur. Insofern war die Schöpfung eine Sünde und Brahma, sofern er schuf, schon von der Gottheit abgefallen. Deshalb mußte Wischnu, das erhaltende Princip, das in die Außenwelt versunkene Göttliche zu seiner Innerlichkeit zurückführen und darum bildet er die mittlere Rinde des Weltlingam. Aber Wischnu kann nur so lange zurückführen, als Brahma hinausführt; wenn er alles zurückgeführt hat, so hört er so gut wie Brahma selbst auf, die Außenwelt ist vernichtet und es bleibt nur die Innerlichkeit der Gottheit übrig, die unter diesem Sinn zerstörendes Princip ist, und das ist der Kern des Weltlingam, Shiwa. Demgemäß wurde auch von den vier Yugs oder Zeitaltern der Welt das erste dem Brahma, das zweite und dritte dem Wischnu, das letzte aber dem Shiwa zugetheilt. Und doch sind alle drei minder mächtig, als ihre Mutter, denn als der Büffeldämon Mahishasura die ganze Welt erobern wollte, konnte ihn zuletzt nur Bhawani überwältigen und mit allen seinen Schaaren in die Hölle stürzen, aus welcher sie nur wieder herauskommen, um mittelst der Seelenwanderung geläutert zu werden.

Brahma, das schaffende Princip, reitet auf einem Schwan; Wischnu, das erhaltende, auf dem Goldadler, Shiwa, das zerstörende, auf dem Tiger. Zuweilen findet man Brahma und Wischnu zugleich

auf einem Schwanadler reitend, der zweiköpfig halb Schwan, halb Adler ist. Zuweilen reiten auch alle drei Götter auf einem dreiköpfigen Thier, das zugleich Schwan, Adler und Löwe ist. Auch trägt der Adler zuweilen den Wischnu und seine Gemahlin Lakschmi.

Shiwa behält immer das Sinnbild des Lingam, der daher in und vor seinen Tempeln in jeder Größe und oft in den wunderlichsten Formen vorkommt. Sahasralingam heißt davon die Stadt der tausend Lingam. In der längst in Ruinen verfallenen einst sehr großen Stadt Bhawaniswara sieht man noch den Ling Ray, König der Lingam, die hohe thurmartige Hauptpagode und umher 40—50 andere Lingamthürme, deren Zahl sich aber ehemals auf 7000 belaufen haben soll. Also war die Stadt gleichsam eine Yoni mit vielen Lingams oder eine Lotosblume mit vielen Staubfäden. Ein in der shiwaitischen Symbolik sich stets wiederholendes Sinnbild, sogar auf Gräbern, wo es die Wiedergeburt bedeutet.

Shiwa hat auf Bildwerken und in der Dichtung als Herr des Himmels ein zahlreiches Gefolge, unter dem man den Indra mit den alten Vedagöttern, die Trimurtigötter und einige ganz neue Geschöpfe der indischen Einbildungskraft bemerkt. Es ist noch immer Indras Himmel, aber er ist, seitdem die Arier über das Pendschab hinauskamen, auf den Gipfel des Berges Meru verlegt, anfangs dem Brahma und der Trimurti geweiht. Der Berg Meru galt für den höchsten des Himalaya, weil man ihn, von der Ebene aus, am deutlichsten sah. Später erst erkannte man den Dhawalagiri, der weiter hinten liegt, für höher und in jüngster Zeit hat man in dem Kindschinginga, der noch weiter nordwärts liegt, einen noch höheren gefunden. Auf den Meru aber verlegten die Brahmanen jetzt den Thron des triumphirenden Shiwa mit um so größerem Stolze, als sie den Buddhismus aus dem Gebirgslande endlich wieder vertrieben hatten. Auch gehört Shiwa dem Gebirge an, wie Wischnu dem Meere, sein Cultus ist hier vorherrschend, in seinen Cultus sind alle ältesten Götter Vorderindiens wieder aufgenommen, die im Wischnuismus in den Hintergrund traten. — Shiwa thront in der Mitte,

in seiner Hand den Dreizack, in seinem Gesicht drei Augen als der die ganze Trimurti in sich vereint. Er heißt Shivas, der Verehrungswürdige, Iswaras, der Herr, Mahadewa, der große Gott, Hara, der Vernichter. Mit den andern Trimurtigöttern hat er gewöhnlich die Thurmkrone gemein, doch unterscheidet er sich durch flammendes Haar, durch die schrecklichen Mienen bei ityphallischer Bildung, durch die Halskette von Todtenschädeln (die er dem Brahma abgeschlagen, d. h. die wieder vernichteten Schöpfungen) und durch die Waffen: Blitz, Schlinge, Keule, Bogen und Pfeile, Dolch, so wie durch die Kriegsmuschel (Sankha), die er beim Weltende blasen wird. Sein Streitthier ist der Tiger oder der Stier Nandi. Zuweilen trägt er auch eine Schlange in der Hand, oder ist umgürtet mit Schlangen, oder trägt eine Schlange als Turban um den Kopf gewunden. Im Haar oder auf dem Schlangenturban trägt er entweder den Mond oder den wie ein Federbusch springbrunnenartig hervorspringenden Gangesfluß. Davon hat man eine sehr seltsame Mythe in einer berühmten Episode des Ramayana.

Der Ganges (Ganga, der Gang, weil der Fluß durch ganz Indien geht) hat viele Quellen im Gebirge, der vornehmste Arm des Flusses hat bei Gangotri (Gangavatari, Erscheinung der Ganga), ein Heiligthum des Shiwa, wohin die Pilger aus dem Tieflande strömen, um in dem hier schon 40 Fuß breiten Flusse unter überhängenden Wasserfällen zu baden. Diese Stelle ist 9682 Fuß hoch. Die, welche eine schwere Schuld abbüßen wollen, steigen noch weiter hinauf nach Kedar Nath zu der höchsten Quelle, von wo sie sich in einen tiefen schaudervollen Abgrund stürzen, um durch dieses Opfer Shiwas Gnade zu erwerben. Nach einer Pilgerlegende hat die Mühe, die Quelle zu erreichen mit jedem Jahrhundert zugenommen. Anfangs sey der Ganges in der Gegend von Benares entsprungen, je bösartiger aber die Menschen geworden seyen, desto weiter habe sich der h. Strom zurückgezogen.

Shiwas Gattin Parvati erscheint zuweilen auf Bildwerken, insbesondere in den Kolossalstatuen zu Elephante, mit ihm in eine Doppelgestalt verbunden. Man hat von ihr zahlreiche Mythen,

unter welchen die am ansprechendsten ist, in welcher Kama die Hauptrolle spielt. Der schreckliche Shiwa hat den kleinen Liebesgott mit einem Blitz vernichtet. Nun gibt es im Himmel und auf Erden keine Liebe mehr. Da fleht ihn die Gattin an, den Knaben wieder zu erwecken. Parvatis Vater ist Dakschas, eine calendarische Personification. Ihr und Shiwas Sohn ist der elephantenköpfige Ganesha, Gott der Ehen. Ein anderer Sohn Shiwas ist Kartikeya, eine Personification der Plejaden. Von diesen allen hat man eine Menge Mythen, worin der alte Naturcultus und Sabäismus vom Westen her wieder bemerkbar wird.

Man fühlt, wie die Brahmanen im Kampf mit dem Buddhismus nicht genug Götter aufbringen können. Alle alten Vedagötter erhalten neue überaus berühmte Bildwerke und Mythen, in denen sich jedoch häufig eine gewisse Ironie verräth oder der Gott ins Schmutzige und Lächerliche hinabgezogen wird. Ganz eben so Brahma, der alte heilige Geist, der einen königlichen Putz und einen Hofstaat bekommt und möglichst lächerlich gemacht wird. Noch mehr Wischnu, der in vielen Mythen zum Weibe gemacht und dem Shiwa zugesellt wird, wie die Yoni dem Lingam oder das Wasser dem Feuer. Man begreift oft nicht, wie es möglich war, daß das Volk, dem man so viele unanständige Dinge von den Göttern erzählte, dennoch den Glauben nicht verlor. Und Erstaunen erregt es, daß der energische Shiwaismus doch aus dem Wischnuismus immer noch so viele verliebte Metamorphosen der Götter beibehalten und neue hinzudichten konnte. Zu Gori Sankar am Fluß Nerbudda sieht man die Götterbilder Shiwas und seiner Gattin Parvati, ferner die Bilder der übrigen Götter und ihrer zahlreichen Frauen. Obgleich es immer nur dieselbe Frau ist, so erscheint sie doch hier vielfach, in so vielen Incarnationen sie mit demselben Gott als Gattin gelebt hat. Jeder dieser weiblichen Körper aber trägt einen Thierkopf und das sind die Thiere, in welchen sich die Götter, ihre Männer, incarnirt haben.

Unter den im Shiwaismus wieder hervorgetretenen höhern Wesen, die schon in den Vedas erwähnt sind, zeichnen sich die sieben

Rischis aus, ursprünglich wohl astronomische Begriffe, die aber jetzt als himmlische Brahmanen aufgefaßt werden, als Büßer, die vom Himmel in ewiger Ruhe auf das wilde Treiben herabsehen, zuweilen aber auch helfen, wie einer von ihnen (Agassien) im Mythus von der Ganga. An die Götter schließen sich überall dienende Geister an, die dem Wesen derselben entsprechen. Ihrer ist eine sehr große Zahl, namentlich auch der bösen Rakschasas. Eigenthümlich erscheinen die Yakschas, Diener des Kuveras, der die Metallschätze hütet und Gott des Reichthums ist. Diese Yakschas stellen als gräßliche Kobolde der schönen Apsarasas nach, was ganz an unsere Zwerge und Elben mahnt. Die Puranas wimmeln noch von phantastischen Genien, die sich theils in die thierische Verwandtschaft, theils in die von den Griechen ans Ende der Erde versetzten Fabelvölker der Einfüßler, der Halbmenschen, der Pferdeköpfigen ꝛc. verlieren.

3.

Volksart und Cultur der Inder.

Im heißen und fruchtbaren Gangesthale unter allen Genüssen des Südens haben die alten Arier freilich verweichlichen müssen und doch entscheidet das Klima nicht, denn man findet heute noch auch im Süden sehr kräftige und wilde Krieger, während sich die Hochländer in Kaschmir durch eine solche Zartheit der Hände und durch ein so feines Gefühl der Finger auszeichnen, und von jeher ausgezeichnet haben, daß die weltberühmten Shawls, aus der feinen Wolle einer Bergziege bereitet, nirgend anders so fein gesponnen und gewoben werden können, als hier. Zarte, wenn auch kräftige Gestalten, kleine Füße und Hände sind allen Indern gemein. Ihre Säbel scheinen den Europäern nur Kindersäbel zu seyn, so kurz und klein sind ihre Griffe. Aber der Inder hat trotz all dieser feinen Organisation eine zähe Nervenkraft, seine Einsiedler und Büßer können

Jahre lang unglaubliche Qualen aushalten, seine Krieger (Maharatten, Sikhs, Gorkhas rc.) stürzen sich heute noch furchtlos in den Tod. Die sittliche Tiefe, den klaren Geist, die reiche Phantasie des indischen Volks beurkunden ihre Religionssysteme, ihre philosophischen und Dichterwerke in überschwenglicher Fülle. Auch in den Gebieten der Seele aber, wie in dem des Körpers, ist ihnen eine Zartheit und Feinheit eigen, die selten bei andern Völkern gefunden wird und eine Zähigkeit im Festhalten, eine Glaubenskraft, die vielleicht einzig in der Welt ist. Bei den Juden wenigstens lag die Glaubensstärke nicht im Volke, sondern immer nur in wenigen Patriarchen und Propheten, die das verstockte und abtrünnige Volk immer von neuem unter den Schrecken der von außen drohenden Vernichtung zum Glauben peitschen mußten, während in Indien es das Volk selbst war, welches beim alten Glauben aushielt, wie hart auch dieser Glauben drückte und wie viele Verlockungen sich darboten, ihn wie ein Joch abzuschütteln.

Man pflegt in neuerer Zeit die Völker einem Schema zu unterwerfen und die Körper-, Seelen- und Geisteskräfte der Menschen unter sie zu vertheilen. Obgleich es nun wahr ist, daß bei dem einen diese, bei dem andern jene Eigenschaft mehr vorherrscht, so darf man doch ein ganzes Volk nicht voreilig und einseitig numeriren und stempeln wollen, am wenigsten das indische, welches so vielerlei Seiten darbietet und eigentlich mehr als ein Volk, nämlich eine ganze kleine Welt ist. Indeß darf man allgemeine Kennzeichen der Unterscheidung hervorheben, welche das Verständniß des indischen Wesens jedenfalls erleichtern. Nichts fällt bei diesem uralten und hochgebildeten Volke so sehr auf, als sein Mangel an irgend einem nüchternen und glaubwürdigen Geschichtswerke oder einer einfachen Naturbeobachtung. Alles, was der Inder denkt und als seine geistige Arbeit in Schriften niederlegt, ist Philosophie oder Dichtung. Er nimmt die Welt nicht, wie sie wirklich ist, sondern wie er sich dieselbe träumt. Er hat kein Interesse weder für die Natur noch für die Geschichte der gegenwärtigen Welt, denn sein Sinnen geht über das gegenwärtige Leben hinaus, wie beim Aegypter, und dieser me-

lancholische Grundzug des indischen Wesens, welcher durch den Buddhismus auf die unermeßliche Race der Mongolen überging, bildet gegenüber der heitern Lebenslust im Westen eigentlich das psychologische Merkmal, welches Asien von Europa unterscheidet.

Man wird versucht, in Indien an eine Art Ueberwältigung des Menschen durch die Natur zu glauben. Je feiner der Inder organisirt war, um so mächtiger mußte die Natur auf ihn einwirken, welche nirgends auf der ganzen Oberfläche der Erde so erhaben ist, als am Ufer des größten aller Ströme und im Angesicht des höchsten aller Gebirge. In siebenfacher, wenn nicht in siebenmalsiebenfacher Abstufung höher und immer höher thürmt im Norden des obern Gangeslaufs der Himalaya sich bis zu 28,000 Fuß Höhe auf, und liegt lange von der Sonne beglänzt noch in ungeheurer Ferne als eine große goldene Mauer am Horizont. Die Abgründe, welche man im Innern dieses Gebirges sieht, die Wasserfälle, das Labyrinth der vorliegenden Gebirge, dann der Zug des lautwogenden Ganges durch die fruchtbaren Ebenen, die mannigfache Gestaltung des übrigen Landes zu beiden Seiten des Flusses bis hinab nach Ceylon und Malabar, die vielerlei Gebirge, Hochebenen, Länderterrassen, dazu die majestätische Pflanzenwelt, die Riesenbäume, die paradiesischen Palmen und Bananen, die Blumenfülle und endlich die wunderbare Thierwelt, vor allen der Elephant, das Riesenthier der Urwelt, die ganze Wälder anfüllenden Pfauen und Papagaien, kurz die ganze Natur wirkt überwältigend auf das Gemüth des Inders. Dies war vielleicht die erste Ursache seiner beinahe sklavischen Hingebung an die Natur, bis erst Buddha das Verhältniß umkehrte und die ganze Natur vor den Menschen vernichtend, das Ich allein zum höchsten Wesen umschuf.

Die zarte Poesie, die uns aus den alten Dichtungen der Inder entgegenhaucht, lebt noch immer in einem Theile des Volkes, obgleich es auch an den schroffsten Gegensätzen nicht fehlt. Immer noch findet man in Indien ruhige, klare, überaus redliche und gütevolle Menschen, die jedes Unrecht und Unglück mit einer edeln Würde ertragen, und die lieblichsten Mädchen und Frauen von zartem, aber classischem

Wuchse, dem schönsten schwarzen Haar, welches sie mit Perlen oder Blumen durchflechten, großen, schwarzen, schmachtenden Augen mit langen Augenwimpern, eben so edeln als sanften Mienen, sittsam und fein in der Kleidung wie im Benehmen, bescheiden, fast furchtsam und um so bezaubernder. Neben ihnen aber auch wieder Männer, aus deren Augen eine Hölle zu glühen scheint und die als Krieger unversöhnlich morden, bis sie selbst gemordet sind. Und mitten unter dem Volk, welches durch seine täglichen Waschungen den Ruhm einer beispiellosen Reinlichkeit erworben hat, plötzlich wieder ekelhafte Büßer, nackt, schmutzig, mit verwildertem Haar, in widernatürlichen Stellungen, sich selbst marternd und verwundend. In gleicher Weise contrastirt mit den sanften Gefühlen des Volks der abergläubische Wahn, der ihm unzählige unschuldige Dinge in der Natur, ja die Nebenmenschen selbst als unrein, verhaßt und unerträglich macht, so daß er lieber Hunger stirbt, als aus der Hand einer verworfenen Kaste Speise anzunehmen, und daß er fühllos täglich die Leiden dieser Kaste sieht und vergrößert. So erscheint in dem wunderbaren Volke die Harmlosigkeit, Unschuld und Passivität von Kindern gepaart mit einem grausenhaften Wahnsinn.

Die Nachrichten, welche die Reisenden von den Büßern (Sannyasis, auch Yogis, Gurus und Fakirs genannt) mittheilen, widersprechen sich häufig. Einige rühmen, unter den Büßern wahrhafte Weise, gleichsam schon Selige und Verklärte, erhaben über alles Gemeine dieser Welt, gefunden zu haben. Andere können sie nicht tief genug als schmutzige Narren herabwürdigen oder werfen ihnen gar Täuschung vor. Es mag wohl an Beispielen der einen, wie der andern Art nicht fehlen.

Welche Ehre den Frauen zu Theil wurde wegen ihrer edeln Hingebung und Treue, haben uns schon die epischen Dichtungen bewiesen. Zwar erlaubte das Gesetz den Indern mehrere Frauen zu nehmen, jedoch blieb die erste Frau immer die einzig bevorzugte Herrin des Hauses. Die Vielweiberei erklärt sich hier aus dem Umstande, daß die Frauen schon im 12. Jahre Mütter werden und dann schnell altern, der Mann aber verhältnißmäßig viel länger seine Ju-

gendkraft bewahrt und wenn die erste Frau alt geworden ist, eine jüngere zum Ersatz nimmt. Nur Reiche nehmen mehrere Frauen zugleich und man hat bemerkt, daß arme oder faule Brahmanen die gesetzliche Erlaubniß, Frauen aus dem zweiten, dr.tten und vierten Stande zu heirathen, ungebührlich ausbeuten. Weil es nämlich für jede Tochter niedern Standes eine große Ehre ist, einen Brahmanen zum Manne zu bekommen, so sind ihre Eltern gerne bereit, einen solchen zum Tochtermann zu erkaufen. Es wird ein Beispiel erzählt von einem Brahmanen, der sein Leben lang müßig umherzog, in jeder Stadt eine oder mehrere Töchter heirathete, sichs dabei wohlseyn ließ, reiche Geschenke annahm und dann, ohne jemals wiederzukommen, weiter zog, um es anderswo eben so zu machen. Da die Altersentwicklung in Indien sehr früh erfolgt, wenn Bräutigam und Braut noch halbe Kinder sind, ist es überhaupt Sitte geworden, Kinder schon von Geburt an, ja zuweilen schon vor ihrer Geburt für einander zu bestimmen. Reisende schildern den wunderbaren Eindruck, den eine indische Hochzeit macht, wenn das kindische Ehepaar im Triumph herumgefahren wird.

Trotz der Ausschweifungen im Cultus des Wischnu, der Bhawani und des Shiwa ist es doch der Sinnlichkeit in Indien niemals gelungen, das ganze Volk zu überwältigen und in der Woge der Wollust zu verschlingen, wie die Babylonier und alle Völker des Westens, die in ihre Fußtapfen traten. Das geistige Princip behielt in Indien immer die Oberhand. Daher beschränkt sich auch die handwerksmäßige Unkeuschheit auf die Bayaderen. Der Name kommt nicht vom portugiesischen balladeiras, sondern vom indischen bhayatri (keusch, furchtsam) her. Sie heißen auch Dewadasi, Sklavinnen des Gottes, dasselbe was die griechischen Hierodulen. Es sind nämlich Tempeldienerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, theils für besonders besuchte Tempel bestimmt, theils frei herumziehend. Was sie durch ihre Künste und durch ihre Verlockungen verdienen, alles gehört dem Gott, dessen Leibeigene sie sind.

Der Inder lebt sehr mäßig, wie es das heiße Klima erfordert, aber bequem und in vielem Sinn paradiesisch. Schon die Griechen

aus Alexanders des Großen Zeit beschrieben die indischen Städte ungefähr so, wie sie heute noch sind. Auf eine charakteristische Weise hielten die Arier diesseits des Indus wie die in Persien sehr viel auf großartige Gartenanlagen (Paradiese) und setzten ihre leichtgebauten Häuser in der Mitte derselben mit vielerlei zierlichem Gezäune und Gitterwerk für Rankengewächse und zum Behälter schöner Thiere. Die Pflanzenwelt ist nirgend so großartig, schön, reich und zierlich, wie in Indien, die herrlichsten Gärten entstanden mithin beinahe von selbst. Im Hause war der Inder von jeher freundlich und behaglich eingerichtet. Als Muster eines vollkommen bequemen Landsitzes kann derjenige der schönen Vasantasena gelten, welcher in einem alten Schauspiele beschrieben wird. In der Kleidung der Inder und Inderinnen herrscht eine edle Einfachheit, ein sehr gewählter Geschmack, die größte Reinlichkeit und mithin auch die weiße Farbe vor. Man kann sich kaum etwas Vornehmeres und Adeligeres denken, als einen edeln Inder in seinem Hause. Zum Luxus gehört ein reicher Perlen- und Juwelenschmuck, dazu feine Salben, sonst nur Blumen und Lampen. Der Wagen bediente man sich schon sehr frühzeitig, auch der Streitwagen. Sie kommen in Indien so frühe vor, wie in Ninive. Eigenthümlich aber ist den Indern das Reiten auf Elephanten, wie den Arabern das auf Kameelen. Der kluge Elephant wurde schon sehr früh von den Indern zum Tragen abgerichtet, ehe in Aegypten noch entfernt nicht daran gedacht wurde, die afrikanischen Elephanten eben so zu benützen. Hier muß bemerkt werden, daß die Inder sich einbilden, in jedem Elephanten wohne die Seele eines früheren Prinzen. Auch die Buddhisten achten den Elephanten überaus hoch. Die Engländer entdeckten in einem angeblichen Zahn des Buddha, der allerheiligsten Reliquie auf Ceylon, einen großen Elephantenzahn, allein das wird ganz einfach durch eine Legende erklärt, nach welcher Buddha einmal als weißer Elephant in die Welt gekommen sey. Deßwegen unterhalten auch die Könige von Siam lebendige Elephanten von weißer Farbe als heilige Thiere. — Eigenthümlich ist den Indern ferner noch das Be-

spannen der Wagen mit den schneeweißen und an einem kleinen Buckel kenntlichen Rindern.

Unter den Spielen, mit denen sich die alten Inder vergnügten, kommt sehr frühe das Würfel- und das Schachspiel vor. Das letztere ist von der indischen Schlachtordnung entlehnt. Die Inder marschirten nämlich in vier Gliedern auf, voran die Kriegselephanten, auf deren Rücken in kleinen Thürmen Streiter saßen, dann die Streitwagen, hierauf die Reiterei und endlich das Fußvolk. Daraus sind im Verlauf der Zeit, indem das Schachspiel nach Europa überging, die Thürme, Laufer, Springer und Bauern geworden. Indisch heißt das Spiel Chaturanga (vierleibig), woraus die Araber Shatreny machten, was wir dann wieder in Schach abkürzten, ohne daß dabei an den Schach (König) von Persien gedacht zu werden braucht.

Ueberall stoßen wir auf Spuren eines sehr alten Seeverkehrs der Inder, nicht nur mit Arabien und Aegypten, sondern auch mit dem viel weiter entfernten China. Dieser Verkehr dürfte schon vor Ankunft der Arier stattgefunden haben, wenn gleich Lassen die Entdeckung gemacht hat, daß die Waaren, welche die Phöniker von Ophir holten (s. Band I. S. 81) schon Sanskritnamen haben, also von Ariern herrühren müssen. Es gab noch andere Handelsplätze in Indien, Patala am Indus, Kalikut an der Küste Malabar. Die Arier brachten sicher keine See- und Schiffahrtskunde aus ihrem Hochgebirge mit, sondern empfingen sie erst von den frühern Anwohnern der See, welche sie unterjochten. Mit Hinterindien bestand wohl eine sehr alte Verbindung. Bis in den Hafen von Kalikut fuhren chinesische Schiffe in solcher Größe, daß ein einziges Schiff 1000 Mann trug. Erst als die Araber in Kalikut übermächtig wurden, zogen sich die Chinesen vor ihnen zurück und brachten ihre Waaren seitdem nur bis Malacca.

In ihren B a u w e r k e n näherten sich die Inder mehr dem ägyptischen als babylonischen Styl. Sie liebten nämlich mehr die Höhlentempel, die niedern und schweren Pfeiler und die Ueberladung mit phantastischen Verzierungen. Die größte Vollendung indischer Kunst findet man in den oben schon erwähnten Grottentem-

peln von Elora. Von ihrem Ursprung weiß man nicht das Mindeste. Und doch sind sie, indem hier Buddhatempel neben Brahmanentempeln stehen, das Vollkommenste, was die indische Kunst in beiden Richtungen hervorgebracht hat. Die Tempelstätte heißt Dewagiri, der Götterberg, und enthält ein Pantheon aller Götter. Shiwa allein hat hier gegen 20 Tempel. Einer derselben ist aus einem einzigen Steine gehauen, der größte Monolithentempel, den man kennt, 103 Fuß lang, 56 breit, aber nur 17 hoch mit Ausnahme einer 90 Fuß hohen Pyramide des Tempeldachs. Seine Ecken werden von Elephanten getragen, wie denn überhaupt die Pfeiler oder Säulen indischer Tempel sehr häufig Elephanten oder menschliche Kolosse darstellen. Auch außerhalb der Tempel findet man Kolossalstatuen von Göttern, von Elephanten, von Shiwas Stier u. s. w. ganz wie in Aegypten. Auch kolossale Lingams, entsprechend den ägyptischen Obelisken. Großen Ruhm genießen die Felsentempel der Inseln Elephante und Salsette unfern von Bombay, ferner die Grotten von Carli, die großen Tempel und Paläste von Mawalipuram an der Küste Coromandel. — Eine zweite Art von indischen Tempeln sind die Pagoden, die am meisten den ägyptischen Pyramiden gleichen, nur daß sie im Innern nicht massiv, sondern terrassenförmig in Säulengallerien zierlich aufgethürmt sind. Sie gehören ursprünglich den weiten Ebenen des Ganges an, wie die Felsentempel dem Gebirge, kommen aber überall zerstreut vor. Die größte unter allen Pagoden ist die von Chalembaram, nicht weit von Pondicheri, nämlich 1332 Fuß lang und 936 breit. Auf jeder der vier Seiten liegt eine besondere 150 Fuß hohe Pyramide. Den Haupttempel tragen tausend Säulen. Pfeiler und Dach sind bedeckt mit Skulpturen. Andere berühmte Pagoden sind die von Tanjore, welche dem Shiwa, und von Ramiseram, welche dem Rama heilig ist, die schwarze Pagode von Jagernaut im Mittelpunkt des Krischnacultus. Auch sie ist mit Skulpturen bedeckt. Unzählig sind die Daghops (Stopas) der Buddhisten, thurmartig mit einer Kuppel, deren Knopf einen Schirm bildet. Die Bildsäulen des Buddha sind häufig kolossal und erinnern auch in ihrer ruhigen Haltung und

sanften Freundlichkeit an die ägyptischen Kolosse. Die größten kommen im äußersten Norden Indiens in Afghanistan unfern von Kabul bei Bamyan vor. Sie sind in Felsen gehauen, die eine 120 Fuß hoch, die andere um die Hälfte kleiner.

Die Skulptur und Malerei der Inder hat einen eigenthümlichen Styl. Das Ideal der menschlichen Gestalt erscheint in den Götterbildern nicht so rein und vollkommen, wie es erst die griechischen Künstler auszufinden und darzustellen wußten. Die Lieblingsstellung der indischen Götter in Statuen und Skulpturen ist nur derjenigen der antiken Antinousstatue einigermaßen ähnlich. Sie hat etwas Nachläßiges oder Geziertes. Oft liegt ein Fuß leicht über dem andern, was Ruhe und Behagen ausdrückt. Der Oberkörper aber beugt sich nach einer Seite hin. Das verleiht nun zwar der ganzen Gestalt eine gefällige Biegsamkeit und stimmt mit dem in der Regel freundlichen Gesicht überein, schlägt aber ins Unnatürliche aus, sofern insbesondere den weiblichen Gestalten die Taille viel zu eng zusammengeschnürt, dagegen Hüften und Brust zu weit ausgedehnt, den meisten Trimurtigöttern aber noch dazu Köpfe und Arme vervielfältigt werden. So kommt Brahma in der Regel mit vier Köpfen vor, was den vier Vedas entsprechen soll. In Bildern, welche den Kampf der Götter mit den Rakschasas darstellen, bekommt oft ein Streiter so viele Arme, die sich wieder am Ellenbogen theilen und alle Waffen führen, daß sie gleichsam ein Rad um den ganzen Körper bilden. Diese Vervielfältigung der Glieder an einem Körper macht einen fast noch widrigeren Eindruck, als die Zusammenfügung menschlicher und thierischer Gliedmaßen in der ägyptischen Kunst. Im übrigen zeigen sich die indischen Götterbilder meist unbekleidet oder nur mit der nöthigsten Verhüllung, aber mit einer Thurmkrone und kostbaren Bändern um den Hals, die Arme und Beine. — In den Tempelgrotten von Ajayanti kommen ausnahmsweise Wandmalereien vor, welche ganz wie in den ägyptischen Gräbern Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen. Man hat diese längst verlassenen Ruinen in einem tiefen Walddickicht entdeckt. Es scheint ein Kloster der Buddhisten gewesen zu seyn, denn man sah hier kolossale Buddha-

bilder mit krausem Haar, dicken Lippen und lang heruntergezogenen Ohren. So fand sie der englische Lieutenant Alexander, außer dem noch niemand wieder dorthin gekommen zu seyn scheint.

4.
Poesie der Inder.

Neben den Dichtungen, welche sich auf die Götter bezogen und von denen wir die wichtigsten schon haben kennen lernen, pflegten die Inder auch mit großer Sorgfalt der weltlichen Poesie in den verschiedensten epischen, dramatischen und lyrischen Gattungen. Das Alter der meisten dieser Gedichte ist unbekannt. Die vorzüglichsten werden dem Kalidasa zugeschrieben, welcher am Hofe des Wiederherstellers von Ayodha (Oude), des Königs Vikramaditya, im ersten Jahrhundert vor Christo lebte. Einige Dichtungen sind ohne Zweifel älter und gehören vielleicht einer früheren Blüthenperiode der Poesie am Hofe zu Pataliputtra an. Jedenfalls fand die edlere Dichtkunst und insbesondere die dramatische an den Höfen ein Asyl und wußte sich hier von dem eckelhaften Schmutz der brahmanischen Legendenpoesie rein zu erhalten. In der That gibt es kaum einen stärkeren Contrast innerhalb der Poesie eines und desselben Volks und im gleichen Zeitalter, als der zwischen dem Adel Kalidasas und der Satyriasis der barbarischen Dichter, welche die Legenden des Lingam und der Yoni ersonnen haben. Andere schöne und edle Dichtungen sind erst nach Kalidasa in der glücklichen Friedenszeit entstanden, welcher Indien sich nach der Vertreibung der Buddhisten und vor dem Einfall der Muhamedaner, also bis ins 10. Jahrhundert nach Christo zu erfreuen hatte.

Der Grundzug in der indischen Poesie ist derselbe geblieben, wie wir ihn schon in den großen alten Heldengedichten und insbesondere den darin verwobenen Episoden kennen lernten. Eine süße Zärtlichkeit bei keuscher Zurückhaltung, eine glühende Sehnsucht, sanfte Schwermuth, zitternde Angst und doch wieder der standhafteste Muth der Treue,

mit einem Wort die ganze Seelenschönheit des Weibes ist der Inhalt indischer Dichtung. Der männliche Held tritt überall mehr zurück. Doch gewinnt auch der heitere Humor in einigen vortrefflichen Werken sein Recht. Derselbe macht sich auch, wie bei Shakespeare, im Schauspiel neben dem Ernst geltend. In der Form sind mehrere dieser altindischen Dichterwerke, die lyrischen, epischen und dramatischen so vollendet, so durch und durch geistreich gedacht und in kunstvollen Alliterationen und Reimen der schönsten Sprache abgerundet, daß sie den besten poetischen Schöpfungen anderer Völker an die Seite gestellt werden müssen.

Die Ritusanhara (Jahreszeiten) des Kalidasa sind eine Sammlung von Liebesliedern, welche die Stimmungen der Liebenden zu jeder der sechs indischen Jahreszeiten während des Lenzes, der großen Hitze, der Regenzeit, des wiedererwachenden Lebens &c. reizend schildern. Eines der berühmtesten Gedichte Kalidasas heißt „der zerbrochene Krug", weil er Wasser mit einem zerbrochenen Krug zu schöpfen gelobte, wenn jemand ein besseres Gedicht machen könne. Es schildert die Sehnsucht einer jungen Gattin nach ihrem Manne, der immer noch ausbleibt, obgleich die lange Regenzeit schon angebrochen ist. Das Gedicht enthält viele schöne Züge, ist aber nicht so ausgezeichnet wie Meghaduta, „der Wolkenbote", den man demselben Dichter zuschreibt und dessen Inhalt kurz folgender ist: Ein himmlischer Genius, der den Elephanten Indras hüten sollte, hatte es einst verabsäumt, der Elephant war in streng verschlossene Gärten eingebrochen und zur Strafe wurde der Genius auf die Erde verstoßen. In dieser Trauerzeit folgte sein Blick sehnsüchtig einer Wolke, der er Grüße an seine im Himmel zurückgelassene Geliebte mitgab. Der rührende Gesang aber, in den er den Gruß einkleidete, bewog die Götter zum Mitleid und er durfte zur Geliebten zurückkehren. Das Gedicht gehört zu dem Zartesten und Schönsten, was je die indische Poesie geleistet hat.

Kalidasas berühmtestes Gedicht ist das Schauspiel „Sakuntala". Dieses reizende Mädchen, die Tochter einer himmlischen Asparasa und des Büßers Wiswamitra, wird in einem heiligen Walde

bei dem Einsiedler Kannas erzogen und lebt hier wie in einem Paradiese unter Blumen und zahmen Thieren auf, denn alle Thiere des Waldes sind hier gefeyt und unverletzlich. Einst da ihr Pflegevater abwesend ist, findet sie der König Dushantas, der sich auf der Jagd verirrt, und schenkt ihr seinen kostbaren Siegelring. Indem er ein Gespräch belauscht, in welchem Sakuntala einer Freundin in aller Unschuld das Wohlgefallen ausdrückt, welches sie an ihm gefunden habe, wird er selbst in sie immer verliebter und kann sich nicht mehr von ihr trennen. Sie gibt sich ihm ganz hin, versäumt aber über ihrer Liebe, einen Pilger zu ehren, der sie deshalb verflucht, vom König vergessen zu werden, bis er seinen Ring wiedersehe. Unglücklicherweise aber hat sie den Ring im Bade verloren und als Dushantas an seinen Hof heimkehrt, um Vorbereitungen zu ihrem Empfange zu treffen, vergißt er sie plötzlich, fällt aber zugleich in eine tiefe Schwermuth. Unterdeß harrt Sakuntala vergebens auf seine Rückkehr und folgt ihm endlich; aber als sie bei Hof erscheint, erkennt er sie nicht wieder. Verzweiflungsvoll irrt sie im Wald umher, um so tiefer gekränkt, als sie sich schwanger befindet. Ein heiliger Brahmane aber nimmt sich ihrer an und bringt sie in den Himmel zu den himmlischen Jungfrauen (Asparasas), wo sie einen schönen und lebhaften Knaben gebiert. Mittlerweile bleibt der König schwermüthig, bis ihm ein Fischer den Ring wiederbringt, den er im Leibe einer Karpfe gefunden hat. Jetzt kehrt dem König sogleich das Gedächtniß wieder und er eilt, die verlorene Geliebte zu suchen. Gott Indra ist so freundlich, ihm seinen Himmelswagen zu schicken, auf dem er gen Himmel fährt und hier zuerst auf seinen muntern Sohn trifft, ohne ihn zu kennen. Er fühlt sich wunderbar von ihm angezogen.

Wie reich die Eltern, wenn die Kleinen zum Busen aufwärts
Voll Lieb verlangen, der vom Staub der Füßchen unrein!
Wenn dann zu sprechen sie versuchen in holdem Lallen,
Der Zähnchen Blüthen, bei dem Lächeln um Nichts, entfaltend!
Vom Sprößling hier eines mir Unbekannten
Am Leib berührt, wird mir so wohl! ach, wie gar
Muß ihm zu Muth werden in seinem Innern,
Dem Frommen, von welchem der Knabe herstammt?

Das Gedicht ist von hoher und unnachahmlicher Schönheit. Kein idyllisches Stillleben läßt sich reizender denken, als dieses kleine Paradies in einem echten indischen Urwald. Das Mädchen selbst ist ganz Unschuld und Natur, ohne eine Spur von Prätension oder Koketterie. Man hat hier die indische Poesie rein und geläutert von allem Fratzenhaften des Mythus und von der Corruption der Welterfahrung. Der einfache Stoff, der liebenswürdige Charakter hat in Kalidasa auch den größten Dichter und Meister der Sprache gefunden.

Sehr berühmt ist auch das Schauspiel „Urwasi und der Held", welches dem Kalidasa zugeschrieben wird, demselben aber nicht angehören dürfte, weil es nicht so rein ist, wie Kalidasas andere Dichtungen. Es handelt von einer üppigen Haremswirthschaft, von den Gelüsten eines unumschränkten Herrschers und mischt Spott über die Brahmanen ein. Urwasi ist, wie Sakuntala, die Tochter eines frommen Büßers. Ein Nachtgeist entführt, König Pururawas rettet sie. Beide verlieben sich in einander, aber Gott Indra läßt die Schöne in seinen Himmel abholen. Wir werden nun an den Hof des Königs versetzt, und stoßen zuerst auf Widushaka, den Brahmanen, der, halb Falstaff, halb Tartuffe, eine launig aufgefaßte Karrikatur ist. Heilig als Priester und überdies Rathgeber des Königs wie der Königin, macht er sich doch durch seine Beschränktheit und noch mehr durch seine ungeheure Gefräßigkeit verächtlich, zieht sich aber aus allen Verlegenheiten durch einen gewissen Mutterwitz, indem er auch Dummheiten mit einer guten Laune zu sagen weiß. Zu diesem Priester nun kommt die Dienerin der Königin (Ausinari), die sich beklagt, daß der König seit einiger Zeit gegen seine Gattin kalt sey, aber unter dem Vorwand, sich Raths zu erholen, dem Priester nun das Geheimniß, das ihm der König unvorsichtig anvertraute, abschwatzt. Der König kommt dazu, ist sehr liebekrank, denkt immer nur an Urwasi und wird durch den Priester, der ihn zu trösten versucht, sehr schlecht unterhalten. Da erscheint Urwasi mit ihrer Vertrauten unsichtbar und läßt ein Blatt mit einer zärtlichen Zuschrift an den König fallen. Das Blatt findet dessen eifersüchtige

Gemahlin und wird sehr böse, gibt aber am Ende zu, die Geliebte des Königs als Mitfrau neben sich zu dulden. Urwasi aber wird von ihrem Lehrer, einem himmlischen Weisen, dem sie in der Zerstreutheit ihrer Liebe nicht aufmerksam genug zuhört, verdammt, eine Schlingpflanze zu werden und ringelt sich nun um eine Blume. Der König indeß, in seiner Liebesraserei im Walde umherirrend, findet die Schlingpflanze, bildet sich ein, sie sey Urwasi, umarmt sie und sie wird entzaubert.

Eben so schön im Verse, aber auch eine eben so lockere und höfische Beschmeichelung der Maitressenwirthschaft ist das dem Kalidasa zugeschriebene Schauspiel Malavikagnimitra. König Agnimitra hat bereits zwei Gemahlinnen, Dharini und Iravati, als er sich in das Bildniß der Malavika verliebt. Nachher hört er sie bei einem Feste reizend singen und wird immer heftiger in sie entbrannt. Auch sie ist ihm geneigt. Dharini, die herrschende Königin, merkt noch nichts. Sie will einen Asokabaum, welcher nur blüht, wenn ihn der Fuß einer schönen Frau berührt, blühen machen, hat sich aber den Fuß verrenkt und schickt arglos die Malavika hin, das Wunder statt ihrer zu verrichten. Malavikas kleiner Fuß berührt den Baum und er blüht. Im Hintergrunde lauscht der König, tritt hervor und begrüßt liebend das herrliche Mädchen. Eine überaus reizende Scene, die aber durch die eifersüchtige Iravati unterbrochen wird. Kaum hat diese entdeckt, daß der König eine neue Geliebte hat, so eilt sie, es der Dharini zu melden, die sogleich die arme Malavika in einen Kerker werfen läßt. Ein schlauer Brahmane gewinnt ihr den Schlüssel zu diesem Kerker ab, indem er sich stellt, als sey er, für die Königin Blumen suchend, von einer giftigen Schlange gebissen worden. Wolle sie nun nicht am Tod eines Brahmanen Schuld seyn, so solle sie ihm ihren Ring schicken, der gegen Schlangengift helfe. Sie schickt den Ring, bei dessen Anblick die Hüterin des Kerkers denselben öffnet. Schließlich entdeckt man, daß Malavika eine Königstochter ist und sie wird dem König als dritte Gemahlin zugetheilt. Ihr Bruder, ein König, wird dadurch ver-

söhnt und der Krieg, der während des ganzen Dramas in einem etwas blaß gehaltenen Hintergrunde spielt, glücklich beigelegt.

Das dürfen wir nun als das elegante Hofschauspiel an den indischen Höfen ansehen. Daneben finden sich hin und wieder Stücke, die einen romantischen Schauer einflößen sollten, z. B. „Malati" von Bhawabhuti. Die Heldin wird hier von einer Hexe geraubt und soll eben den bösen Dämonen, die in furchtbaren Beschwörungen angerufen werden, zum Opfer geschlachtet werden, als sie noch glücklich gerettet wird.

Ungleich mehr Charakter zeigt das Schauspiel Mrichhakati (der Kinderwagen), welches König Sudraka geschrieben haben soll. Seine Heldin ist zwar nur eine Bayadere, und auch sie schiebt sich als neue Geliebte neben einer Gattin ein, indeß aus den edelsten Motiven und indem sie Opfer bringt. Vasantasena, die sich durch ihre Reize ein wunderschönes Landgut und reiche Schätze erworben hat, lernt den Charudatta, einen verheiratheten unbescholtenen Kaufmann kennen, welcher seinen redlich erworbenen Reichthum großmüthig in Wohlthaten verschenkt hat. Indem sie sich nun mit ihm vergleicht, fühlt sie sich aufs tiefste beschämt und zugleich von schwärmerischer Liebe zu dem biedern Mann ergriffen. Sie vertraut ihm einen Schmuck an, der ihm indeß gestohlen wird. Seine Gattin gibt ihren letzten Schmuck her, um den verlorenen zu ersetzen. Er schickt ihn der Vasantasena zu, die aber schon den ersten Schmuck, der ihm gestohlen worden, wiedererhalten hat. Sogleich, noch in der Nacht eilt sie zu ihm. Ein schreckliches Gewitter hält sie auf.

Gleich einem Fürsten, der erobernd einzieht
In des geschlag'nen Feind's demüth'ge Stadt,
Um stattlich seinen Hof darin zu halten,
Eilt jene dichte Wolke, mit dem Winde,
Mit Hagelpfeilen, Donnertrommeln, Feuern
Des hellsten Blitzes wohlgerüstet, her,
In seinem eignen Himmel, den Monarchen
Der Nacht, zu überfallen und zu schlagen.
Nein, nicht doch; also deut' ich mir es lieber,
Die Wolken, die gleich plumpen Elephanten

Die angeschwollnen Massen vorwärts schieben
Vom Wanderzug der Kraniche geweißt,
Erfüllen peinlich und mit Angst die Luft.
— Gleich einem Elephanten, niederkauernd
Aus Furcht vor den Geschoßen wilder Schlacht,
Sinkt der Ameisen Hügel dort zusammen
Vor all den Regenschauern, und es leuchten
Die Blitze mit so glänzend hellen Strahlen,
Wie so viel goldne Lampen in den Tempeln:
Da, gleich dem Weibe des demüth'gen Gatten,
Das Mondlicht schüchtern durch die Wolken blickt,
— Gleich einer Reihe Elephanten, ziehn
Die Wolken fort durch blitzend Band verknüpft,
Langsamer jetzt auf ihres Gottes Wink,
Der Himmel läßt zur Erde eine Kette
Von Silber nieder; und die Erde selbst
Mit Blüthen leuchtend, holden Duft verbreitend,
Wird wie von demantschaft'gen Speeren jetzt
Durchbohrt von Regenschauern — losgelassen
Aus dunkelsten Blaues rollenden Massen,
Das vor dem Winde aufschwillt, Flammen schäumt
Wie dunkle Meereswellen, die der Sturm
Vorüber peitscht, und brandend an das Ufer schleudert.
Du suchest mich, o Wolke, zu erschrecken
Mit deinem Donner, deinen Wasserpfeilen
Und möchtest meine Bahn zum Vielgeliebten
Mir sperrend hemmen; Schande dir darob!
Nicht hab' ich ein Gelübde dir verletzt,
O, Indra, daß du mächtig donnernd wüthest,
Schlecht steht es dir, den Pfad mir zu verschließen.
O hege Mitleid jetzt mit meiner Liebe,
Wenn jemals selber Neigung du genährt,
Und Ahalya's wegen, die Gestalt
Von ihrem Gatten annahmst. — Zieh die Wolken
Vom Himmel fort — doch — soll es seyn, so wüthe
Und schleudre deinen Keil umsonst herab.
Du kannst des treuen Mädchen Fuß nicht hemmen,
Die in die Arme des Geliebten flieht,
Die Angst an seinem Herzen abzustreifen.

Vasantasena trotzt dem Gewitter und kommt zu Charudatta. Alles klärt sich auf. Er nimmt sie als seine zweite Gattin an und

die erste wird durch die zarte Aufmerksamkeit versöhnt, mit der Vasantasena ihrem Kinde ein hübsches Wägelchen schenkt. Nun aber drohen ihr neue Gefahren. Samsthanaka, ein Prinz, verfolgt die Schöne und will sie, da sie spröde bleibt, umbringen lassen. Der Sklave aber gehorcht nicht, indem er sagt: ich bin für Sünden meines früheren Lebens genug gestraft, daß ich jetzt Sklave seyn muß. Ich will keine neue so große Sünde begehen, daß ich jenseits noch einmal Sklave werden müßte. Nun legt der Prinz selbst Hand an und erwürgt die arme Vasantasena. Der Prinz versteckt die schöne Leiche und klagt den Charudatta als Mörder an. Dieser muß vor Gericht erscheinen und vertheidigt sich kaum, denn er will nicht mehr leben, da Vasantasena todt ist. Der König, Schwager des Prinzen, befiehlt seine Hinrichtung. In diesen Scenen wird jede Schmach auf das Königthum gehäuft. Charudatta wird zum Tode geführt und soll eben sterben, als Vasantasena herbeieilt und ihn fest mit den Armen umschließt, ihn nicht mehr lassend. Ein frommer Büßer hat die vermeinte Leiche gefunden. Sie war nur betäubt und erholte sich bald. Unterdeß hat aber auch Aryaka, ein ungerecht Verfolgter, welchen Vasantasena einst von seinen Ketten befreit hatte, das Volk aufgeregt und den König gestürzt. Alles endet nun in Lust. Charudattas erste Frau, die schon bereit war, sich mit seiner Leiche zu verbrennen, wird von ihm umarmt:

Mein theures Weib, welch Irren kam dich an,
Dich zu vernichten, da dein Gatte lebt!
So lang die Sonne hell am Himmel strahlt,
Schließt nicht der Lotos die verliebten Blätter.

Das ist das höchst merkwürdige Revolutionsstück der Inder, dessen Inhalt und ganze Fassung auf andere Zustände hinweist, als sie in den Schauspielen Kalidasas gefunden werden.

Unter den indischen Lyrikern erwarb sich den größten Ruhm Amaru, der sich als ein schwärmerischer Anhänger des Krischna und Kama verräth, indem er in einer großen Menge von kleinen Liedern alle die liebeseligen Empfindungen besang, die er während seiner See-

lenwanderung durch hundert weibliche Körper erlebt haben wollte. Etwas ähnliches existirt nicht in der Welt.

Merkwürdig ist ein philosophisches Schauspiel, voll Allegorien, ein Vorbild der spanischen Autos. Es heißt Prabodhat-schandrodaja oder der Erkenntniß Mondaufgang. Die darin auftretenden Personen sind die Religion, die Philosophie, die Sinne, Leidenschaften, Intelligenzen, Tugenden und Laster. Es handelt sich um die Trennung des echten Glaubens von der philosophischen Speculation, die sich aber zuletzt als längst ersehnte Geliebte wiederfinden.

Unter den lehrhaften Dichtungen glänzt „Pantscha tantra" (die fünf Abschnitte oder Sammlungen) als die älteste bekannte Fabelsammlung der Inder, jedoch nicht älter als aus dem 5. Jahrh. nach Christo. Als Verfasser gilt Wischnusarman, allein er war eigentlich nur Sammler, wenigstens zog er ältere Dichter aus. Weil in den darin enthaltenen Fabeln, die unter dem Namen Hitopadesa (freundliche Unterweisung) noch besonders ausgeschieden wurden, so viel Lebensweisheit zu finden ist, nannte man das Buch auch in der Sanskritsprache Vidyapriya, Freund der Arznei oder heilsamen Lehre. Daraus machten die persischen Uebersetzer den Dichternamen Bidpai, so daß das Buch unter dem Titel „Fabeln des Bidpai" bekannt wurde. Indem man es wiederum ins Arabische übertrug, erhielt es den Titel „Nalilah und Dimnah", nach den Namen der beiden Schakale Karalaka und Damanaka, die sich im ersten Buch mit einander unterhalten und in ihre Unterhaltung eine Menge Fabeln einflechten. Doch ist diese Sammlung nicht zu verwechseln mit den arabischen Fabeln des Lokmann, die mit den griechischen des Aesop übereinstimmen, obgleich auch ihre Quelle eine asiatische ist. Die Stimmung im Pantscha tantra ist durchweg antibrahmanisch, ohne buddhistisch zu seyn. Die empfindsame Reise des Brahmanen Paramarta mit seinen fünf Schülern ist das Vorbild aller spätern Schildbürgergeschichten und tragikomischen Abenteuer einfältiger Gesellen, ähnlich dem alten deutschen Schwank von den sieben Schwaben. Die Brahmanen werden darin aufs boshafteste, aber zugleich witzigste verspottet. Sie ist im indischen selbst öfters nachgeahmt worden,

z. B. in dem tamulischen Guru Nuble. Auch waren mehrere sehr derbe Lustspiele ausdrücklich auf Verhöhnung der Brahmanen berechnet. Waren die letztern wirklich so verdorben, oder gab es an den Höfen aufgeklärte und politisch kluge Könige, welche die Brahmanen herabdrückten und über die sie dann spotteten, wie der Hof Ludwigs XV. über den Tartuffe? Im Lustspiel „Durta Nataka" erscheint der Brahmane Mureswara als ein solcher Tartuffe, indem er den Pietisten spielt, aber eine hübsche Tänzerin bei sich versteckt hat, durch deren Auffindung er unendlich beschämt wird. In einem andern Lustspiel „Samagama" zanken sich zwei Brahmanen um ein Freudenmädchen und ein dritter, welcher entscheiden soll, eignet das Mädchen sich selbst zu. Noch toller ist das Lustspiel „Kautuka Serwaswa." Hier sammelt der Prinz Kaliwatsala um sich den Auswurf gottloser Menschen und empfängt von ihnen die lasterhaftesten Lehren, die alle Moral geradezu umkehren. Am Schluß dieser saubern Unterhaltungen läßt er alle Brahmanen einkerkern und unter Trommelschlag das Laster als Tugend ausrufen. Das Lustspiel „Hasyarnava" aber, verfaßt von Jagaddisa, übertrifft alle andern als die derbste Satire auf die Corruption aller Stände.

Vorzügliche Beachtung verdient noch eine der späteren Sammlungen indischer Märchen, erst im 12. Jahrh. nach Christo verfaßt von Somadeva, aber angefüllt mit den geistvollsten Mythen und Legenden älterer Zeit, nur daß sie alle in der gefälligen Märchenform, gleich der arabischen 1001 Nacht, erzählt sind. Die Einkleidung ist noch viel kunstreicher, als die jenes arabischen Werkes. Wenn man eine Erzählung wie die Schale eines Eies öffnet, quillt uns schon wieder die eines andern Eies entgegen. Wir glauben uns in ein Labyrinth von Erzählungen verloren und doch führt uns die geschickte Hand des Dichters wieder sicher hinaus. Höchst eigenthümlich und anziehend sind die Märchen von Shiwa und Parwati, welche als Menschen wiedergeboren nicht wissen, welch göttlichen Ursprungs sie sind, sich als Fremde kennen lernen, aber einander lieben und plötzlich erkennen, sie seyen die höchsten Götter und schon längst einander vermählt.

Viel lockerer zusammengefügt sind die Avadanas, indische Fabeln und kleine Erzählungen, die man bisher nur in chinesischer Uebersetzung aufgefunden hat, die aber viel Sinnreiches und Schönes enthalten und durchaus von sittlicher Würde getragen sind.

5.

Buddhistische Dichtungen.

Die Lehre Buddhas eignete sich, in phantastischen Dichtungen auszuschweifen, doch hielt sie innerhalb der indischen Grenzen immer noch die Manier der Puranas fest und verlor noch nicht das eigentlich indische Gepräge, erst indem sie einerseits zu der malayischen Race im Süden, andrerseits zu der mongolischen im Osten und Norden vordrang, verwilderte sie vollends und nahm fremdartige Elemente in sich auf.

In den buddhistischen Legenden und Dichtungen der eigentlichen Inder herrscht zunächst dieselbe theologische Polemik des Buddhismus gegen die Trimurtilehre, wie unter den besondern Anhängern des Brahma, Wischnu und Shiwa. Es kommt fast immer nur darauf an, den einen Gott auf Kosten der übrigen zu erheben. Anfangs ist das Band, was alle Inder im Glauben einigt, noch nicht völlig zerrissen. Der Buddhist erkennt die Trimurtigötter noch an, sofern sie sich zu ihrem Buddha noch verhalten wie Diener zum Herrn, Schüler zum Meister. Zuweilen erscheinen sie als seine Emanationen, so wie auch Maya als Mutter des Buddha aufgefaßt wird. Der Umstand, daß Maya ihn als Jungfrau geboren haben soll, hat später den Irrthum genährt, als sey der Buddhismus schon ursprünglich dem Christenthum verwandt gewesen. Der Legenden und Dichtungen, in welchen Buddha nun mit den alten indischen Göttern noch verbunden und denselben nur übergeordnet erscheint, gibt es in großer Zahl und sie sind häufig sehr läppisch. Es genüge, hier nur ihre Beschaffenheit angedeutet zu haben. — Mit den Puranas haben

die buddhistischen Legenden auch noch die Vergötterung des Priester- und Büßerstandes gemein, ja hier erreicht diese Gattung von Poesie erst ihren Gipfelpunkt, denn der Buddhist ist schon von Anfang an dem höchsten Gotte gleich gestellt und es kommt lediglich auf seinen Willen an, Gott zu werden, wogegen der brahmanische Büßer von Anfang an den Göttern tief untergeordnet ist und seine Bekehrung durch Ascese immer eine Art Rebellion bleibt, daher ewig von den Göttern abgewehrt wird. In einer Menge von brahmanischen Dichtungen wird der übermüthige Büßer in dem Augenblick, in welchem er der Götter Meister geworden zu seyn glaubt, durch dieselben beschämt, bestraft und in seine Unbedeutenheit zurückgestürzt. In den buddhistischen Legenden aber geht der Büßer ohne Schwierigkeit in Gott über und wird mit ihm ein Wesen.

Den reinsten buddhistischen Charakter tragen diejenigen Dichtungen, in welchen Buddha sich in hingebender Liebe nicht nur für die Menschen, sondern für alle Geschöpfe opfert. Die abendländischen Mysterien des Osiris und Dionysos kannten auch einen sterbenden Gott, aber sie legten demselben nicht die Liebe bei, sie machten ihn zu einem gezwungenen, nicht zu einem freiwilligen Opfer. Der schöne Buddhacharakter wurde aber in den Buddhalegenden vielfach karrikirt. Es genügte nicht, den Gott mit dem Sandelholz zu vergleichen, welches unter der Axt, die es fällt, den süßesten Wohlgeruch verbreitet. Die Buddhalegenden namentlich auf Ceylon und in Tibet erzählen, wie Buddha sich freiwillig in einen Hasen verwandelt und vom Jäger habe erlegen lassen, um diesem zur Speise zu dienen, wie er einmal in der Wüste sich den ganzen Leib zerschnitten und mit den Stücken die wilden Thiere gefüttert, wie er einmal seine Frau einem Bettler geschenkt habe ꝛc.

Die Siege Buddhas über die bösen Dämonen in den Ländern, in die seine Lehre eindringt, bilden den Inhalt vieler und ausgezeichneter Dichtungen. Darin wiederholt sich ein Sinnbild, welches auch in der h. Schrift vorkommt, der Sieg über die Schlange. Der wandernde Gott tödtet überall, wohin er seinen segensreichen Fuß setzt, die Schlangen, welche dort vorher das Land beherrschten.

Auf der großen Insel Ceylon, welche heute noch ein Hauptsitz des Buddhismus ist, leben merkwürdige Andenken des Gottes fort, vor allen der berühmte Fußtapfe auf dem s. g. Adamspic, eine 11 Fuß lang in Stein gehauene Fußspur (welche später von den Muhamedanern dem Adam zugeschrieben wurde). Hieher soll Buddha zuerst seinen Fuß gesetzt haben. Weit im Osten in Siam zeigt man den Auftritt des zweiten Fußes, denn mit einem Schritt soll der Gott beide Länder für seine Anhänger eingenommen haben. Bemerkenswerth erscheint in dieser Legende, daß er den linken Fuß auf Ceylon, den rechten aber auf das siamesische Gebirge setzte, also das Gesicht der indischen Heimath zugewandt hatte. Eine andere Reliquie von ihm ist auf Ceylon der große Elephantenzahn, sofern er einmal dort als weißer Elephant erschien. Im Uebrigen faßt die Legende den Gott großartig als Wiederhersteller der Welt auf, denn er soll jenen Riesenschritt auf Ceylon und Siam unmittelbar nach der Sündfluth gemacht und mithin diese Länder erst zu Tage gebracht haben. Vielleicht bezieht sich darauf der Umstand, daß bei dem großen Fest des Gautama das ganze Volk nur nackt erscheinen darf, wie unmittelbar nach der Schöpfung. Wieder anders faßt die überaus reiche Legende von Ceylon die Besitzergreifung der Insel durch den Gott ganz so wie die Siege des Zeus über die Titanen auf. Das Land ist voll Riesen, aber der Gott erscheint im Gewitter und zerschmettert die Unholde mit seinen Blitzen. Endlich läßt die Legende den Gott über den Schlangenkönig Oddy siegen, den blauäugigen Teufel, der ganz von giftigen Schlangen umringelt ist. Nicht minder ausschweifend sind auf der Insel Java die buddhistischen Dichtungen Kanda und Manek Maja. Hier führt Buddha den Namen Guru und wird mit den Göttern der Brahmanen verbunden.

Hier auf der Insel stießen die einwandernden Buddhalehrer überall auf die olivenfarbenen Malaien, eine der niedern Menschenracen, jedoch höher stehend als die Neger. In Hinterindien dagegen, dem heutigen Birma, Siam, Ava, Pegu, Cochinchina war die malaische Race schon in unvordenklicher Zeit von Norden her mit der mongolischen vermischt worden und zeigt heute noch die dunkle Hautfarbe

des Südens mit den breiten Backenknochen und schiefen Augen der Mongolen verbunden. Der Buddhismus kam, wie die übereinstimmenden Legenden von Ceylon und Siam beweisen, in das letztere Reich direct aus Indien und nicht über China, wohin der Buddhismus erst über Tibet durch die Hochgebirge Asiens eingedrungen zu seyn scheint.

Auch in Siam und überhaupt dem hinterasiatischen Festlande wurde Buddha als weißer Elephant und in seinen Fußtapfen und Reliquien in Dhagops und weitläufigen und reichgeschmückten Tempeln verehrt, die heute noch durch ihre pyramidalische Form, reiche Ornamentik und Vergoldung auffallen. Buddha heißt hier Gautama, auch Sommonokodam, in Pegu Maha Sundera. Die bedeutendste Legende in Siam ist die von den Kämpfen des Sommonokodam mit dem bösen Dämon Dewahda (Tewelat).

Zwölftes Buch.

China.

1.

Die mongolischen Völker.

Unter diesem Gesammtnamen begreifen wir alle Völker, welche die gelbe Hautfarbe, die kleinen, schiefen Augen und breiten Backenknochen von allen andern Menschenracen unterscheiden. Sie fanden ihre Heimath im Norden und Osten Asiens, wo sie noch heute wohnen, sie stellen aber dort auf eine merkwürdige Weise zwei Extreme dicht neben einander dar, das bestialischer Roheit, Unsauberkeit und Grausamkeit in den hohen Steppenländern und das der raffinirtesten Verfeinerung und Ueberbildung in den fruchtbaren Niederungen.

Als Hauptäste des Mongolenstammes unterscheiden wir erstens im ganzen Norden Asiens den finnischen Völkerast, dessen edelste Zweige sich nach Süden ausbreiteten als Avaren, Chazaren, Petscheneger, Komanen, die wir alle im Mittelalter werden gegen Europa vordringen sehen, während die nordischen Zweige sich als Esthen, Letten, Preußen, Finnen rings um den finnischen Meerbusen her ausbreiteten und zuletzt als Lappländer und Samojeden im Eis und Schnee der Polarzone verkümmerten. Zu ihnen gehören ferner die sämmtlichen sibirischen Völker, Tungusen, Dauren und die Mandschu,

die seit zwei Jahrhunderten in China herrschten. Zu ihnen gehörte wahrscheinlich auch das längst untergegangene Volk der Tschuden, deren Gräber am Jenisey, am Irtizsch und Altai und an der Wolga durch den darin verborgenen Goldreichthum berühmt sind. Man bezieht auf sie die Märchen, welche Herodot von den Geistern und goldbewahrenden Arimaspen erzählt hat, und glaubt daß auch der Name der Skythen von dem ihrigen entnommen sey. Sonst wissen wir aber nichts von ihrer Cultur. Im Gegentheil waren und sind noch alle finnischen Stämme einfache Hirten, Fischer, Ackerbauer ohne höhere Cultur.

Der zweite Hauptast begreift die Völker der mittelasiatischen Steppe in sich, südlich von den finnisch-sibirischen Stämmen, von ihnen getrennt durch das Gebirge Altai. Diese sind es, die man vorzugsweise Mongolen und deren Land man die Mongolei nennt. Zu ihnen gehören die alten Hunnen, die zahlreichen Kalmucken, Kirgisen, Buräten ꝛc., sämmtlich Nomaden, die mit ihren Heerden durch die Steppen im Nordwesten Chinas und die ungeheure Steinwüste Gobi ziehen und die von uralter Zeit her gleich den Arabern als die schnellsten Reiter und zugleich auch durch ihre Kameelzucht berühmt sind. Das Leben in der Wüste hat ihnen dieselben Gewohnheiten aufgenöthigt im Norden wie den Arabern im Süden. Im Uebrigen sind sie der Race nach himmelweit von den Arabern verschieden und fehlt ihnen vor allem die Ritterlichkeit und das hohe Bewußtseyn der Ehre. Sie waren von jeher schrecklich schmutzig und sklavisch, und nur dann furchtbar, wenn sie zu hunderttausenden einem beute- und blutgierigen Despoten nachschwärmten. Ueber die Grenze zwischen diesem häßlichen Volk und den edeln Türken am kaspischen See ist überaus viel gestritten worden. Die Türken, Turkomannen, die alten Saken, Parther, Bactrier, Perser, Kurden, Kaukasier gehörten und gehören alle der edlen arischen Race an und stellen heute noch die schönste körperliche Entfaltung derselben dar. Mit diesem schönsten aller dermalen noch die Erde bewohnenden Menschenstämme kann nun unmöglich gerade der häßlichste, nämlich der kalmuckische, verwechselt werden, und doch streiten die Gelehrten immer noch, wo

ihre Grenzen waren, weil man unter dem Namen der Hunnen und Tataren in der That beiderlei Racen begriffen findet, wie denn schon der skythische beide umfaßt hat. Die Hunnen sind uns von römischen Geschichtschreibern so deutlich als Mongolen beschrieben, daß über sie kein Zweifel obwalten kann, und auch von den Tataren haben wir ganz ähnliche Nachrichten. Die Tata oder Tadsche der Chinesen sind reine Mongolen gewesen. Gleichwohl ist der Name der Tataren auch auf offenbar edlere türkische Stämme übertragen worden und öfters haben mehrere solche Völker zugleich unter einem Eroberer dienen müssen. In diesem Grenzstreit der asiatischen Völker ist die unverbrüchliche Regel, daß der chinesische Staat im Osten Asiens es immer nur mit verwandten finnischen und mongolischen Stämmen zu thun gehabt hat, und nicht mit den ihm gänzlich fremden und viel zu weit im Westen von ihm abwohnenden Türken. Erst in sehr später Zeit, als sich das chinesische Reich bis weit in den Westen ausdehnte, kam es mit den Türken und überhaupt mit dem arischen Menschenstamm in Berührung. Die Hiognu, die man für die Hunnen und zugleich für Türken hat ausgeben wollen, sind Mongolen gewesen. Türken sind niemals auch nur bis an den Steinwall der Wüste Gobi, geschweige über sie hinausgekommen. Das eigentliche China ist nie von einem andern Völkerstamm angegriffen oder erobert worden, außer von raceverwandten Steppenmongolen und Sibiriern. Nur deshalb sind alle Eroberer Chinas in kurzer Frist selber Chinesen geworden.

Den dritten Hauptast des mongolischen Völkerstammes bildeten die Chinesen und was sie von den Steppenmongolen unterschied, war eigentlich nur die höhere und ganz eigenthümliche Bildung, welche sie erwarben, denn physisch zeigte sich bei ihnen und den Mongolen kaum ein Unterschied. Zwar gibt es innerhalb Chinas selbst eine Menge verschiedener Stämme, alle haben jedoch einen gemeinschaftlichen Racentypus, überall in den Hauptzügen des Charakters wie des Gesichts unverkennbar.

Den vierten Hauptast umfassen die schon genannten hinter-

indischen Cochinchinesen, Siamesen, Birmanen rc., die sich mit Malaien vermischt haben.

Den fünften sandte der mongolische Stamm nach der Halbinsel Korea und nach den großen japanischen Inseln aus, allein auch bei ihnen herrscht der entschiedene Racentypus über die Besonderheiten vor, welche diese östlichsten Mongolen von den westlichen und südlichen unterscheiden.

In Bezug auf die politische und Culturgeschichte wäre von Bedeutung, zu erfahren, wie sich die goldreichen Tschuden zu dem ältesten Culturstaat in China verhalten haben. Das liegt aber völlig im Dunkel und wie es scheint, waren sie durch die Wüste Gobi beiderseits getrennt ohne von einander zu wissen.

Wir müssen uns die gesammte mongolische Race denken als zerstreut in ursprüngliche nomadisirende Familien, welche sich zu Horden vermehrten. Die Horde oder wandernde Gemeinde (die Familien mit ihren Sklaven) ist heute noch die Grundlage alles mongolischen Staatslebens. Aus vielen von einem kühnen Führer zusammengezwungenen Horden entstanden von Zeit zu Zeit große Kriegsvölker, deren Heerlager am Ende als eine Residenzstadt stehen blieb. In der Regel aber lösten sich solche schnell entstandenen Wüstenreiche auch bald auf und die Horden vereinzelten sich wieder, bis ein neuer Sturm sie wie Sand auf einen Haufen warf, der dann abermals zerrann.

Nur in China und Japan gestaltete sich eine feste und so dauerhafte Lebensform, daß sie unverändert durch Jahrtausende dieselbe geblieben ist. Beides, jenes rasche Aufwallen eines ungeheuren Völkermeers in der Wüste, wie dieses mumienhafte Erstarren eines lebendigen Volkes, hat etwas Gespenstisches an sich. Die Nomaden der Wüste hat die h. Schrift unter Gog und Magog begriffen und läßt sie als furchtbare Drohung für alle übrigen Völker wie eine Wetterwand am nordischen Horizonte stehen, in jahrhundertlanger Ruhe, bis sie plötzlich in Bewegung kommen und als ein furchtbares Ungewitter die Pforten des Kaukasus durchbrechen und als Gottes Strafgericht den zitternden Westen überziehen. Ein Schreck-

gespenst bis zum Weltende. Daneben erscheinen die Culturvölker in China und Japan nun wieder fast lächerlich, als Karikaturen der wahren Cultur, als Automaten, die sich nur maschinenmäßig im ewigen Geleise fortbewegen, oder wie in einem stillen Wahnsinn befangen, also eben so unheimlich. Das am meisten Gespenstische an den Chinesen ist aber ihr Verstand, eine durchaus achtbare Nüchternheit im Denken, die aber jegliche edlere Begeisterung, jegliches Erfassen irgend eines höhern Ideals ausschließt und daher vorzugsweise die Alltäglichkeit und unausstehlich langweilige Unveränderlichkeit im innern und äußern Leben des Chinesen bedingt, das Urphilisterthum, dem alle gebildeten Nationen sich mehr oder weniger nähern, sobald sie über dem irdisch Nützlichen das göttlich Schöne vergessen.

In jenen seltsamen Chinesen enthüllte sich am allerfrühesten jene Seite der Menschheit, die erst in den letzten Zeiten auch im Abendlande zum Vorschein gekommen ist. Ihre Betrachtung muß uns daher in mehr als einer Hinsicht lehrreich werden. Lange vor Christi Geburt, in einer Zeit, in der ganz Europa noch in tiefer Barbarei lag, gab es in China schon ein ganz modernes Staatsbeamtenthum, Schulwesen, Zopf- und Philisterthum, wie es erst im vorigen Jahrhundert bei uns aufkam.

2.

Der gelbe Fluß.

Die weitausgedehnte Hochebene, steinig im Osten, sandig im Westen, die Wüste Gobi oder Kobi genannt, fällt gegen Südosten steil ab und erscheint von hier aus als ein schwer zugängliches Gebirge. An diese Wüste reihen sich südwestlich die Hochgebirge von Tibet und gehen in das indische Himalayagebirge über. Dieser ganze Kranz von Bergen aber schließt das weite Tiefland von China ein, dessen flache Ufer sich im Osten gegen das stille Weltmeer ausbreiten. Durch die Flüsse, die aus den westlichen Gebirgen mitten

durch das Niederland bis zum Meere laufen, wird das Erdreich hier eben so fruchtbar gemacht, wie Mesopotamien durch den Euphrat und Tigris und Aegypten durch den Nil.

Der größte dieser chinesischen Flüsse heißt Hoang-ho (der gelbe Fluß), von seiner Farbe. Ihm entlang ging die erste Wanderung der Menschen, die aus dem Ursitz im Westen herkamen. An seinen Ufern wurde zuerst der Ackerbau gepflegt und das erste Reich gegründet. Deshalb ist Gelb die Reichs- oder Kaiserfarbe in China geblieben und der Titel des Kaisers ist Hoangti, der gelbe Herr. In dem Worte Ti liegt derselbe Begriff, wie im griechischen Theos (Gott). Zum zweiten der großen Ströme Chinas, Kiang oder Wang, kamen die Chinesen erst tausend Jahre später als zum gelben Fluß. Er läuft mit diesem parallel und zwischen beiden liegt das eigentliche China (Maha-Tschin, das große Tschin), welches nach und nach durch Canalisation noch fruchtbarer gemacht, mit Städten bedeckt und ungeheuer volkreich wurde.

Nach ihrer eigenen ältesten Ueberlieferung kamen die Chinesen aus den westlichen Gebirgen vom Norden Indiens her und hielten sich auch in der ersten Zeit noch im Alpenlande auf, ehe sie in den Tiefen sich ansiedelten. Der schneereiche Kuenlun mit dem Berggipfel Tschungling im äußersten Westen galt den Chinesen als ihr Urberg und Paradies, wie den Indern der Meru. Sie fanden das Land im Osten noch im wilden Naturzustande, hauptsächlich voller Sümpfe, weil die zahlreichen Flüsse leicht über die seichten Ufer traten. Auch waren schon vor ihnen einige völlig rohe Völkerstämme eingewandert, theils nackt und tätowirt, theils in Thierfellen. Wie es scheint, kostete die Urbarmachung des überschwemmten Landes unter feindlichen Nachbarstämmen viele Mühe, und wurde die Ausbildung eines einzigen Großreichs dadurch erschwert, daß auch unter den schon civilisirten Chinesen Zwietracht eintrat und öfters mehrere Reiche neben einander bestanden.

Aus der durchaus fabelhaften Geschichte, welche die Chinesen aufgezeichnet haben, ist nur wenig zu entnehmen, was sich eigentlich nicht von selbst verstände. Nämlich, daß irgend einmal ein

großer Fürst oder Gesetzgeber und Weiser das Volk aus dem Rohen herausgearbeitet habe. Die Namen und Daten in den chinesischen Annalen sind indeß mythisch. Ungefähr 3000 Jahre vor Christi Geburt soll Fohi der erste chinesische Fürst oder Kaiser gewesen seyn, der das Fischen mit Netzen, die Musik, die Schrift und das Rechnen erfunden, die Ehen geordnet und die erste Bureaukratie eingerichtet haben soll, nämlich die Hierarchie der Mandarinen (Staatsdiener), die heute noch in China besteht, als die einzig rechtmäßige Vormünderin des Volks. Sein Nachfolger Shin-nong soll zuerst den Ackerbau, aber auch die Arzneikunde, der nächste, Hoang-ti, das Maaß, die Münze, die Färberei, die Glocken, die Waffen und die Magnetnadel erfunden haben. Er zuerst vereinigte die Menschen in Städte. Seine Gemahlin aber erfand die Seidenzucht. Auf ihre Namen also ist die älteste Civilisation der Chinesen in drei Grundzügen, zuerst als die eines Jäger- und Fischervolks, eines ackerbauenden und endlich eines Industrievolkes getauft, die folgenden Kaiser sind unbedeutend oder entarten schon. Von den drei ersten Regenten aber erfahren wir sonst nichts, als daß sie große Erfinder und Gründer des Staats waren. Fohis Geschichte ist märchenhaft ausgeschmückt. Er soll von einer Jungfrau geboren worden seyn, nachdem ein Regenbogen dieselbe umschwebt habe ꝛc. Der ganze Anfang der chinesischen Geschichte wiederholt sich aber noch einmal, denn im J. 2357 vor Christo soll eine Art Sündfluth, eine ungeheure Ueberschwemmung ganz China verschlungen haben, worauf das neue Land durch einen neuen weisen König und Gesetzgeber, den Yao, abermals neu civilisirt und organisirt wurde. Insbesondere wird demselben der erste großartige und systematische Canalbau zugeschrieben, durch den allen künftigen Ueberschwemmungen vorgebaut werden sollte. Auch seine Geburt war von Wundern umgeben, ein rother Drache hatte seiner Mutter vorgeschwebt, daher der Drache das kaiserliche Wappenthier wurde. Auf dem Rücken einer Schildkröte las er die ganze Geschichte des Reichs ꝛc. Ein Phönix ließ sich zu seiner Zeit sehen, wie immer nur unter den besten Regenten. Ihm schreibt man auch die erste Sternkunde zu. Er soll einen Himmelsglobus

besessen haben, auf dessen blauem Grunde die Sterne durch funkelnde Edelsteine bezeichnet waren.

Mit diesem Yao nun begann die erste der 22 chinesischen Kaiserdynastien, die in der Geschichte des Volkes verzeichnet stehen, die s. g. Hiadynastie. In ihr kommen schon wieder schlechte Regenten vor, gegen welche sich dann auch Aufruhr erhebt und es zeigt sich ganz dieselbe Erscheinung wie in Babylon. Des fruchtbaren Landes übergroßer Reichthum zieht eine üppige Sinnlichkeit groß. Wie deren erste Vertreterin im abendländischen Mesopotamien die Semiramis war, so hier im morgenländischen die Meihi. Dieses schöne Mädchen verführte den Kaiser Kie zu den abscheulichsten Wollüsten und niedrigsten Vergnügungen unter Sängern, Tänzern und Komödianten. Die obscönsten Schauspiele wurden vor ihm aufgeführt. Damit verband sich ein ungeheurer Luxus. Meihi ließ ihre Gemächer mit einem Mosaik von Edelsteinen pflastern. Zur Ergötzung des einfältigen Kaisers wurden ganze Berge von Speisen aufgehäuft, die das Volk stürmen und ganz aufessen mußte. Daneben wurde ein großer See gegraben, mit Branntwein gefüllt und das Volk zugelassen, bis die Betrunkenen in Menge ersoffen. Der Harem des Kaisers zählte 30,000 Frauenzimmer und Kie fühlte sich so glücklich im Besitz alles dessen, was die Sinne erfreut, daß er sich nur beklagte, das Leben sey so kurz und fast die Hälfte davon gehe durch Schlaf verloren. Da ließ Meihi einen großen Palast ohne Fenster bauen, worin er bei glänzender und immerwährender Beleuchtung nicht merkte, wann Tag oder Nacht sey, und wo er beständig von nackten Personen umgeben in paradiesischer Wonne lebte. Davon soll das berühmte chinesische Laternenfest seinen Ursprung haben. Aber die Kosten für die Verschwendungen des Hofes waren nicht mehr aufzubringen. Da machte eine Revolution der üblen Wirthschaft und zugleich der Hiadynastie ein Ende, 1765 vor Christo.

Ihr folgte die Schang-Dynastie, welche die Residenz, vom gelben Fluß der großen Ueberschwemmungen wegen nach Honan verlegte und anfangs gut that, in welcher aber zuletzt die Ueppigkeit abermals überhand nahm. Auch diesmal, in der Mitte des zwölften

Jahrhunderts, war es wieder ein Weib, von welcher der größte Unfug ausging, die Kaiserin Tanki, die ihren Gemahl Tcheou wieder zu fabelhaften Verschwendungen und Unthaten verführte. Ihr schreibt man die erste Erfindung der grausamen Mode zu, derzufolge sich die Chinesinnen die Füße müssen zusammenpressen lassen, damit dieselben so klein wie bei Kindern bleiben. Auch soll sie sich an Martern ergötzt haben, denen ähnlich, welche der Tyrann Phalaris erfand, indem sie Menschen zwang, eine glühende Statue zu umarmen. Aber auch sie wurde durch eine Revolution gestürzt und getödtet und damit endete die zweite Dynastie. Unter der dritten wurde Loyang die Residenz. Eine Rückkehr zur älteren Einfachheit und Tugend bezeichnet der Kaiser Kangvang, welcher nicht in seinem Palaste, sondern unter einem alten Weidenbaume dem Volke Recht sprach. Bald darauf begannen auch schwere Kämpfe mit den Mongolen der Wüste. Das Glück aber, die Macht und der Reichthum verführten die Thronerben immer wieder. Da berichten die chinesischen Annalen vom J. 878 einen schönen Zug von der Treue eines Mandarin. Gegen den tyrannischen Kaiser Li war das Volk aufgestanden und plünderte seinen Palast. Li war entflohen, da suchte die wilde Rotte seinen Sohn, um ihn zu zerreißen. Tschaokong aber, der Mandarin, gab, um den Prinzen zu retten, seinen eigenen Sohn für denselben aus und sah ihn umbringen. Die Geschichte der folgenden Kaiser ist voll von Unruhen, äußern Kriegen und innern Revolutionen und Theilungen. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts aber erfolgte wieder eine Verjüngung und Sammlung des chinesischen Reiches, indem unter der Regierung des Kaiser Kingvang der große Weltweise Kong-fu-tse (Confucius) auftrat und in festen Linien dem Chinesenthum die Bahn und Grenze zog, innerhalb welcher es sich bis auf den heutigen Tag unabänderlich bewegt.

Man faßt diesen großen Lehrer gewöhnlich als einen Neuerer auf, da er doch nur das Alte sammelte, ordnete und bestätigte. So wenig nach ihm eine wesentliche Aenderung im öffentlichen und Privatleben, in der Denkweise und im Geschmack der Chinesen eingetreten

ist, ebenso wenig hat er selbst etwas Neues geschaffen, das Chinesenthum geändert, oder auch nur ändern wollen oder können. Das Chinesenthum stellt sich überall nur als ein zäher, gleichsam versteinerter Familiengeist dar, wie das Judenthum, feindselig allem Fremden, aber auch jeder persönlichen Genialität, welche die Schranken des gewohnten durchbrechen möchte. Daher auch die Chinesen gleich den Juden, alle andern Völker verachtend, unter sich einen Geburtsunterschied nicht kannten, sondern alle, als zu derselben Familie gehörend, sich gleich waren. Die ganze Staatseinrichtung in China war nur ein erweitertes Familienleben, die Bürgerpflicht nur eine kindliche Obliegenheit und die Regentenpflicht eine väterliche. Es bestand eine Ceremonie, der zufolge der Kaiser jährlich einmal wie ein kleines Kind eingewickelt von Hebammen durch die Straßen getragen wurde, oder von seiner Mutter sich sogar eine öffentliche Züchtigung gefallen ließ. Die Eltern und Vorfahren wurden als solche zu Göttern erhoben und blieben dem echten Chinesen sogar die einzigen Götter, denen er Altäre errichtete und zu denen er betete. Alle Ehre, welche der einzelne Chinese sich erwarb, wurde nicht auf die Kinder, sondern auf die Eltern übertragen. Das Kind des angesehensten Mannes, der vielleicht zu einem obersten Mandarinen oder Vasallenfürsten erhoben war, wurde wieder ein gemeiner Chinese und nur die Ahnen wurden gefürstet. So blieb Kong-fu-tse selbst ein Privatmann und Gelehrter, bis ihn der Kaiser zum Mandarinen machte, und seine Nachkommen gingen wieder in die gemeine Masse über. Nach seinem Tode aber wurde ihm der Rang eines Kaisers zuerkannt und somit alle seine Vorfahren zu einer Dynastie gemacht, die niemals regiert hatte. Aus diesen Zügen ist der Familiengeist der Chinesen und ihre instinktartige, keiner Belehrung zugängliche Anhänglichkeit an das Alte und Gewohnte hinlänglich zu erkennen. Derselbe muß sich schon lange vor Kong-fu-tse in den Familien ausgebildet haben, die den Grundstock des chinesischen Volkes bildeten.

Erscheint uns dieser stete Rückblick ins Vergangene, das Erstarren in der gewöhnlichen und immer sich gleichen Weise, die Ab-

sperrung gegen alles Fremde und Neue auch im hohen Grade einseitig und bornirt, so erblicken wir doch hierin nur das eine Extrem, welches mit einer gewissen weltgeschichtlichen Nothwendigkeit dem andern im Westen zur Geltung gekommenen Extrem einer ewigen Neuerung und eines unstäten ziellosen Fortschritts gegenüber steht. Es ist wunderlich genug, daß es solche Extreme gibt, aber eins erklärt und entschuldigt wenigstens das andere und an dem Beispiel eines jeden von beiden erkennt man, was die Menschheit eigentlich zu vermeiden hat, wenn sie den richtigen Weg in der Mitte finden will.

3.

Kong-fu-tse.

Kong-fu-tse, der „Fürst der Weisheit", geb. 550 vor Christo, gab den Chinesen in drei heiligen Büchern (King) die Grundlage ihrer gesammten Bildung. Diese Bücher aber enthielten nur, was vorher schon gedacht und sogar niedergeschrieben war. Das philosophische Yking wurde von ihm selbst auf die Urlehre des Fohi zurückgeführt; das rein historische Schuking enthielt nur eine Sammlung der älteren geschichtlichen Aufzeichnungen, und das poetische Schiking eine Sammlung der ältesten Volkslieder. An diese drei King schlossen sich sodann noch Commentare derselben und Lehrbücher des Ceremoniats.

Die Urlehre des Yking ist ein Dualismus, der aber dem babylonischen viel näher steht als dem persischen. Es handelt sich nämlich nicht um den Streit des guten und bösen Princips, sondern ganz so wie im babylonischen Urmythus der Omorka nur um den Gegensatz von Himmel und Erde, Activität und Passivität, Mann und Weib. Indessen faßt der nüchterne Chinese den Gegensatz nicht mit so glühender Sinnlichkeit als eine ewige Hochzeit der Welt auf, wie der üppige Babylonier und griechische Dionysosverehrer. Vielmehr entwickelte Kong-fu-tse aus der uranfänglichen Zweiheit nur

eine äußerst langweilige Symmetrie von einander gegenüberstehenden Begriffen in der körperlichen, wie in der moralischen Welt. Das Urmännliche Yang und Urweibliche Yn (Lingan und Yoni der Inder) theilten sich in alles, was da ist, weil in jeglichen Dingen entweder mehr der active oder der passive Pol erkennbar wird.

Das Wichtigste, was aus diesem merkwürdigen Dualismus folgt, war die Vorstellung einer ewigen Correspondenz zwischen der sinnlichen und sittlichen Welt, aber nicht, wie dieselbe von der chaldäischen und ägyptischen Astrologie vorausgesetzt wurde, in der Art, daß die Natur stets die Norm für die Staatsordnung bildet, sondern gerade umgekehrt in der Art, daß die Natur sich nach der letzteren richtet. Herrscht nämlich in der Natur einmal der weibliche Pol vor im Erd- und Wasserleben, Erdbeben, Ueberschwemmungen, nasser und finstrer Zeit, so wurde das nur als das Nachbild eines ähnlichen Zustandes in der sittlichen Welt und als nothwendige Folge und Strafe für eine schlechte Regierung des Staats angesehen. War umgekehrt gute Zeit, so wurde das auf Rechnung einer vortrefflichen Regierung und eines sittlichen Verhaltens unter den Menschen gesetzt. Wenn lange Dürre oder eine Pest herrschte, that der Kaiser Buße, als rühre das Uebel von ihm her. Daraus folgte auch das Recht der Revolution von Seiten des Volkes. In der Regel vertrat der Kaiser allein den Yang und alles übrige Volk die Yn. Von ihm allein sollte alles Thun und Belieben ausgehen, er allein sollte einen Willen haben, das Volk aber sich allezeit passiv verhalten, außer wenn er selbst die Natur dieses Verhältnisses umkehrte. Mißregierung von Seiten des Kaisers erschien eben so frevelhaft, wie Revolution gegen den Kaiser, denn durch beides wurde die Harmonie zwischen den beiden Urprincipien und der Frieden der Welt gestört. Das Ziel aller Bestrebungen in China war nur, den ewig gleichen Frieden zu erhalten und alles beim Alten zu lassen. Dadurch aber erhielt eine gewisse Gattung von Revolutionen, welche nur das Aufhören einer kaiserlichen Mißregierung und Wiederherstellung des Alten ohne irgend eine Neuerung bezweckte, vollkommene Berechtigung in den Augen der Chinesen.

Kong-fu-tse kannte nur ein Zweigetheiltes, aber der Idee nach harmonisches Weltganze, pantheistisch ohne einen Gott, der etwa innerlich die Gegensätze der Welt verbände, noch der außerhalb und über der Natur stünde. Die Chinesen kannten Gott nicht, bauten auch keinen Tempel, hatten keine Gott geweihten Tage. In ewigem Einerlei philisterten sie fort, ohne einen Sonntag zu machen. Eben so wenig, wie an einen Gott, glaubten sie an eine Unsterblichkeit der Seele. Als die vollkommensten Spießbürger auf Erden kannten sie nichts, als die Alltäglichkeit ihres Daseyns, und wollten von nichts anderm wissen. Was man bei ihnen Tempel nennen kann, waren nur Denkmäler berühmter Mandarinen und Gelehrten und Altäre, auf denen man den Ahnen opferte. Die Ahnen galten mithin als Schutzgeister der Familien und im Glauben an ihre Fortdauer lag eine gewisse Anerkennung der Fortdauer der Seele nach dem Tode, allein die Chinesen machten sich niemals eine klare Vorstellung von dem Leben der Ahnen nach dem Tode. Der Cultus der Ahnen ging nur die Glieder der Familie an, von einem besondern Priesterstande wußte Kong-fu-tse noch nichts.

Die Opfer, welche die Chinesen den Geistern der Gestirne, Winde, Berge, Flüsse, und hinwiederum den Geistern der Landschaften, Städte, des Ackerbaues, der Künste 2c. darbrachten, sind keine Beweise für einen etwa ältern Naturcultus, der sich noch unter der Herrschaft des nüchternen Systems behauptet hätte, sondern erklären sich wohl am einfachsten aus diesem System selbst, sofern man in jenen Genien gleichsam Bürgen des Friedens und der Erhaltung ansprach.

Alle sittlichen Gebote und die ganze Einrichtung des Staats und des Familienlebens bezweckten ein ewiges Einerlei ohne die geringste Abwechslung. Im Staat blieb alles beim Alten. Das Volk arbeitete und gehorchte, die aus ihnen hervorgehenden bessern Köpfe wurden in den Schulen zu Mandarinen herangebildet und wurden dann die Beamten und Räthe des Kaisers, welcher seinerseits an das Herkommen gebunden war und dasselbe nicht verletzen konnte, ohne sich einer Revolution auszusetzen. Man ließ in der Regel eine Dynastie bestehen, so lange sie es nicht zu arg machte.

Innerhalb der Dynastie aber erbte nicht der Erstgeborene, sondern der Fähigste, den der vorige Kaiser zum Nachfolger bestimmte, in der Regel mit Zustimmung der Mandarinen. Man betete den Kaiser wie einen Gott an und er war in der That der einzige, den die Chinesen für Gott hielten, allein er mußte sich wie jeder andere Chinese nach dem Herkommen richten und selbst die Zahl der Schuppen des Drachen auf dem Brustschild seiner Amtskleidung durfte niemals verändert werden. Die Mandarinen (ein portugiesisches Wort) hießen auf chinesisch Koang. Sie bildeten eine wohlgegliederte Hierarchie durch alle Provinzen und ihren Rang bezeichnete seit uralter Zeit die Farbe der Knöpfe und die Zahl der Pfauenfedern auf ihrer zugespitzten Pelzmütze. Einige Koangs übten unter dem Namen der Kotao das Amt der Censur aus (wie im alten Rom) und durften ihr Veto einlegen, wenn der Kaiser das Herkommen verließ. Selbst fremde barbarische Eroberer änderten nichts im System, denn sie wurden immer bald selber Chinesen. Um das Herkommen und die Ordnung aufrecht zu erhalten, diente ein schon sehr früh ausgebildetes Polizeisystem. Die Bewohner jeder Straße waren solidarisch verantwortlich für alles, was in ihrem Bereich vorkam. Die niedern und höhern Mandarinen überwachten alles mit Argusaugen. In den Staatsschulen wurde die Jugend im alten System völlig gleichförmig erzogen. Durch ganz China sah ein Haus dem andern gleich, alle von Holz und mit zeltartig vorspringendem Dach, was noch an das frühere Nomadenleben erinnert. Wie in der Baukunst, so blieb in allen Künsten und Gewerben der chinesische Geschmack unverändert bis auf diesen Tag. Eben so die Volkstracht, welche sich durch die Weite und das Weibische der Gewandung auch beim männlichen Geschlecht und durch grelle Buntheit von der Kleidung aller andern Völker der Erde unterscheidet. Auch der berühmte Zopf war nicht erst eine Neuerung mongolischer Eroberer, wie man gemeint hat, sondern ist in China uralt und der merkwürdige Repräsentant eines Systems, welches im vorigen Jahrhundert nicht in Europa eingebürgert werden konnte, ohne auch den Zopf mitzubringen.

Das Achtungswürdigste und Zarteste im Chinesenthum war die Pietät im Familienleben, obgleich sie die Männer verweichlichte und den Servilismus im Frieden, die Feigheit im Kriege begünstigte. Schon im ältesten Liederbuch der Chinesen kommen Klagen der Refractäre vor, welche die Waffen scheuten, Klagen der Soldaten, die im Felde stehen und gern heim möchten. Sehr achtungswürdig erschienen ferner seit uralter Zeit der Fleiß und scharfsinnige Erfindungsgeist der Chinesen. Mit der zähesten Ausdauer arbeiteten sie seit Jahrtausenden, um sich und ihre Familie ehrlich zu ernähren, nicht durch Raub und Eroberung, wie so viele andere Völker des Alterthums.

Die Regierung sollte immer eine väterliche seyn. Daher die uralten Anstalten der Humanität in China, Hospitäler, Findelhäuser, Blindenanstalten, Versorgungshäuser für Greise ꝛc. und die große Sorgfalt für Schulen. Jeder Chinese ohne Unterschied des Standes mußte lesen und schreiben lernen, sich feine und höfliche Manieren angewöhnen und das Kalokagathon, wenn auch in anderer Art, doch eben so pflegen, wie zu Athen. Deswegen betrachteten sich die Chinesen aber auch, gleich den Athenern, als das einzig gebildete Volk auf Erden und alle andern Völker als Barbaren. Ihr Reich galt ihnen daher von jeher als „das Reich der Mitte", und zugleich als das himmlische oder paradiesische, weil seine Cultur allein ein glückliches und schönes Daseyn ermöglichte. Die Erhaltung dieses wohlhäbigen und gleichsam idealen Zustandes galt dem Chinesen alles und wenn er, um ihn zu erhalten, Krieg führen mußte, so beklagte er den Krieg doch nur als Störung und Ausnahmszustand. Die Hauptaufgabe des Volkes war der Ackerbau, weil es nur von den Früchten desselben leben kann, daher der Kaiser selbst jährlich einmal den Pflug führen mußte.

In Bezug auf das Vereinigen vieler ursprünglich unabhängiger aber von der chinesischen Cultur ergriffener Provinzen zu einem Staate und wieder das Zerfallen desselben in unabhängige Provinzen zeigt die alte chinesische Geschichte ein merkwürdiges Pulsiren. Die erste große Vereinigung der früher noch unabhängigen Theilstaaten

mit dem Mittelreich erfolgte erst unter dem Kaiser Thsin Schi-hoang-ti im J. 246 vor Christo. Dennoch kamen später Theilungen vor. Die kaiserliche Regierung machte desfalls eine förmliche Schule durch. Erst duldete sie, daß die Statthalter der einzelnen Provinzen sich allmählig unabhängig machten. Dann setzte sie nur Verwandte des Kaiserhauses als Statthalter ein und als auch diese nach Unabhängigkeit trachteten, wurden nur noch Statthalter mit sehr beschränkter Vollmacht eingesetzt und immerwährend von der Centralregierung controlirt. Experimente, welche wir auch auf deutschem Boden in wechselndem Verhältniß der Kaiser zu den Herzogen werden wiederkehren sehen.

4.

Lao-tse und Fo.

Obgleich Lao-tse ein halbes Jahrhundert früher aufgetreten ist, als Kong-fu-tse, so mußten wir doch den letztern voranstellen, weil sein System das herrschende in China geblieben ist und ohne Zweifel auch dem chinesischen Volkscharakter am meisten entsprach.

Von Lao-tse wird erzählt, er sey früher als Kong-fu-tse und zwar als ein greisenhaftes Kind mit weißen Haaren und reifem Verstande geboren uud später im 15. Jahrhundert vor und im 6. nach Christo noch einmal wiedergeboren worden. Diese seltsamen Erzählungen sollen nur andeuten, daß seine Lehre uralt ist und in verschiedenen Perioden, wenn gerade die des Kong-fu-tse gesunken war, sich wieder gehoben hat. Es ist die Lehre des T a o. Lao-tse hielt nämlich an der Vorstellung eines einigen und höchsten Gottes (Tao, Ti, Theos) fest und ließ aus demselben die Zweiheit nur emaniren. Der eine Gott aber galt ihm als unkörperlich, als ein Geist, und Vergeistigung durch Reinigung von aller irdischen Trübung und Schwere auch als das Ziel des Menschen. Daher verlangte er Entsagung der Welt, stete Gemüthsruhe, innern Frieden, Quietismus,

beschauliches Leben. Früher als unter den Buddhisten Indiens entstand das Klosterleben schon in China unter den Anhängern des Lao-tse. Die Erscheinung erklärt sich, wenn man erfährt, zu den Zeiten des Propheten sey China durch Zwietracht, Krieg und Sittenverderbniß entsetzlich zerrüttet gewesen und habe er nicht das ganze Volk bekehren können, so hätte sich doch unter ihm, als dem Hirten, eine kleine treue Heerde aus den Schrecknissen der Zeit in die Einsamkeit gerettet.

Seine Lehre behauptete sich bis auf unsere Tage, aber nur bei einer Minderheit der Chinesen. Kong-fu-tse verstand sich, wie wir nicht zweifeln dürfen, auf die chinesische Gemüths- und Denkart besser, indem er seinen Dualismus der Lehre vom Tao entgegensetzte, oder vielmehr nur die alte Vorstellungsweise des chinesischen Volkes neu und sicher formulirte. Großen Ruhm erlangte nach Kong-fu-tse selbst dessen größter Schüler Meng-tse, der die King commentirte (im 4. Jahrhundert vor Christo).

Es leuchtet ein, gegen das herrschende System konnten sich nur geniale Kaiser auflehnen, denen es den Zwang eines allzu langweiligen Einerlei auflegte, oder das hungernde Proletariat, dessen dringendsten Bedürfnissen es nicht abhalf. In der That charakterisirt sich die Bewegung in der chinesischen Geschichte als ein Kampf des Imperialismus einer- und des Proletariats andrerseits gegen die wohlhabende und constituirte Bourgeoisie.

Die dritte Dynastie endete wie die beiden ersten durch Entartung der Kaiser. Im J. 255 kam die vierte oder Tsin-Dynastie auf, deren zweiter und größter Regent Schi-hoang-ti das Reich nach außen gegen die wiederholten Einfälle der nordwestlichen Nomaden durch den Bau der weltberühmten großen Mauer schützte. Dieselbe erstreckte sich vom Meere bis zum Hochgebirge im Westen des Reichs in einer Länge von 400 deutschen Meilen und lief über Berge von mehr als 5000 Fuß Höhe hinweg. Sie war von nur wenigen Thoren, aber vielen Wachtthürmen unterbrochen, sehr hoch, dick und breit, so daß viele Reiter oben auf ihr herumreiten und schnell von einem Thurm zum andern gelangen konnten, wenn es

Noth that. Im Innern des Reiches aber kam der gewaltige Kaiser in Zerwürfniß mit dem Beamten- und Gelehrtenthum des Kong-fu-tse, so daß er sich gemüßigt sah, 460 Gelehrte zum Tode zu verurtheilen und alle Bücher des Kong-fu-tse im ganzen Reich verbrennen zu lassen. Leider sind wir von seinen Beweggründen nicht gehörig unterrichtet. Der Kaiser, heißt es, habe zu viele willkürliche Neuerungen beliebt und auf den Rath der Mandarinen nicht gehört, er habe die alten Opfer auf den Bergen zu erneuern befohlen, die ihm sehr übel genommen wurden, deren eigentliche Bedeutung wir aber nicht kennen. Jedenfalls war der Kaiser nicht gesonnen, sich dem Zwange des Systems zu unterwerfen und gehörte einer neuen, eben erst emporgekommenen Familie an, welche die Anhänger der frühern Dynastie unterdrücken wollte. Er behauptete sich als Herr bis an seinen Tod im J. 210. Gegen sein Geschlecht aber erhob sich bald die übermächtige Opposition der Mandarinen und setzte eine neue, fünfte, die Han-Dynastie ein, deren erster Kaiser Kao-hoang-ti auf der Stelle die Neuerungen wieder abschaffte und das System des Kong-fu-tse herstellte. Weil er aber das Volk mit Steuern drückte, stand es wider ihn auf und erst nach langen Kämpfen stellte Kaiser Kouang-Wuti die Ruhe her und breitete das Reich wie im Osten bis nach Korea, so nach Süden aus, indem er Cochinchina eroberte.

Es ist demnach nicht zufällig, daß gerade damals, ein halbes Jahrhundert nach Christi Geburt, der Buddhismus aus Indien nach China eingeschleppt wurde. Die südliche Eroberung brachte China mit Indien in Berührung, die Lehre Buddhas aber diente nur der des Lao-tse zur Stärkung und Verjüngung, denn zwischen beiden herrschte eine große Aehnlichkeit. Buddha empfing in China den Namen Fo und seine Lebensgeschichte wurde in phantastische Märchen gehüllt, seine Lehre aber erfreute sich eines großen Beifalls hauptsächlich in den niedern Volksschichten und bei den Unterthanen der Länder, welche China unlängst erst waren unterworfen worden. In Indien selbst waren es die verachteten, niedrigsten Kasten gewesen, in denen die neue Lehre sich am meisten ausgebreitet hatte und aus dem nämlichen Grunde. Die Lehre des Kong-fu-tse war die des

herrschenden, erobernden, tyrannisirenden Volkes, der Vornehmen und Reichen. Die Buddhalehre mußte daher allen denen zusagen, welche unter jenen Herrn zu leiden hatten, mußte ihnen Trost im Leiden gewähren oder sie stolz aufrichten. Aus gemeinen Bettlern wurden geistige Bettler und China wimmelte bald von Buddhadienern, wandernden Priestern und Mönchen, die man später mit dem allgemeinen Namen der Bonzen brandmarkte. Doch wurde nicht sowohl das eigentliche China der Hauptsitz des Buddhismus, als vielmehr die Grenzländer desselben, wie im Süden Cochinchina, so im Westen Tibet, im Osten Japan. In der Mitte behauptete die Lehre des Kong-fu-tse immer noch die Oberhand, wenn auch die Kaiser aus Staatsrücksichten den Buddhismus daneben duldeten.

Die Mongolen in den Wüsten und Gebirgen rings um China her scheinen ursprünglich einen Sonnen- und Sternendienst gekannt zu haben, welcher im Norden bei den tugusischen und finnischen Stämmen mehr in einen Dämonendienst und Geisterbeschwörungen (Schamanismus) überging. Dieser Uebergang scheint natürlich. Nomadisirende Hirten waren die ersten Anhänger des Sonnen- und Sternendienstes, weil sie immer in der freien Natur lebten, in den rauhen Steppen des Nordens aber wurden sie durch unheimliche Naturerscheinungen wie durch Geisterspuck geschreckt und gereizt. Alter Sterndienst verräth sich noch in den Märchen der Kalmucken. Dschangar, der berühmteste ihrer Helden, von zwölf Genossen begleitet, erscheint, als Sonnenheros, wie auch seine Thaten in so vielen Liedern als Tage im Jahre beschrieben sind. Noch charakteristischer ist der mongolische Held Chunong. Derselbe entstand aus einem großen Ei, das die Tochter des Gottes Hohangho geboren hatte, nachdem sie in der Sonne liegend von einem Sonnenstrahl getroffen worden war. Ein böser König, der seine Mutter eingesperrt gehalten hatte, machte ihn zu seinem Pferdehüter. Chunong aber ließ die guten Pferde hungern und fütterte die schlechten. Dadurch getäuscht nahm der König die letzteren und ließ die ersteren jenem. Als Chunong auch als großer Jäger fast alles Wild vertilgte, begann der König ihn zu verfolgen, Chunong floh und

kam an den Fluß Puschwi. Als er diesen anrief und sich als Kind der Sonne zu erkennen gab, bauten ihm die Fische aus ihren Leibern eine Brücke und er kam in ein fremdes Land. Gewiß ein sehr alter Mythus. — Auch die alte Sitte der Vielmännerei wird auf die Sonnen- und Mondkinder zurückgeführt. Zwei Brüder, Sonnen- und Mondschein, wurden, nachdem sie viele Gefahren unter bösen Feinden ausgestanden hatten, mit einer gemeinschaftlichen schönen Frau beschenkt. Auch Apaokhi, der Stammvater der mongolischen Khilans war ein Sonnensohn, geboren von einer Jungfrau, die von der Sonne rings umfaßt wurde.

Ein Theil der Mongolen nahm auch einmal die Lehre Zoroasters an, wovon noch das merkwürdige Märchen von Gesser Chan Beweis liefert, in welchem nicht nur Ormuzd unter dem Namen Chormusda wiederkehrt, sondern auch der Kampf des Guten und Bösen im Sinne der Zendavesta, wenn auch mit viel mongolischer Phantasterei durchgeführt ist.

So nun vorbereitet, an solche Nomadenvorstellungen gewöhnt und mit einem solchen eigenthümlichen Geschmack nahmen die mongolischen Reiter und Hirten den Buddhismus auf und gaben ihm daher eine neue sehr phantastische Färbung. Allein er wurde ihnen zum Segen. Die humane Milde und Güte, die er forderte, war gerade das, wovon sie bisher am wenigsten gehabt hatten, und bis auf den heutigen Tag fließen alle Tugenden der Mongolen aus der Sanftheit des Buddhismus her. Sonst würde überall bei ihnen nur der alte Schmutz und die rohe Grausamkeit zu erblicken seyn, in welcher sie früher alle Völker der Erde übertroffen haben. Im Uebrigen mag der äußere Glanz des buddhistischen Gottesdienstes und mögen seine vielen Bilder dem niedern Volke auch mehr zugesagt haben, als der eigentlich nur innerliche und ganz kirchenlose Glaube der privilegirten Classen.

Einer der nächsten Kaiser, Ming-ti, interessirte sich für Buddha und schickte im J. 65 eine Gesandtschaft nach Indien, um sich näher mit derselben bekannt zu machen. Durch seine Duldung machte die neue Secte Fortschritte in China und gerieth bald in offenen Kampf mit den Anhängern des alten Systems.

5.

Chinesische Cultur.

Alles ist in China anders, als im Abendlande. Die Chinesen stehen mit ihrer alten und hohen Cultur uns fremd gegenüber, obgleich wir uns selbst der Cultur befleißigt haben. Der grelle Gegensatz zwischen der gelben und der edlen weißen Race tritt schon in der Sprache hervor. In allen arischen Sprachen, daher auch in der unsern, herrschen die organischen Wortbildungen vor, d. h. dasselbe Wurzelwort wird substantivisch, adjectivisch, verbalisch &c. angewendet, declinirt und conjugirt, indem man es auf eine regelmäßige Weise flectirt. In der chinesischen Sprache dagegen wird jeder Begriff nur durch ein einsylbiges unveränderliches Wort ausgedrückt und verschiedene Bedeutungen und Beziehungen desselben können nur durch die verschiedene Betonung dieser einen Sylbe oder durch Danebenstellung eines andern einsylbigen Wortes bezeichnet werden. Eben so atomistisch und nur eine mechanische Zusammenfügung ist die chinesische Schrift. In den ältesten Zeiten bedienten sich die Chinesen der Knotenschrift, die in verschiedenartigen an einer Schnur angebrachten Knoten bestand. Nachher sollen die Zeichnungen auf dem Rücken einer Schildkröte ihnen zum Vorbild der Buchstabenschrift gedient haben. Die einzelnen Zeichen waren ursprünglich Hieroglyphen, eine Bilderschrift, die jedoch eine conventionelle Vereinfachung erlitt. Den Begriff Thräne z. B. drückte man durch das Zeichen des Wassers in Verbindung mit dem Zeichen des Auges aus. Die aus solchen Zeichen zusammengesetzten Wörter werden von den Chinesen allezeit unter einander in verticalen Zeilen geschrieben und die Zeilen folgen sich von der rechten zur linken Hand. Alle chinesischen Blätter und Bücher fangen für uns von hinten an. Auch werden sie nicht nach unserer Art geschrieben, sondern gemalt, wozu man sich scharzer Tusche und eines Pinsels bedient. Die große Akademie der Wissenschaften in China heißt deshalb der Pinselwald.

Auch die Kunst der Chinesen ist sehr eigenthümlich. Ihre Gebäude haben nichts Erhabenes, noch Schweres und Festes. Auch die reichsten Paläste und Tempel sind nur leicht und niedrig gebaut, streben nicht nach der Höhe, sondern dehnen sich mehr in die Länge aus und haben noch die Formen der Zelte und Hütten beibehalten, deren sich die Vorfahren in den Steppen bedienten. Der eigentliche Typus chinesischer Gebäude ist daher der offene oder halboffene Pavillon mit zierlichem Gitterwerk, Altanen und Lauben. Die Dächer gleichen nur Baldachinen oder Zelten. Zur Zierath dienen ihnen an den vier Ecken gewöhnlich Drachenfiguren, welche zugleich als Wasserrinnen gebraucht werden. Wo es irgend seyn kann, werden die Häuser mit Gärten verziert. Die Gartenkunst ist in China sehr alt und eigenthümlich. Mit dem Sinn für landschaftliche Schönheiten verbindet sich hier ein seltsamer Ungeschmack. Der reiche Chinese möchte gern aus seinem Garten einen Auszug der ganzen Natur machen. Er häuft daher alles mögliche in demselben Gartenraume zusammen: Wasserpartien, kleine Seen, Bäche, Wasserfälle, Springbrunnen, phantastische Brücken, künstliche Felsen und Höhlen, kleine Tempel, kleine Wälder, Gebüsche, Laubengänge, Obst und Blumen. Besonders liebt der Chinese, die Laubbäume künstlich zu beschneiden und aus den Laubkronen und Zweigen oder aus den Wurzelstöcken menschliche und thierische Figuren zu schneiden. Endlich werden die Gärten mit vielerlei zahmen oder vergitterten Thieren bevölkert. Auch die Fische spielen in einem so wasserreichen Lande eine bedeutende Rolle. Goldfische im Zimmer zu halten, ist uralte chinesische Sitte.

Die chinesische Malerei ist außerordentlich bunt und darf sich der schönsten Farben, oft auch einer feinen Zeichnung rühmen, weicht aber niemals vom Herkommen ab, welches weder einen Schatten, noch eine Perspective anzubringen erlaubt. Die Bilder sind daher allzu hell und grell. In den religiösen und geschichtlichen Gemälden herrscht eine rein conventionelle Häßlichkeit vor, während man doch in der Wirklichkeit unter beiden Geschlechtern in China ganz intelligente und anmuthige Physiognomien findet. Man sollte glauben, die Maler hätten den heiligen oder patriotischen Gegenstand satyrisch

behandelt und absichtlich karikirt. Dem aber ist nicht so. Der häßliche Typus ist einmal der herkömmliche und geheiligte. Der nordische Nomade, den in der Einsamkeit der Wüste so viel Dämonisches erschreckte, nahm die Vorstellungen davon noch in den Culturzustand hinüber, und in ihren häßlichsten Exemplaren grinzte sich die mongolische Race selbst larvenartig, gespenstisch und dämonisch an.

Aus der unfruchtbaren Steppe brachten die Chinesen auch manche uns ekelhaft erscheinende Gewöhnung mit, z. B. das Essen von unreinen Thieren aller Art, von Ratten, Katzen, Hunden ꝛc. aber auch im Culturlande drängte die Uebervölkerung oft Hungersnoth.

Die Pietät und Innigkeit im chinesischen Familienleben überrascht um so mehr, als sie mit Vielweiberei gepaart ist. Neben dieser letzteren besteht im benachbarten Tibet sogar Vielmännerei. Aber das friedliche Zusammenleben mehrerer Männer mit einer Frau wird hier, wie das mehrerer Weiber mit einem Manne dort gerühmt und soll durchaus gewöhnlich seyn. Darin liegt der stärkste Beweis, daß in der mongolischen Race das Individuum gleichsam in der Familie aufgeht und sein Einzelinteresse dem der Familie unterordnet.

Der Reichthum in China hat den Ackerbau zur Grundlage und zwar wird vorzugsweise Reis angebaut. Die Baumwolle ist erst später cultivirt worden, der Thee nicht vor dem 6. Jahrhundert nach Christo. Auch sind die Chinesen unstreitig die Erfinder des Branntweins (Samtschu), der Seidenzucht aus Seidenraupen und des Porzellans. Als Schutzgeist des letztern gilt Pu. Aus Furcht, eine große Porzellanvase, die er für den Kaiser machen sollte, werde ihm nicht gelingen, sprang dieser edle Künstler in den flammenden Ofen, nachher aber kam die Vase in schönster Vortrefflichkeit aus dem Feuer. Das Papier kannten die Chinesen nicht nur eben so lange wie die Aegypter, sondern sie besaßen auch schon im 6. Jahrh. nach Christo gedruckte Bücher. Sehr alt war bei ihnen die Entdeckung des Magnets. Schon im 12. Jahrhundert vor Christo fuhr ein chinesischer Gesandter durch die Wüste mit einem Wagen, auf welchem vorne eine menschliche Figur angebracht war, die mit der beweglichen Hand stets nach Süden zeigte, also denselben Dienst leistete, wie unsere

heutigen immer nach Norden zeigenden Compasse. Eine dem Schieß-pulver ähnliche Erfindung hatten die Chinesen auch vorlängst gemacht, aber man hat sich getäuscht, wenn man ihnen Kanonen zugeschrieben hat. Diese lernten sie erst sehr spät durch die Europäer kennen.

Trotz ihres nüchternen Verstandes hingen die Chinesen sehr dem Aberglauben an in Bezug auf Vorbedeutungen, Medizin und Zauberei. Das war aber eine natürliche Folgerung aus ihrer dualistischen Weltanschauung. Weil sie glaubten, das sittliche und geschichtliche Leben spiegle sich im Naturleben ab, suchten sie es auch in diesem Spiegel zu studiren und daraus Mittel zu schöpfen, ihre Angelegenheiten zu verbessern. Die Medizin war daher bei ihnen ganz so astrologisch wie bei den Babyloniern und Aegyptern und ist es heute noch.

Schiking, das heilige Buch des Kong-fu-tse, enthält die ältesten Volkslieder der Chinesen. Obgleich sich darin schon der chinesische Zopf bedeutend geltend macht (im politischen Servilismus, in der Bewunderung der Rangzeichen, der Amtskleider, in der ängstlichen Umständlichkeit des Ceremoniels und Aberglaubens, endlich auch in der echten Philisterhaftigkeit des Beruf- und Familienlebens), so überwiegen doch noch bei weitem die rein menschlichen Motive und die echt poetische Empfindung, ja es fehlt jenem Servilismus nicht der Gegensatz gerechten Zürnens über schlechte Regierungen und der Klage im Namen eines unterdrückten Volkes. Am berühmtesten wurde das Heimwehlied einer unter die Barbaren der Mongolei verheiratheten chinesischen Prinzessin:

Meine Verwandten haben mich vermählet,
Und zwangen mich in diesem fernen Lande zu wohnen.
Elende Zelte sind mein Palast,
Dessen Wände Pfähle bilden.
Rohes Fleisch ist meine Nahrung,
Und saure Milch mein Getränk.
O Vaterland, mein Sinn steht nur nach dir!
Mein Herz ist tief verwundet;
Wäre ich doch ein Vogel
Um zu dir zu fliegen.

Schauerlich ist das Fluchlied eines Eunuchen und das politische Lied vom mageren Schaf mit dem großen Kopfe:

Unseres Schafes Leib ist mager
Und sein Haupt ist viel zu groß.
Stattlich ist das Heereslager,
Doch betrübt des Landes Loos.

6.

Japan.

Unter diesem Namen versteht man die große Inselgruppe im Osten von China. Die überaus zahlreiche Bevölkerung derselben stammt aus China. Als nämlich dort der große Schi-hoang-ti regierte, wollte sich ein kluger Arzt der Gewalt dieses tyrannischen Fürsten auf eine gute Art entziehen und überredete denselben, in weiter Ferne wachse ein Kraut, dessen Genuß die Unsterblichkeit gewähre. Das wolle er für den Kaiser herholen, damit derselbe sein gegenwärtiges Glück in Ewigkeit fortgenießen könne. Doch müsse er 300 reine Jünglinge und 300 reine Jungfrauen mitnehmen. Der Kaiser bewilligte ihm alles, der Arzt aber fuhr davon, entdeckte Japan, bevölkerte es mit seinen jungen Gesellschaftern und kam nicht wieder.

Daß Japan nur eine Colonie von China ist, geht aus der Uebereinstimmung im Charakter, in den Sitten und Einrichtungen beider Völker hervor. Die Japaner sind häßliche Mongolen, wie die Chinesen, aber längst civilisirt, schulgerecht gebildet, überaus industriell, in volkreichen Städten vereinigt und despotisch regiert. Indeß haben sie sich von China unabhängig zu erhalten gewußt und sind nicht so sehr verweichlicht, wie die Chinesen. Man hält sie durchgängig für mannhafter. Sie selbst wollen nichts davon wissen, daß sie von den Chinesen abstammen, sondern behaupten Ureinwohner ihres Landes zu seyn und datiren ihren Ursprung um hunderte von Jahrtausenden zurück. Der Name Japan soll bedeuten Jih-pun-quo, Königreich des Ursprungs der Sonne.

In den religiösen Vorstellungen des Volkes spielt die Sonne und die Planetenreihe eine so bedeutende Rolle, daß Kämpfer, der sich so lange in Japan aufhielt, auf den Gedanken kommen konnte, die ersten Bewohner Japans möchten zur See verirrte Babylonier (oder Araber, die gleichfalls dem Sternendienst ergeben waren) gewesen und somit die Cultur nicht von China nach Japan, sondern von Japan nach China gekommen seyn. Dies ist nicht wahrscheinlich, weil das mongolische Element in Japan überwiegt, gewiß aber ist dort ein auffallendes Hervortreten des Sternendienstes in älterer Zeit, der sich später noch dem Buddhismus vermittelte, während die Lehre des Kong-fu-tse Japan fehlt.

Der ältesten Götter und Herrscher Japans sollen sieben gewesen seyn, unstreitig die Planeten, die wir uns aber als Emanationen aus einem höchsten Gott denken müssen. Der letzte der sieben, Izanagi Mikotto, stand einmal auf der Himmelsbrücke und sah unter sich nichts als Wasser; da beschloß er die Erde zu schaffen, tauchte seinen mit Edelsteinen besetzten Speer ins Wasser und schuf aus den vom wieder herausgezogenen Speer abfallenden Tropfen die japanischen Inseln. Damals war noch kein Mensch vorhanden und unter den Göttern selbst die Fortpflanzung noch unbekannt. Als aber Izanagi einmal ein Paar Bachstelzen sah, ahmte er mit seiner Gemahlin Izanami deren Liebkosungen nach und zeugte mit ihr die folgenden noch halbgöttlichen Herrscher, die Mikados (verkleinert aus Mikotto). Das Götterpaar aber erhält eine höhere Bedeutung durch die japanischen Urkunden, nach welchen der Stammvater der Mikados der höchste Geist des All, die Stammmutter aber die Sonne, die Seele der Natur war. Das höchste geistige Urwesen der Welt verharrt in ewiger Ruhe unabhängig von den aus ihm heraustretenden Emanationen der Götter. Die Kaiser von Japan, die nur die Götterdynastie fortsetzen und unmittelbar von ihr abstammen, die Mikados sind daher verpflichtet, dem ersten Ahnherrn, dem geistigen Urwesen zu gleichen, müssen sich daher völlig passiv verhalten und dürfen niemals mit der Erde in Berührung kommen. Diese heißen auch Tensin

(Himmelssöhne) und Dairi (was eigentlich nur ihren Hofstaat bedeutet) und existiren bis auf den heutigen Tag. In ihnen soll sich das ewige Urwesen immer neu verjüngen. Sie müssen stets über der Erde schweben, auf Thronen, im Bette oder sich tragen lassen, nie dürfen sie den Fuß auf den Boden setzen. Ihr Leib ist heilig, ihr Haar, ihre Nägel, ihre Excremente sogar gelten als Reliquien ꝛc.

Das weibliche Urwesen, jenem männlichen entsprechend, ist die Sonne, in Japan wie bei uns Deutschen immer weiblich gedacht zum Unterschied von allen andern Völkern, welche sie männlich denken. Für ihre Geburtsstätte hält man Jahai, wo daher ein prachtvoller Sonnentempel steht, zu dem jeder Japaner einmal in seinem Leben wallfahrten muß. Wie die Griechen den Sonnengott Apoll in Verbindung mit der Musik bringen, so auch die Japaner ihre Sonnengöttin. Sie war nämlich einst von ihrem Bruder, dem Gott der Stürme, der ihre Saaten zerstörte, grausam verfolgt, verwundete sich aus Schrecken mit ihrer Weberspuhle und verbarg sich in eine Höhle. Da hatte die Welt kein Licht mehr; vergebens baten sie die übrigen Geister, wieder heraus zu kommen. Erst als sie die Musik erfanden, wurde die schöne Göttin durch die süßen Töne wieder hervorgelockt. — Die Stürme sind den Japanern immer böse Geister, welche zarte Frauen verfolgen. So wurde die Königin Zinga einst auf dem Meere von ihnen überfallen, aber durch treue Fische gerettet, welche ihr Schiff umgaben und mitten im Sturme emporhoben.

Dem alten Sternendienst gehört auch eine merkwürdige japanische Sage von der Milchstraße an. Diese (Amano Gava) fließt zwischen den Wohnungen eines himmlischen Ehepaars, des Inkai und der Tanabatta. Nur in der 7. Nacht des 7. Monats kommen sie zusammen und umarmen sich, falls es nicht regnet. Regnet es, so vermögen sie es nicht. Wenn aber die Umarmung erfolgt, so gibt es ein unfruchtbares und theures Jahr.

Auf den alten Sternendienst hat sich nun in Japan der Buddhismus gepflanzt, und der Sonnengott wurde zum Buddha. Nach einem Mythus, der ohne Zweifel aus Hinterindien stammt, heißt er Xara, dessen Mutter ihn gebar, nachdem sie im Traum einen weißen Ele-

phanten aus ihrem Munde hatte hervorgehen sehen. Gleich nach der Geburt tödtete er seine Mutter und hielt eine Hand gen Himmel, die andere gegen die Erde, ausrufend, daß im Himmel und Erde niemand heiliger als er sey. Er ordnete die Seelenwanderung an, jeder Mensch muß 80,000 Mal wandern bis er als weißer Elephant wiedergeboren wird und dadurch in die Gottheit zurückkehrt. — Nach einer andern Auffassung, die wohl aus China oder Tibet stammt, heißt er Amida (so viel als O-mi-to, so hab ichs gelernt) und war nur ein weiser Lehrer, der sich aber in den Himmel erhoben haben soll, um daselbst die, welche seiner Lehre gemäß leben, zu empfangen und mit ewiger Seligkeit zu beglücken. Selbst auf die Hölle erstreckt sich sein Einfluß dergestalt, daß er den Höllengott bewegt, die Verdammten früher zu entlassen, worauf sie noch einmal ins irdische Leben zurückkommen und neue Gelegenheit haben, Amidas Lehren nachzuleben. Das Vertrauen zu diesem Gott ist daher so groß, daß sehr viele Japaner zu seiner auf einer einsamen Klippe im Meer errichteten Statue hinfahren und sich vor derselben freiwillig ertränken, in der Hoffnung, dann sogleich in seinen Himmel versetzt zu werden. Sein Bild trägt in einer Hand die Sonne, in der andern den Mond. Zu Jeddo sieht man auch sein kolossales Pferd, dessen Hufe mit Diamanten bedeckt sind. Wieder auf einem andern Bilde hat er einen ungeheuern dicken Bauch, der nichts als eine große Sonne ist. Greise und Leichen hüllt man in ein Papierkleid, auf dem seine Thaten geschrieben stehen, dann kommen sie in den Himmel.

Der Thee hat in Japan eine Legende von wahrscheinlich buddhistischem Ursprung. Der daselbst hochverehrte Büßer Darma schnitt, um auch bei Nacht seine Betrachtungen und Gebete fortsetzen zu können und durch Schlaf nicht gestört zu werden, sich die Augenlider ab. Aus Wohlgefallen an dieser Handlung machten die Götter die abgeschnittenen Augenlider zu Thee, welche Pflanze seitdem die Eigenschaft hat, wach zu erhalten.

Diese Züge mögen genügen, um die Eigenthümlichkeit der japanischen Religion in ihrem Unterschiede von der chinesischen zu bezeich-

nen. Sie ist durchaus mehr der Natur zugewendet und nicht, wie in China, der Speculation.

Die Geschichte Japans ist märchenhaft und bietet nur wenig Interesse dar. Erst im Jahr 200 nach Christo bekriegte Japan die ihm benachbarte große Halbinsel Korea, mußte sie aber wieder an China überlassen. Korea gleicht in seiner geographischen Beschaffenheit sehr der italienischen Halbinsel, das Volk aber ist als sinnlich, üppig und unkriegerisch verrufen. Der Buddhismus drang nach Japan erst im 6. Jahrhundert nach Christo und scheint mit dem älteren Sonnencultus dergestalt verschmolzen zu seyn, daß der Mikado selbst als Buddha in seinen stets neuen Verjüngungen anerkannt wurde. Die Herrschaft dieses Kaisers, der zugleich Papst oder Gott selbst war, dauerte ununterbrochen bis ins 12. Jahrhundert nach Christo, wo sich ihm ein weltlicher Kaiser oder Siogun entgegenstellte, ihm die eigentliche Regierung abnahm und ihm nur die geistliche Gewalt überließ.

Die größte Stadt Japans ist Jeddo, dann folgt Miyako, Residenz des Dairi, und die Handelsstadt Ohosaka. Alle diese Städte, wie das ganze Leben in Japan, haben ein dem chinesischen durchaus ähnliches Gepräge.

Register zum zweiten Bande.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Menzel, Wolfgang, 1798-1873 [Verfasser]

Allgemeine Weltgeschichte von Anfang bis jetzt in zwölf Bänden

Bd.: Zweiter Band

Stuttgart 1862